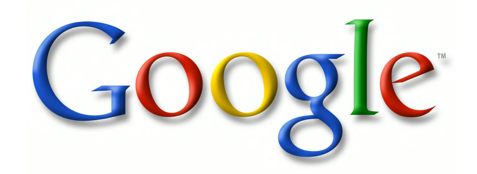
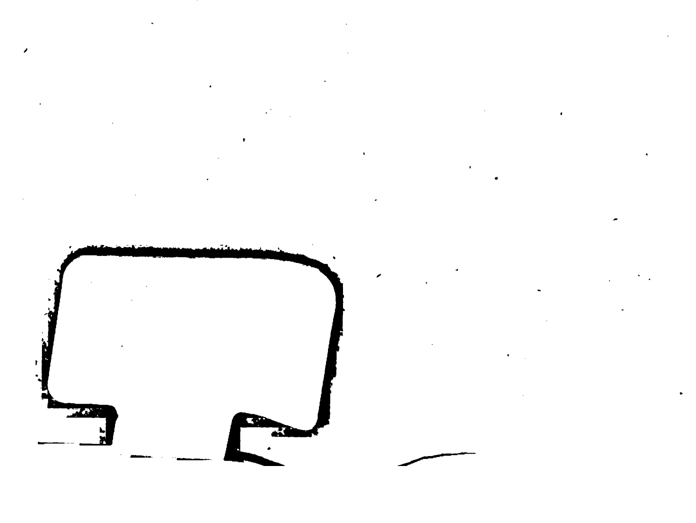
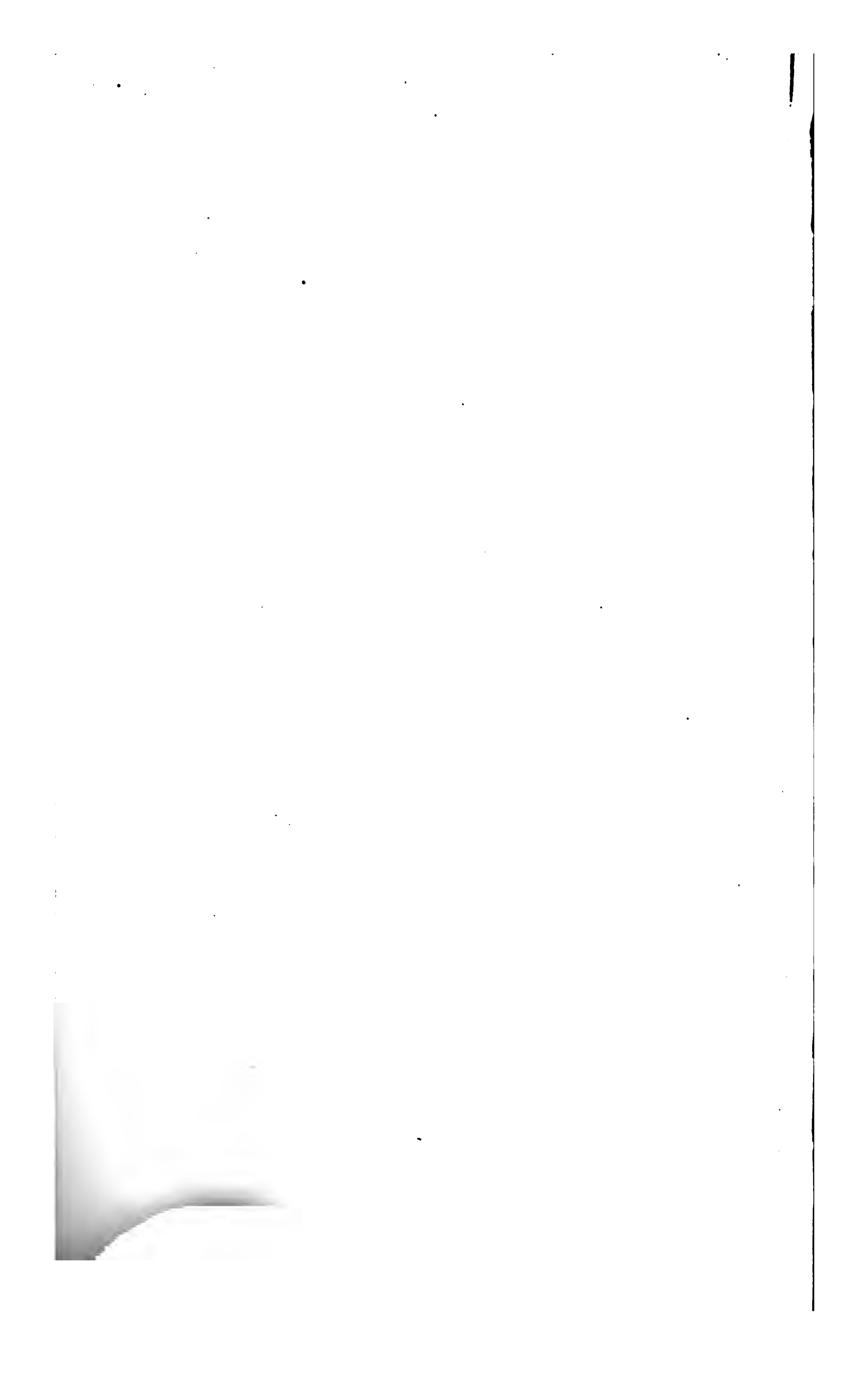
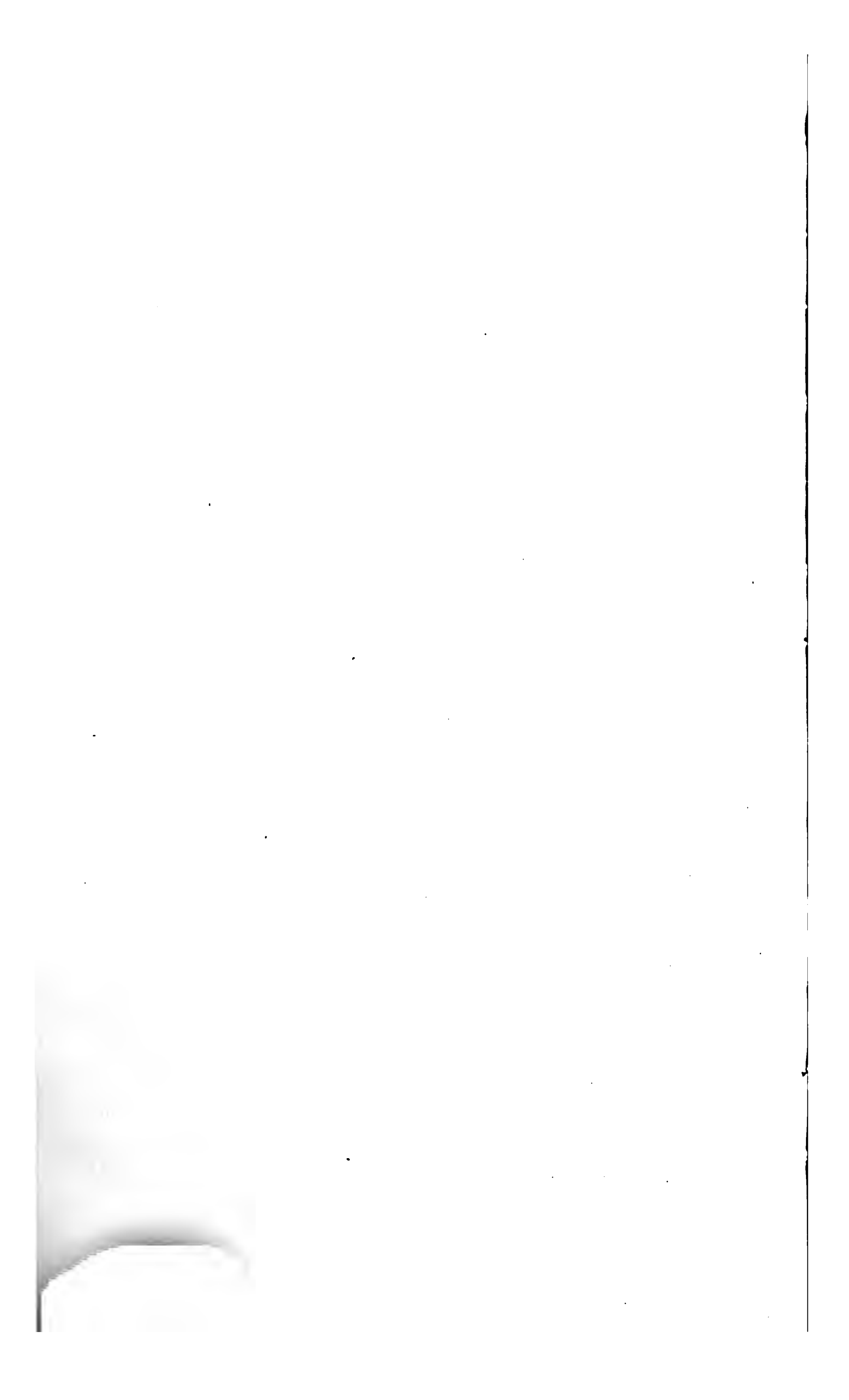




NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07024411 0







INTERNATIONALE

WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

XXXVIII. BAND.

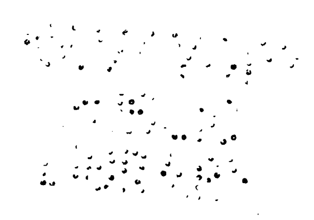
INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

DIE
VÖLKER AFRIKAS.

VON

ROBERT HARTMANN,
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN.

MIT 94 ABBILDUNGEN IN HOLZSCHNITT.

LEIPZIG:
F. A. BROCKHAUS.

1879.

VORWORT.

In diesem Büchlein biete ich der Leserwelt der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" den Versuch einer kurzen Schilderung der Völkerschaften Afrikas in ihrem Sein und Wirken dar. Freilich sind es nur Umrisse, welche ich hier zu ziehen vermag. Trotzdem hoffe ich, durch dies Bändchen nicht allein manchem Jünger der Ethnologie einige Anregung gewähren, sondern auch ein grösseres Publikum unterhalten zu können. Gerade jetzt sind die Blicke der denkenden und strebenden Menschheit auf den geheimnissvollen Erdtheil gerichtet, auf dessen Karten, dank dem Forschungsgeiste der Zeit, mehr und mehr jener weissen Flecke verschwinden, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten so trostlose Lücken in unserer Kenntniss darstellten. Zur ganz besondern Genugthuung würde es mir aber gereichen, wenn einer oder der andere Afrikareisende sich veranlasst fühlen sollte, mein Büchlein seinem Gepäck einzuverleiben, und wenn er unterwegs daraus einigen Gewinn ziehen könnte.

Die Illustrationen, welche mir für das nähere Verständniss nothwendig erschienen, sind theils neu, theils rühren dieselben aus dem reichen ikonographischen Besitze der Verlagshandlung her, welche mir die Clichés zur Verfügung gestellt hat.

Berlin, im Juli 1879.

HARTMANN.

INHALT.

ZWEITES BUCH.

Von der körperlichen Beschaffenheit der Afrikaner.

DRITTES BUCH.

Häusliche Einrichtungen, Sitten, Gebräuche, Recht u. s. w. der Afrikaner.

1. Häusliche Einrichtungen.

2. Kleidung und Zierath.

Seite

3. Bewaffnung.

4. Ackerbau und Viehzucht.

5. Nahrung.

6. Gewerbthätigkeit.

7. Handel und Verkehr.

Seite

8. Sitten und Gebräuche.

9. Religöse Vorstellungen.

10. Regierung und Staatsverfassung.

11. Rechtsverhältnisse.

13. Sklaverei.

VIERTES BUCH.

Krankheiten.

FÜNFTES BUCH.

Sprachen.

SECHSTES BUCH.

Schlussbetrachtungen.

VERZEICHNISS DER HOLZSCHNITTE.

Die hier mit einem * versehenen Figuren sind Originale.

Einleitung.

Als ich Aegyptens niedriges Meeresgestade bei Alexandria betrat, glaubte ich in den mir begegnenden Fellah, Nubiern und Schwarzen Typen gänzlich verschiedener Menschenrassen zu erkennen, welche einander von Hause aus fremd, nur durch den Zufall des Tages zusammengewürfelt worden seien. Alte Lehren, alte Erinnerungen, längstgehegte Gedanken tauchten in mir auf, als ich die lebenden Völkergalerien durchmusterte. Beim Betreten des grossen Gewühles in Massr-el-Qahireh, der begnadeten und gelahrten Stadt des mohammedanischen Orient, verwirrte sich anfänglich das sich mir eröffnende Bild. Ich will hier nicht erst von den grell und phantastisch gekleideten Arnauten sprechen, deren damals acht Regimenter ihre Rosse im Staube Altkairos tummelten, nicht von den stahlgepanzerten Tscherkessengarden des Statthalters Said-Pascha, nicht von den Pilgrimen [1] aus Turkistan, nicht von den Händlern und Dellâlen [2] aus Smyrna, Beirut, Damascus, aus Basra, Bagdad, Meschhed und Ispahan, nicht von den ernsten osmanischen Paschas, Beys und Aghas, den derzeitigen Gebietern des Landes, sie waren ja, gerade wie die Armenier, Griechen und Franken [3], auffällige, leicht erkennbare Fremdlingsgestalten auf Afrikas Boden. Ganz anders aber verhielt es sich mit

allen denen, welche mit dem leicht aussprechbaren und vielfach so leichtfertig gebrauchten Worte Araber betitelt wurden, ferner mit jenen in den Barbareskenstaaten, im sogenannten Magreb oder afrikanischen Nordwesten angeworbenen, unfern Bulak in der Zahl von 4000 campirenden Reitertruppen, ferner mit den zahlreichen Vertretern aller jener nilotischen, centralen und westlichen Stämme, bei deren Anblick sich die mir schulgerecht dünkende Frage aufwarf, sind das Semiten, Hamiten, sind das Kaukasier oder Aethiopier?

Erst als sich die zu Beginn an mir vorüberjagenden, einander gewissermaassen überstürzenden Eindrücke zu ordnen begannen, vermochte ich die Einzelheiten des Völkergemäldes besser aufzufassen und zu sichten. Später allmählich, nilaufwärts ziehend, Landschaft um Landschaft durchmessend, bis in den Steppen und Wäldern der Funje die trotzigen feindseligen Ingassena, an den Zinnen des Fazoglobergs das unbarmherzige Fieber weitern Wanderungen, wenn auch nicht weitern Forschungen ein Ziel setzten, da änderten sich die ursprünglichen, von alten Vorurtheilen beherrschten Ansichten über die Völker Afrikas sehr wesentlich. Ich gelangte bereits auf afrikanischem Boden zu der Ueberzeugung, dass hier mit den Begriffen Kaukasier, Aethiopier, Semiten und Hamiten im ganzen sehr wenig anzufangen sei, so wenig wie etwa mit den Begriffen Arier, Indoeuropäer, Turanier. Ich merkte, dass die ethnologische Forschung für die Aufhellung der verwickelten Völkerverhältnisse der nördlichen Hälfte Afrikas andere Bahnen aufsuchen müsse, als die bisher meist übliche einer einseitigen Gegenüberstellung scharf begrenzter Rassengegensätze und als verbrauchte Sammelbezeichnungen für Völker, die einmal nicht unter den Hut doctrinärer Anschauungen zusammengezwängt werden können. Neben der möglichst ausgedehnten Selbstbeobachtung lebendigen Völkermaterials, zu welcher besonders der gänzlich unverdiente Ruf eines hervorragenden Arztes[4] die Wege in vorher kaum geahnter

Weise ebnete, waren mir natürlich die Erzeugnisse des Todes, d. h. Leichen, Skelete, Schädel, vorzügliche, in reicher Fülle gebotene Forschungsobjecte.[5] Daneben erwiesen sich gleich von Anfang an die altägyptischen Wandgemälde, Reliefbilder, Büsten und Statuen, die charakteristischen Schöpfungen einer urwüchsigen, barocken, aber im Risse stets das Eigenthümliche, das Nationale treffenden Kunstlebens als vorzügliche Hülfsmittel zur vergleichenden, mitten auf geschichtlichem Boden sich bewegenden allgemeinern und zur Detailforschung. Später wurde — auch daheim — keine Gelegenheit versäumt, Afrikaner zu sehen und zu untersuchen. Sie bot sich, dank unsern regen heutigen Verkehrsverhältnissen, häufiger dar, als ich in den ersten Tagen meiner Rückkehr aus Afrika hoffen zu dürfen geglaubt. Ferner wurden die Gemälde und Zeichenmappen hervorragender Künstler, begabter Dilettanten, der Vernet, Gérome, Gentz, Richter, Makart, R. Kretschmer, Alma Tadema, Daniell, der C. Harris, Baines, Harnier, Schweinfurth, Pechuël-Loesche u. a., endlich die unvergleichlichen Erzeugnisse der Photographie, die Leistungen der Hammerschmidt, James, Sébah, Trémaux, Kisch, Fritsch, J. M. Hildebrandt, Falkenstein, Elton, Playfair, Joaque, Buchta und zahlreicher anderer (mir zum Theil persönlich Unbekannter) eine stete Quelle weiterer Belehrung.

Mehr und mehr lernte ich einsehen, dass die Bezeichnung Neger für die dunkelhäutigen kraushaarigen Bewohner eines grossen Theiles von Afrika sehr häufig in misbräuchliche Anwendung gezogen werde. Ich schlug daher schon vor Jahren für jene grosse Völkergruppe die mehr präcisirende Bezeichnung Nigritier vor.[6] Es entstand mein so betiteltes Buch[7], eine Anzahl Studien geschichtlicher, ethnographischer, sprachlicher und physisch-anthropologischer Natur, welche, zu einer monographischen Arbeit vereinigt, mich noch gegenwärtig beschäftigen. Nachfolgendes Schriftchen soll nun nicht etwa einen Auszug aus obigem Buche

bringen, sondern es soll in ganz selbstständiger Behandlung einen Einblick in das Leben der gesammten bis jetzt bekannt gewordenen Menschheit Afrikas gewähren. Vielleicht wird gerade diese Art der Darstellung eines selbst noch vielfach unfertigen und noch lebhaft umstrittenen Themas ihre Freunde gewinnen.

ERSTES BUCH.

Afrikanische Menschenstämme und deren Wohnsitze.

Dunkel sind die Sagen, welche der Mund altägyptischer Weisen über die Vorzeit des merkwürdigen Landes verkündet hat, in welchem die Pharaonen (die Söhne der Sonne, wie ihre selbstgefällige Titulatur lautete) das Scepter geführt. Der erste König, der über Aegypten geherrscht hat, war, wie die Priester nach Herodot angaben, Menes (Mena), zu dessen Zeiten das ganze Land, mit Ausnahme des thebaischen Gaues (Gau ägyptisch Hesep, griechisch Nomos) ein Sumpf gewesen und wo nichts zu sehen gewesen sein soll von all dem Gebiet, welches jetzt unterhalb des Sees Möris liege u. s. w.[8] Vor Mena sollen Götter, Halbgötter und räthselhafte Könige geherrscht haben, Wesen, deren Anführung den Alten zur Bemäntelung ihrer Unkenntniss der ägyptischen Urgeschichte gedient hat. Da nun übrigens Mena als Gauherr von Tini geschildert wird, da man ihm mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit die Gründung von Memphis und die Stiftung kolossaler Dammbauten zuschreiben darf, so lässt sich annehmen, dass schon zur Zeit seines Auftretens, d. h. etwa 6000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, Aegypten in einem Zustande der geordneten landschaftlichen Eintheilung und überhaupt gewisser Gesittung sich befunden haben müsse.

Wer hat nun diese allmählich sich bildenden Ablagerungen fruchtbaren Schlammes besiedelt? Sind es

syrisch-arabische Einwanderer gewesen? Die altägyptische Sprachforschung betrachtet es als eins ihrer Hauptergebnisse, die Sprache des pharaonischen Volks habe einen innigen Zusammenhang mit den indogermanischen und semitischen Idiomen besessen, und müsste daher innige nationale Beziehungen zu den Völkern dieser Kategorie gehabt haben. Allein kein ernst zu nehmendes physisches Merkmal spricht für eine angeblich semitische Herkunft der Aegypter. Man ist jetzt daran gewöhnt, von seiten der wissenschaftlichen Anthropologie zwar indoeuropäische Sprachen anzuerkennen, die indoeuropäische Völkerfamilie als ethnische Einheit jedoch für eine unberechtigte Aufstellung der Philologen zu erklären. Sprachverwandtschaft bedingt aber keineswegs nothwendig auch die ethnische, nationale Verwandtschaft. Inwieweit aber die altägyptische, zum Theil noch jetzt im Koptischen dürftig fortvegetirende Sprache[9] wirklich eine semitische Sprache, oder inwieweit sie nur stärker oder geringer mit semitischen Lehnwörtern durchsetzt sei, darüber haben uns die Philologen noch keineswegs genügend aufgeklärt.

Manche haben auf einen nationalen Zusammenhang zwischen den Altägyptern und der grossen libyschen, Nordwestafrika bewohnenden Völkerfamilie gerathen. Auch für diese Ansicht wurden vornehmlich sprachliche Gründe, die Verwandtschaft altägyptischer Wörter mit Wörtern aus der Sprache libyscher Oasen, wie Siwah u. s. w., geltend gemacht. Eine physische Aehnlichkeit zwischen den Retu oder den auf altägyptischen Denkmälern bildlich dargestellten Vertretern des Pharaonenvolks und den heutigen Bewohnern Nordwestafrikas ist freilich unverkennbar. Mehrere Tage lang widmete ich einer genauen Durchmusterung der (S. 2) erwähnten sogenannten Magrebin, d. h. der libyschen Reiter zu Bulak, und überall begegnete ich unter diesen gefälligen und zuthulichen Wehrmannen des ägyptischen Statthalters Physiognomien, wie sie

mir bereits von den Strassen der ägyptischen Städte und aus den Landschaften um Kairo her vertraut geworden waren. Dasselbe traf sich auf den belebten und reichlich beschickten tuneser oder magrebiner Bazaren zu Kairo, woselbst ich namentlich eine überraschende Aehnlichkeit zwischen dem Typus der jüngern Magrebin und jüngern Fellachin auffand. Entsprechende Beobachtungen machte ich an den Turcos, welche sich 1867 in Paris und 1870—71 als Kriegsgefangene unter uns befanden. Selbst der Schädelbau der Libyer und Aegypter bietet Anhaltspunkte für unsere Ansicht dar.

An die ägyptischen Grenzen hinan reichen die heute sogenannten Berabra (Singular Berberi), die vor den Fellachin schon durch dunkle Hautfarbe ausgezeichneten Bewohner der felsigen, heut so armen Districte Nubiens. Im Alterthum hiessen diese Nachbarn Aegyptens wie alle ihre damals bekannt gewordenen Stämme Nahasu — es waren die Schwarzen, Neger, Nigritier. Sie zeigten sich den Pharaonen öfters unbequem und da wurden denn Kriegszüge gegen dieselben veranstaltet, deren (wenigstens nach heutigem Maassstabe) unbedeutende Ergebnisse auf den Denkmälern durch prahlerische bildliche Darstellungen und Inschriften verherrlicht wurden. Weit fassten die Pharaonen freilich nicht Fuss in dem coupirten Lande der tapfern Nahasu. Alte Namen ihrer Stämme, Beraberata, Kens, Argin, Prim, kehren noch heute wieder in den Stammes- und Ortsbezeichnungen Berabra, Kenus, Argo, Ibrim u. s. w. u. s. w. Während sich nun auf Aegyptens Boden der geologische Process allmählicher alluvialer Schichtenbildung unter gleichzeitiger Austrocknung des Saharameeres vollzog, rückten nubische Familien in das mehr und mehr sich regelnde, endlich zwischen Uferbänken sein periodisch-schwankendes Wasserleben durchlaufende Bett des Nils stromabwärts hinab. Sie bebaueten Stelle um Stelle und gingen allmählich den gesellschaftlichen Umbildungsprocess ein, der sie zur Schöpfung eines der wenigen Culturcentren der antiken Welt befähigte.

In ihrer Isolirtheit, in dem von felsenstarrenden Wüsten eingeschlossenen sehr fruchtbaren Nilthale bildeten sie eine gewisse Eigenart, die jedoch immerhin gänzlich auf echt afrikanischer Sitte fusst, von Geschlecht zu Geschlecht weiter aus. Sie modelten eine Art des Fetischdienstes [10] nach den ihnen so geläufig werdenden Naturerscheinungen des Steigens und Fallens der Nilwasser [11], den für ihr ganzes Culturleben so wichtigen Vorgängen. Im Bewusstsein ihres Könnens dehnten sie sich endlich weiter über die Nachbargegenden aus und zwangen syrisch-arabische, also semitische Nomadenstämme, wie Araber und Juden, zur Sesshaftigkeit und zum Frondienst.[12]

Brugsch führt aus, dass Amu, d. h. Semiten, Leute syrisch-arabischen Stammes, als sesshafte Einwohner diejenigen Gebiete des Deltalandes innehatten, welche sich in der Umgebung des heute Menzaleh genannten Sees befanden. Mit solchen ursprünglich der asiatischen Seite Aegyptens entsprossenen Eindringlingen mochten sich nun die nubischen Einwanderer reichlich vermischen. Dasselbe geschah sehr wahrscheinlich mit von Libyens Seite (damals wie noch später) an den Nil heranstreifenden Bewohnern. So entstanden die weltbeherrschenden, alles mit ihrer hohen Cultur befruchtenden Retu, welche, heller wie die Berabra, ein Mischvolk bildeten, in dem jedoch afrikanisches Blut weit vorherrschte. Unsere Reisenden heben gewöhnlich den Gegensatz zwischen den hellen Aegyptern und den dunkeln Nubiern zu schroff hervor. Es kam mir immer so vor, als ob diese Herren die Zeit und die Orte zwischen Kene und Syene so gut wie verschliefen. Denn gerade auf dieser Strecke sieht man genug Uebergänge zwischen beiden Völkertypen. Es beruht das nicht etwa nur auf Einwanderung und Ansiedelung nubischer Familien in dem Said, in Oberägypten, sondern der Bewohner dieses Said wird, dem Wendekreise allmählich sich nähernd, dunkler, dunkler durch die Sonne, aber auch dunkler infolge von Heirathen mit

Berabra. So mochte auch der nubische Besiedler des Nilthales allmählich unter der milden Sonne Mittel-unterägyptens heller werden, zum Theil freilich auch wieder infolge von Heirathen mit ursprünglich hellern Leuten. Dass aber bei solchen Processen eine gewisse Anpassung an Grund und Boden, an dessen physikalische, klimatische Verhältnisse stattfinde, erscheint mir als ein unabweislicher naturgeschichtlicher Vorgang.

Uebereinstimmende physische Merkmale zwischen Aegyptern und Berabra wird kein aufmerksamer Beobachter hinwegleugnen können. Wer mir hier eine Verschiedenheit der Färbung allein entgegenhalten will, der lässt sich seinen Blick durch eine bei diesen Untersuchungen keineswegs stichhaltige Einzelnheit trüben. Brugsch hat ferner intimere Beziehungen zwischen Altägyptischem und Nubischem (letzteres alte Sprache von Meroë) hervorgehoben. Die von dem gelehrten Aegyptologen veröffentlichte Wörterliste liesse sich noch erweitern.[13]

Die ägyptischen Retu, welche nach dem Untergange ihres grossen Reichs so viele fremde Einfälle erdulden gemusst, sind später Vermischungen namentlich mit Persern, Griechen, sowie, nach der moslimischen Eroberung unter Amr Ibn-el-Asi, mit Syroarabern, später selbst mit Osmanen eingegangen. Noch heute dauern derartige Kreuzungen fort, denen sich solche mit Nigritiern hinzugesellen. Durch diese Vermischungen ist der ursprüngliche Bevölkerungstypus vielfach geändert worden. Trotzdem aber hat sich ein erkleckliches Maass von Retu-Blut in diesem Volke bis zum heutigen Datum erhalten. Die sprechenden Vertreter desselben findet man aber nicht allein unter den reiner gebliebenen christlichen Kopten, sondern auch unter den weit gemischtern muselmanischen Fellachin. Man möchte zuweilen, durch eins der dürftigen, halb zwischen den Säulenstämmen der Dattelpalmen vergrabenen Nildörfer schlendernd, sich ganz seiner Phantasie hingeben und glauben, eine der Ramses-Statuen sei nach

Jahrtausenden wieder belebt worden und von ihrem Postament herniedergestiegen, oder es seien die zierlich geschmückten, sich am Geruche frischer Lotosblumen ergötzenden Jungfern aus den thebaischen Wandgemälden herausgetreten, um wie ehedem zum Wasser des heiligen Stromes zu wandeln.

Als Nachbarn und nahe Verwandte der Aegypter treffen wir also die nubischen Berabra, gegenwärtig in einer Längenausdehnung von fast sechs Breitengraden bis zum sechsten Nilkatarakt hin ansässig, mitten zwischen den wüsten Felsbergen des Nilthales voll Mühsal das eine so geringe räumliche Ausdehnung darbietende Ackerland bebauend, dessen Areal alljährlich noch von dem jeweiligen Stande der Nilüberschwemmung abhängig wird. Karger Schlammabsatz in Jahren untergeordnetern Steigens der Nilwasser macht sich in dem armen Nubien noch stärker fühlbar als in Aegypten, dessen ausgedehnteres Ackerland ein paar Zoll Schlammdecke einmal noch eher entbehren kann, obgleich der Factor selbst hier nicht ohne Bedeutung erscheint. In vielen Districten sind die Nubier ganz rein geblieben, es sind heute noch die braunen Leute zum Theil mit mächtigem Haartoupet, welche auf den pharaonischen Malereien neben den als Rothhäute dargestellten Retu figuriren, gegen welche die Usurtasen, Amenhotep, Thutmes, Seti, Ramses u. s. w. jene bereits (S. 7) skizzirten Kriege führten, theils um unruhige Nachbarn zu bändigen, theils um das am Ollakiberge und an andern Stätten vorkommende Gold auszubeuten. Diese Berabra haben sich übrigens in frühern Zeiten weiter nach Süden ausgedehnt als heutzutage. Sie haben vielleicht durch Jahrhunderte nicht blos das Nilthal über Khartum stromaufwärts innegehabt, sondern sie haben sich selbst noch über einen grossen Theil der heutigen Landschaften Kordufan, Taka und Sennar erstreckt. In diesen Ländern führen viele Oertlichkeiten Namen, welche unverkennbar der Berbersprache angehören. Später wurden diese Leute durch die erobernden Furer,

Bedja und Funje zurückgedrängt. Letztere Nationen gingen übrigens mit den Berabra vielfache Mischungen ein. Schon als im spätern Mittelalter im Sennar das Reich Aloa blühte, dessen Herrscher Bedja waren, bildete sich in der Gegend des Zusammenflusses (arabisch Mogren) der beiden Nile ein Mischvolk aus, dessen Hauptelement Berabra waren. Später lieferten die nigritischen Funje noch andere Elemente der Mischung. Uebrigens nisteten sich zwischen reinern Berabra schon frühzeitig zerstreute Gemeinden arabisirter Bedja, sich zu staatlichen Gruppen zusammenthuende centralafrikanische Pilgrime (Tekarine) u. s. w. ein. Auch unter diesen fremden Familien haben viele eine unverkennbare Reinheit bewahrt. Ihren reinsten Stamm oder Stock bilden die Berabra in den heutigen Districten Wady-Kenus, Dar-Sukkot, Dar-Mahas und in Nord-Dongola. In Oberägypten, um Syene* her, in Süd-Dongola und Berber haben theils Mischungen, theils fremde Einkeilungen stattgefunden.

Die Bedja nehmen eine eigenthümliche Stellung in der afrikanischen Ethnologie ein. Sie wurden seit lange als eingewanderte, reine unvermischte Araber angesehen und beschrieben. Nicht wenige Reisende glaubten an diesen Stämmen die physiognomischen Eigenthümlichkeiten der Bewohner der arabischen Halbinsel in einem treuen Abbilde wahrzunehmen. Ja es hatten einige (allerdings nur sehr wenige!) und zum Glück nicht anthropologisch gebildete Leute den Muth, an jenen in den beiden verwichenen Jahren in Europa von K. Hagenbeck öffentlich ausgestellten, so charakteristisch beschaffenen Bedja (zum Theil dem Jägerstamme der Homran angehörend) den nord-westarabischen Typus wiedererkennen zu wollen. Natürlicherweise

* Am Schellal (Katarakt) von Syene oder Assuan zeigen sich die sogenannten Schellalin oder Kataraktbewohner als Berabra mit starker Beimischung von Fellach-(Aegypter-)Blut.

begegnete dies theils vielfachem energischen Widerspruch, theils gänzlicher Nichtbeachtung.

Afrika ist ein Gebiet, in welchem sich schon seit alters die Völker in Kasten oder wenigstens in kastenähnliche Gesellschaftsklassen gegliedert haben. In vieler Hinsicht forderte hierzu gewissermaassen die Bodenbeschaffenheit auf. Gute Beispiele bietet uns besonders der Nordosten des Erdtheils dar; hier gewährte ja das alljährlichen Niveauveränderungen unterworfene Schwemmland des Nils, des Atbara u. s. w. dem Ackerbau seinen Sitz, und dieser vermochte auch an den fruchtbaren Berggehängen des abyssinischen Alpenlandes aus der Bodencultur seinen genügenden Unterhalt zu gewinnen. Die weite mit nur kargem Pflanzenwuchs besetzte Wüste und die üppig begraste Steppe eröffneten dagegen der Viehzucht gewaltige Strecken. Es geschah dies um so leichter, als auf Gebieten der letztgenannten Art wichtige Hausthiere, wie Pferd, Esel, das einhöckerige Kamel, das Rind, das Schaf und die Ziege eine grosse und leichte Verbreitung fanden. Diesen Objecten der Viehzucht gebrach es ja nirgends an wohlgeeigneter pflanzlicher Nahrung; der Urwald* aber bot wieder dem Jäger das geeignete Feld für seine Thätigkeit. Letzterer konnte ja auch der Viehhirt auf der ebenfalls wildreichen Steppe mit Lust nachgehen. Aehnliches wiederholt sich in ganz Afrika.

Nun klammerte sich übrigens der einzelne Volksstamm nicht ausschliesslich an die Beschäftigung des Ackerbauers, Hirten oder Jägers, der Bedja z. B. wurde an den Flussniederungen sesshafter Ackerbauer, in der Wüste und Steppe aber wurde er Nomade und zugleich Jäger. Er betrieb zwar auch im letztern Falle mal etwas Ackerbau, aber doch nur nebenher und nur so lange, als die ihm feindliche Jahreszeit,

* Im allgemeinern Interesse bemerke ich hier, dass der Araber hierzulande die Wüste Atmur oder Akaba, die Steppe Chala und den Urwald Ghaba nennt. Es finden sich übrigens zahlreiche Uebergänge zwischen diesen Bildungen des Landes.

die Regenzeit (oder der Kharîf) seinem ruhelosen Wandern mit den Viehherden ein jeweiliges Ziel gebot. Man kann nun wol sagen, dass die Bedja ihrer grössern Individuenzahl nach mit Vorliebe die Beschäftigung des nomadisirenden Viehzüchters ergriffen und dass nur ein geringerer Theil derselben sich zur Handhabung des Grabscheites bequemte. In diesen Ländern des Herkommens schrieb der Volksmund den Bedja von alters her eine ganz besondere Umsicht und Geschicklichkeit in der Viehhaltung, namentlich in der Züchtung und Wartung des Kameles zu. Dabei ist es bis auf den heutigen Tag verblieben. Leute anderer Nationalität wagten, wol ausschliesslich herkömmlichen Ideen folgend, mit den sie umgebenden Bedja in jener Beziehung nur selten zu concurriren. An einem der Hauptsitze der Funje, am Berge Guli oder Gule in Sennar, hausen die Bewohner, Ackerbau und auch etwas Viehzucht treibend, in Dörfern. Selten und fast nur bei den Häuptlingen dieser Funje sieht man ein Kamel. Desto reicher an letztern Hausthieren, aber auch an Rindern, Schafen u. s. w., ist der grosse, in der Nachbarschaft campirende Bedjastamm der Abu-Rof. Auf meine Frage, warum denn die Funje nicht zahlreichere Kamele und noch zahlreichere Rinder züchteten, erwiderte man, hierzu seien die Abu-Rof da, bei denen könne man dergleichen Thiere jederzeit miethen oder kaufen; der Funje habe mit der Ackerbestellung und mit der Industrie genug zu thun. Die Funje verschmähen die Jagd auf das grosse in ihren Steppen und Wäldern hausende Wild (Büffel, Pferdeantilopen, Gnus, Gazellen, Giraffen, Elefanten u. s. w.) keineswegs; sie halten das für eine nützliche und männliche Beschäftigung. Dennoch aber wird man hier bei Veranstaltung grosser Jagdpartien stets einige besonders geschickte Agagir oder Jagdmatadoren der Abu-Rof hinzuziehen, welche bei der Fällung des Büffels u. s. w. allen andern vorauf ihre Kunst zu zeigen haben. Das sind so fest eingewurzelte Landessitten.

Die Abstammung der Bedja ist dunkel; wahrscheinlich ist dieselbe auf der Osthälfte Afrikas zu suchen, wo einst ein gemeinsames verwandtschaftliches Band grosse Stämme, die sogenannten Bedja, Schoho, Afer oder Danakil, Somal, die Masay, die Dschagga, Gala, Orma, Wahuma und die A-Bantu umschlang. Ein Theil dieser meist kriegerischen Völker zerstreute sich erobernd nach verschiedenen Seiten. Während die Gala und Dschagga besonders dem Herzen Afrikas entgegenströmten, ergossen sich die A-Bantu mehr über den Süden des Erdtheils. Schon frühzeitig, in der Dämmerzeit der menschlichen Geschichte, müssen derartige Züge sich eingeleitet haben, denn auf pharaonischen Denkmälern geschieht bereits der Schari Erwähnung, welcher Name wol nicht mit Unrecht auf die heutigen Bescharin bezogen worden ist. Auf den aksumitischen Ruinen werden die Buka, Bugaiten (Bedja) als vom Könige Lasan (Aizanas) Bekriegte aufgeführt; hier erkennt man auch unter andern Völkernamen denjenigen der Halenga, eines noch heute blühenden Bedjastammes, welchen jene in Europa herumgeführten Homran nicht fern stehen. Ausserdem erscheinen die Bega oder Bedja bereits auf der altberühmten, dem König Ptolemäus Euergetes zugeschriebenen Inschrift von Adulis. Eine treffliche ethnologische Darstellung dieses Volks verdanken wir dem arabischen Gelehrten Makrizi. Verschiedene Stellen bei Strabo, Agatharchides, Diodor und Claudius Ptolemäus lassen sich ohne Zwang auf die Bedja beziehen.[14] Das bei den Alten erwähnte axumitische oder aksumitische Reich vereinigte viele dieser Stämme in sich. In dem blühenden Aloa spielten christliche Bedja eine Hauptrolle. Makrizi und Ibn-el-Wardi erwähnen auch eines Bedjakönigs. Manche alte Candace oder Königin Aethiopiens scheint dem Bedjavolke entsprossen zu sein. Alles deutet darauf hin, dass dieses im Alterthum und im Mittelalter zu nicht unmächtigen staatlichen Gemeinwesen vereinigt gewesen sei. Der Verfall Aksums erschütterte wol diese

Herrlichkeit für lange Zeit, und mit der Zertrümmerung Aloas durch die Funje ging die Bedjamacht gänzlich zu Grunde. Die sich zerstreuenden Stämme geriethen in Abhängigkeit von Darfur, Sennar und von Habesch, seit 1820 auch von den Aegyptern. Im Lande Taka einigten sich Bedjastämme noch in unserm Jahrhundert zu einem lockern politischen Verbande, welcher die Kraft des Widerstandes gegen die ägyptischen Eroberungsgelüste entwickelte, endlich aber durch die Bataillone der Paschas Achmed des Tscherkessen und Achmed Menekle gewaltsam aufgelöst wurde.

Die grössern Anhäufungen dieser Völker in den fruchtbaren Stromanschwemmungen Ost-Sudans, welche die Bodencultur, der Anbau von Durra oder Negerkorn, von Mais, einigem Weizen, von Gurken, Melonen, Eibisch, von Zwiebeln, rothem Pfeffer, Baumwolle und Taback zu noch festern Gemeinschaften verband, wurden christlichen Einflüssen schon früh zugänglich; sie wurden aber später von Heiden (Funje) besiegt und bekehrten sich sammt ihren Besiegern zum Islam. Leicht fand letzterer bei den herumschweifenden Bedja-Nomaden Eingang. Diese ernsten, zur Beschaulichkeit und religiösen Zerknirschung geneigten Leute nahmen gern die Sendboten des Islam, fast durchgängig ausgewanderte Araber und arabisch redende, aber nigritische Mekkapilger, unter sich auf, verliehen ihnen Macht und Einfluss innerhalb des eigenen Stammes, unterwarfen sich der politischen Gliederung, der Sitte und dem Gesetz sogar der Hedjaz-Beduinen und wurden so nach ihren communalen Einrichtungen, ihrer Sprache und Religion grossentheils zu Arabern. Sie hielten mit fanatischer Zähigkeit am Islam und an dem ihnen so edel erscheinenden, erworbenen Araberthum fest und nannten sich zum Theil mit Stolz: Araber. Freilich behielt auch mancher Nomadenstamm, wie die Halenga, Hadendua, Schukurie, Homran u. s. w. neben dem Arabischen ihr Bedja-Patois bei und fälschte dies noch durch sprachliche Verzerrungen, die den Leuten als Jägerlatein ihrer

Art bequem erschienen. Solche Thatsachen der Conservirung eigener Idiome werden gewöhnlich von allen den Reisenden mit und ohne Absicht übergangen, welche unsere Nomaden durchaus zu echten, reinen, eingewanderten Arabern stempeln wollen. Ich bemerkte, dass die Bedja-hirten und Jäger dem Islam leichter zugänglich gewesen seien, als Städter und Ackerbauern ihrer Nation. Trotzdem sind selbst diesen glaubenseifrigen Nomaden, unter denen es Haufen niederer Frommer (Fukra, Einheit Fakir) und selbst höherer Schriftgelehrter Allah's, die Fukaha (Einheit Fakih) gibt, vielerlei heidnische Anschauungen und selbst heidnische Gebräuche geblieben. Ja, manche der zwischen Nigritiern eingekeilten und mit diesen sich auch häufiger ehelich vermischenden Stämme, wie die Bagara, Hamar und Abu-Rof, sollen in nicht geringer Individuenzahl weit eher Heiden nach Art der Schilluk und Denka, denn eigentliche Moslemin sein. Widersprüche besonderer Art, an denen aber Afrikas ethnische Verhältnisse so reich sind! Will man nun diese nomadisirenden Bedja des abyssinischen Küstenlandes, des Taka von Sennar, Kordufan, Darfur, Waday u. s. w. auch anthropologisch zu Arabern machen, so begeht man ein sehr grosses Unrecht. Denn selbst wenn diese hier und da durch Incorporirung von Arabern das Blut der letztern in sich aufgenommen haben, so bewahrten sie doch einen eigenthümlichen Typus, welcher sich mehr den Aegyptern, Berabra und den energischer pro-



Fig. 1. Bedja-Nomade.



Fig. 2. Bedja-Nomaden in ihrem Zeltlager.

filirten Nigritiern, wie Funje, Wahuma und A-Bantu, näherte.

Den Bedja sind körperlich nahe stehend die abyssinischen Bergbewohner; gewisse Stämme derselben, wie Agau, Kömant, Falascha, Schoho, Bogos sind Verwandte der Bedja und augenscheinlich sehr alte Völker. Andere haben sich erst im Laufe der Jahrhunderte aus Urbewohnern, in Vermischung mit andern Bedja, mit Gala, Afer und arabischen Einwanderern hervorgebildet, auch zum Theil dem semitischen oder syro-arabischen ähnliche Idiome, wie das Geez und das Tigrinya, herausgebildet. Gesichter von arabischem und jüdischem Schnitt scheinen unter den östlichen Abyssiniern häufiger zu sein, als unter den arabisirten Bedja. Diejenigen Bewohner von Habesch freilich, welche ich selbst zu Gesicht bekommen, und es waren ihrer nicht wenige, ähnelten, abgesehen von der (hier so wenig bedeutenden) Hautfarbe, sehr den Bedja von Taka und Sennar, den Ababde und selbst Berabra! Die echten Agauphysiognomien der Ubie, Kasa (Kaiser Theodor, Tedrus), Kasay (Kaiser Johanös), Madrakal, mahnen stark an diejenigen von Homran und Ababde, von Ramses und Amenemha, von den Priesterkönigen des Gebel-Barkal. Verwandt mit den Bedja und den Abyssiniern sind ferner die Afer oder Danakil und die Somal. Auch diese ursprünglich mit den Gala sehr wahrscheinlich zu einem Völkerstock gehörend, haben sich durch öftere Aufnahme arabischer Elemente in eigenthümlicher Weise umgeändert. J. M. Hildebrandt, gegenwärtig einer der besten Kenner der Somal, bemerkte an ihnen selbst das in manchen (namentlich privilegirten) Familien zu gewisser Geltung gelangte, zu körperlichem Ausdruck sich gestaltende südarabische Element, dessen Einflüssen übrigens diese der Küste näher wohnenden Leute in besonderm Grade ausgesetzt sind. Arabische Einwanderungen finden von Südarabien aus statt, aus einer Gegend, welche in frühern Zeiten von Ostafrika her mit den nigritischen nahe stehenden Völkern, mit Agau u. s. w. überflutet worden war. Diese Bewegungen von Südwest gegen Nordost haben in Südarabien als Product eine Bevöl-

kerung zurückgelassen, die nicht rein arabisch, sondern arabisch-nigritisch ist. Der Rückfluss dieser Elemente nach Ostafrika und ihre materielle Betheiligung bei der Fortbildung der Afer- und Somalgemeinden konnte den Typus der letztern im Durchschnitt nicht so ändern, dass jener physiognomische Habitus zum Durchschlag kam, welchen wir unter den Bewohnern von Nordarabien, Palästina, Syrien u. s. w. beobachten. Erkennen wir einmal unter Danakil und Somal Physiognomien letzterer Art, so wird auch an ihrer Erzeugung ein aus Nedjed stammender Vater oder Grossvater seinen Antheil geboten haben. Vorherrschend sind bei den Afer physiognomische Eigenthümlichkeiten, welche dem ostafrikanischen Nigritier angehören. Unter den Ostafrikanern haben übrigens die Somal die grösste politische Macht erreicht, diese ist gerade jetzt in neuem Wachsthum begriffen, nachdem es einigen ihrer wildesten und energischsten Stämme gelungen ist, die ihnen todfeind gesinnten Gala von mehrern wichtigen östlichen Küstengebieten abzudrängen und mehr nach dem Innern zurückzuwerfen.

Die Gala oder Wahuma, welche sich selbst Ilmorma (Söhne der Menschen) nennen, haben ihre Wiege in den um die Schneeberge Kenia und Kilimandjaro her gelegenen Landschaften. Echte Nigritier, haben sie sich als ein kräftiges, eroberndes Volk von fast spartanischen Sitten nach verschiedenen Richtungen hingezogen; sie haben z. B. einen grossen Theil von Südabyssinien und von den Landschaften am obern blauen Nil in Besitz genommen, sich hier zum Theil mit Bedja, Agau und mit unreinen Abyssiniern vermischt.

Aus dieser Kreuzung ist ein interessanter Mischtypus mit im ganzen schärferer Profilbildung hervorgegangen, als die sonst stumpfern Physiognomien der Orma sie darzubieten pflegen. Die sehr hübsche Profilabbildung eines „Adjao-Galla“ (Adjau) nach Salt, seit Jahren oftmals für ethnologische Werke copirt, stellt jenen Gala-Mischtypus vor; namentlich diese Abbildung hat

aber viele Ethnologen dazu verführt, dieselbe für eine das ganze Ormavolk getreulich darstellende und danach letztere Nation selbst für eine semitische, den Kaukasiern nahe stehende zu erklären, ein ungeheuerer Fehler, an dessen Beseitigung unsere Generation gegenüber den eingewurzelten Vorurtheilen unserer Vorgänger (ja selbst leider noch eines Theils unserer Zeitgenossen) hart arbeiten muss. Die Orma haben als Södama die Länder Guragie, Kafa, Inarya u. s. w. im Süden von Schoa besiedelt, auch haben sie an den Seegebieten des östlichen und centralen Afrika grosse Ausbreitung gewonnen. Die Wanyambo und Watusi um den Ukerua Nyanza (Victoria Nyanza) her gehören ihnen sehr wahrscheinlich an. In Kitara wurden Eingeborene, entweder Wahuma oder Nigritier, von einer andern Nationalität, durch ihrem Herkommen nach unanfechtbare Gala unterjocht. Kitara zerfiel später in die Reiche Unyoro, Uganda, Usoga und Mruri.

Stanley schildert uns den kraft- und geistvollen Mtesa, den Kabaka oder Kaiser von Uganda als einen hochgewachsenen, schlanken Mann mit intelligenten angenehmen Gesichtszügen, die unsern ausgezeichneten Reisenden an einige unter den Gesichtern der grossen Steinbilder in Theben und der Statuen im Museum zu Kairo erinnerten. „Er hat dieselbe Fülle der Lippen, aber ihre Dicke wird durch den allgemeinen Ausdruck einer mit Würde gemischten Liebenswürdigkeit gemildert, welcher sich über sein Antlitz breitet, und durch die grossen, glänzenden, wie zwei Flammen unruhig lodernden Augen, welche demselben eine wunderbare Schönheit verleihen und für die Rasse, von welcher er, wie ich glaube, abstammt, typisch sind. Seine Farbe ist ein dunkles Rothbraun und die Oberfläche seiner Haut von merkwürdiger Glätte.“ Ich glaube, dass nichts besser auf die Orma passt, als Stanley's obige Beschreibung. Wie sehr erinnert mich letzere an jene von den Wollo und andern Gala herstammenden Individuen, die ich auf meiner Reise beobachtet habe.



Fig. 3. **König Mtesa von Uganda mit seinem Gefolge.**

Den Somal verwandt sind auch die Wamasay im ostafrikanischen Aequatoriallande, wilde kriegerische Leute, deren Nachbarn, die Wakamba, vieles mit ihnen Gemeinsame haben. Ihnen und den Gala reihen sich die Wanyika, Wakuafi, Wanyamesi und andere nigritische Stämme der östlichen Gebiete an, wogegen die Wasuaheli des zanzibarischen Landes eine sehr starke Beimischung von arabischem Blute, namentlich von Hadramautblut, verrathen.



Fig. 4. Somali von Geledi.

Wir wollen uns nun zunächst zu den die afrikanische Nordküste bewohnenden Nachbarn der Aegypter zurückwenden. Den Haupttheil derselben bilden die Berbern, für welche die collective eingeborene Bezeichnung Imoschach (Einheit Amoschach) anwendbar erscheint. Sie sind ein sehr altes Volk, deren östlichste Zweige als Libu oder Ribu (Libyer) öfters die altägyptischen Grenzen beunruhigten. Sie wurden von den Ramessiden bekriegt und auf den Denkmälern hellgefärbt, blauäugig, blond- und rothhaarig dargestellt.

Dies ist ein ausgebreitetes, individuenreiches Volk, unter welchem es Sesshafte und Nomaden gibt. Die Libyer, Gaetuler, die Mauretanier und Numidier der Alten gehörten zu diesen Imoschach. Sie scheinen sehr frühzeitig Beziehungen zu Südeuropa besessen zu haben. Nicht wenige Forscher der Neuzeit halten eine Stammesverwandtschaft zwischen Berbern und denjenigen



Fig. 5. Medjerten-Somali.

Völkern Europas für sehr wahrscheinlich, welchen wir die Errichtung der über Europa, Westasien und Nordafrika zerstreuten, megalithischen Denkmäler, der Dolmen und Menhir, verdanken. Es bleibt nicht zu verkennen, dass man unter den nördlichen Berbern Individuen findet, deren Gesichtszüge lebhaft an diejenigen von Spaniern und Italienern erinnern. Möglicherweise

hat hier ein Zusammenhang zwischen diesen Nationalitäten geherrscht, noch ehe die Säulen des Hercules (d. h. die Strasse von Gibraltar) ihre gegenwärtige Gestaltung erhielten.[15] Andererseits hat wieder eine Beeinflussung der Spanier und Italiener durch die Mauren des Mittelalters stattgefunden. Unter letztern haben wir aber hauptsächlich Berbern zu suchen.



Fig. 6. Wakambaweiber.

Hanoteau und Letourneux, deren classisches Werk über die „Kabylie“ eine Fülle der wichtigsten Nachweise liefert, glauben in den alten Bewohnern der Städte Rusazuz, Jomnium, Rusucurru, Bida Municipium u. s. w. einen europäischen Ursprung erkennen zu müssen.

In den Küstengebieten, namentlich in den Küstenstädten zeigt sich die Bevölkerung sehr gemischt. Hier

haben Phönizier, Griechen, Römer, Araber, Juden, Türken, alle möglichen Nationalitäten Europas, alle die als „Franken" zusammengefassten, zwischen Nordcap, Cap Finisterre und Malta geborenen und nach Nord-



Fig. 7. **Suahelifamilie.**

afrika verschlagenen Abenteurer, ferner die vielen noch bis in die ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts durch die Korsaren zusammengeschleppten Christensklaven theil an der Zusammensetzung der Einwohnerschaft genommen. Den Hauptstamm derselben bilden die

Mauren, Moros, Morisken. Diese bestehen wieder hauptsächlich aus Berbern, sind aber unzweifelhaft gemischter als die berberische Bevölkerung des Acker-, Berg- und Wüstenlandes. In vorislamitischer Zeit haben sicherlich schon Karthager, Griechen, Römer, Vandalen u. s. w. sich mit den einheimischen Leuten gekreuzt. Dann haben zunächst die Heersäulen der erobernden Koranverkünder sich vielfach theils mit den Imoschach amalgamirt. Es ist hier von Wichtigkeit, sich über die ethnologische Zusammensetzung der islamitischen Eroberer eine Vorstellung zu verschaffen. Unzweifelhaft bildeten das Hauptcontingent derselben Syroaraber, d. h. Sesshafte und Nomaden aus Syrien, Palästina, aus Arabien und Mesopotamien. Aber auch Kleinasiaten, bekehrte Griechen, Kurden, Armenier, ferner Perser, Aegypter, Berabra, Sudanesen werden der Fahne des Propheten gefolgt sein. Der Islam kümmert sich ja nie um die Herkunft und um die Farbe seiner Anhänger, sein Bekenntniss allein einigt die heterogensten Elemente zu einem Gesammtkörper. Man kann sich nun ungefähr denken, in welchem Maasse ein solcher buntscheckiger Haufe in Nordafrika die ohnehin von fremd her beeinflusste Urbevölkerung umzuändern gewusst, dass hierbei der arabische Volksstamm eine gewisse Rolle gespielt, weil eben der Hauptheil der Eindringlinge aus Arabern bestand. Die Hauptkämpfer werden freilich Sklaven, namentlich Schwarze, sogenannte Fethawie, gewesen sein.[16]

Nun wird man unter den Mauren gar häufig die physiognomische Eigenthümlichkeit der arabischen Nationalität ausgeprägt finden. Aber auch bekehrte Juden, deren körperliche Bildung derjenigen des Arabers so nahe steht, haben sich mit den Mauren ehelich verbunden. In Tanger, Tetuan, Algier, Tunis, Tripolis u. s. w. soll es oft recht schwer werden, Maurinnen und Jüdinnen voneinander zu unterscheiden.[17] Bekehrte Europäer haben sich seit islamitischer Zeit wol nur in so geringer Zahl den Mauren beigemischt, dass

ihr physischer Einfluss kaum bemerkbar sein dürfte. Dagegen zeigt sich das Ergebniss von Verbindungen zwischen Mauren und Schwarzen sehr kenntlich. Dadurch entwickelt sich ein Mulättenthum von übrigens geringer ethnischer Beständigkeit.[18] Verbinden sich die ohnehin brünetten, ziemlich hellfarbenen Mauren mit den bräunlichen Arabern und mit den orientalischen Juden, so werden die Sprösslinge solcher Ehen nicht so sehr weit von dem Typus der Aeltern abweichen, wie dies bei der Kreuzung zwischen Mauren und Schwarzen der Fall zu sein pflegt.

Trotz dieses unverkennbar gemischten Habitus der Mauren wird der Ethnolog unter ihnen das berberische Urelement doch an den meisten Stätten vorherrschen sehen. Das Wort Maure bezeichnet überdies einen sehr dehnbaren Begriff und die liederliche Namengebung unserer bisherigen Völkerkunde hat damit auch rein berberische Gemeinschaften belegt, welche, wie die Bewohner der Provinz El-Rif, wie die Sus und noch andere Stämme Marokkos, wie endlich die senegalischen Mauren (Trarza, Brakna, Dowisch u. s. w.), bisher jede Verbindung mit Renegaten, Juden u. s. w. voll Eifer zurückgewiesen und welche sich höchstens mit nigritischen Leibeigenen gekreuzt haben. Arabische Vermischung kann hier den sehr selten sich darbietenden Objecten einer solchen gegenüber schwerlich in Betracht gezogen werden.

Ein grosser Theil der nordafrikanischen Berbern, namentlich Algeriens, wird mit dem banalen Namen Kabylen belegt, obwol doch Kabyleh, Mehrheit Kabail, im Arabischen nur einen Stamm von bald grösserer, bald geringerer Familien-, bezüglich Individuenzahl bedeutet. Trotz dieser Begriffsverwechselung hat sich der Name Kabyle namentlich in Frankreich gewissermaassen als Volksbezeichnung eingebürgert. Unter diesen Kabylen sind blonde Leute nicht ganz selten. Es erinnert dies Vorkommen an die blonden Libu Tamhu der alten Aegypter (S. 22). Hanoteau und Letourneux

erwähnen in ihrer oben beregten Monographie auch der arabischen Einwanderungen und bemerken, dass die arabische Rasse weit weniger durch gewaltsame Besitzergreifung des Landes, als vielmehr durch die islamitische Religion Eingang gefunden habe. Unzweifelhaft hätten sich zur Zeit der Bekehrung zum Islam eine gewisse Anzahl arabischer Familien im Lande als Missionare niedergelassen. Allein nicht alle Marabouts, von denen doch die religiöse Bewegung ausgehe, seien Araber, es gebe unter jenen auch berberische Eingeborene, die aber, um Ansehen über letztere zu behalten, sich einen fremden Ursprung, aus dem Geburtslande des Propheten, vindiciren möchten. Die Schirfa (Einheit Scherif), d. h. die Nachkommen Mohammed's, die einen wirklichen religiösen Adel bildeten, welche „*Marabouts par excellence*“ seien, würden Araber sein. Nur ist freilich zu bedenken, wie mancher schwarze, braune oder braungelbe Bummler sich im muselmanischen Afrika „Scherif“ schimpft.

Ein anderer echter Berbernschlag sind die sogenannten Tuarik oder Tuarek, in der Einheit Targi, die Imoschach im engern Sinne, welche, in viele Stämme getheilt, die Saharawüste, auf enorme Strecken hin vertheilt, bewohnen. Unter ihnen nehmen die Ahogar, Mehrheit Ihogaren, als Edle, Noble eine bevorzugte Stellung gegenüber den Imrad oder Imroden, Einheit Amri, den Dienenden, Vasallen, ein. Der Ahogar ist von einer der südeuropäischen ähnlichern Körperbildung: d. h. er zeigt die Züge des gewöhnlichen Berbern, wie wir ihn unter dem Pseudonym Kabyle aufgeführt hatten. Der Amri ist von einer mehr nigritischen Bildung. Ausserdem existirt unter den Tuarek noch eine Kategorie von Leuten, die nicht Edle, nicht Diener sind, als Condottieri den verschiedenen Gemeinschaften der Imoschach sich verdingen, ähnlich den fahrenden Reisigen des Mittelalters. Wie kann man sich die Ausbildung eines solchen Verhältnisses vorstellen? Einestheils liesse sich denken, ein hellfarbiger

Berberstamm hätte einen dunkeln unterjocht; letzterer könne etwa von Art der Tibu oder Teda gewesen sein. In der That sollen die Imrad der östlichen Tuarik den Tibu in physischer Hinsicht auffallend ähneln. Anderntheils dürften adelige Tuarik (eben die Ihogaren) ihr Blut in Reinheit durch Familien- oder Freundschaftsheirathen fortgepflanzt und dürften die Imrad, indem sie sich mit Teda oder mit sudanischen Nigritiern gekreuzt, eine Mischrasse gebildet haben und in eine abhängige Stellung von den reiner gebliebenen, wohlhabendern Familien gerathen sein. Letztere konnten um so leichter zur Herrschaft gelangen und sich darin behaupten, als sie dem Kriegshandwerk in traditioneller Weise allein oblagen. Die Imrad erkauften sich die Möglichkeit zur Betreibung friedlicher Geschäfte von den Ihogaren dadurch, dass sie die Herrlichkeit der letztern anerkannten und ihr schliesslich bedingungslos zufielen. Da nun die Ihogaren, auf sich angewiesen, nicht immer zahlreich genug waren, die Stammesfehden auszufechten, so warben sie solche Imrad, die Lust und Befähigung zum Kriegführen zeigten, mietheten aber auch wol fahrende Knechte von allerhand Nationalität, an denen unter den reise- und abenteuerlustigen Afrikanern selten Mangel ist, endlich richteten sie auch wol passende Sklaven als Fethawie (S. 26) zum Kriegsdienst ab. Aus solchen Elementen bildeten sich jene Mittelspersonen hervor, von denen soeben die Rede gewesen (S. 28), Leute, welche nicht die dienende Stellung der Imrad, aber auch nicht die gebietende der Ihogaren einhalten können. Es ist übrigens eine bekanntlich nicht nur in Afrika sehr häufige, sondern auch über viele andere Länder verbreitete Erscheinung, dass sich Leute geringer Herkunft, welche in Ruhe ihr Feld bestellen, das Vieh weiden, Handel treiben, Handwerke ausüben wollten u. s. w., mit einem Wort, dass der Nährstand sich den bessersituirten, nicht auf Erwerbung des täglichen Brotes angewiesenen, zur Ergreifung des kriegerischen Berufes geeigneten Stammes-

genossen, dass sie dem Wehrstande ihrer Nation Privilegien zusprachen. Letztere wurden dann von den kriegerischen Privilegirten später gewöhnlich mit Zähigkeit behauptet. Nun aber tritt in Afrika, wie auch anderswo, häufig der Fall ein, dass ein Stamm den andern unterwirft und dass das Siegervolk sich als eine den Kriegsdienst versehende Klasse Bevorzugter, als die herrschende den zur Ernährungsarbeit degradirten Besiegten gegenüberstellt. Die Bildung gewisser Kasten und gewisser Schutzverhältnisse zwischen Lehnsherren und Vasallen auf Afrikas Boden lässt sich absolut nur aus solchen Vorgängen herleiten. So ist z. B. unter dem Bedjastamme der Beni-Amir der adelige Belaui wahrscheinlich aus einem siegreichen Belautribus hervorgegangen, der schon eine frühere Zeit hindurch den Nawab oder Beherrschern der abyssinischen Seeküste als Kriegsvolk gedient hatte und dessen ursprüngliches Idiom das sogenannte Aethiopische oder Gees ist. Später hatte er sich des Gebietes der Beni-Amir bemächtigt und hatte sich diesen friedlichen Beduinen als herrschende Kaste aufgezwungen.

Die Kabylen und Tuarik sprechen berberisch. Erstere haben freilich in ihre Sprache schon viele arabische (und in Algerien selbst französische) Wörter aufgenommen. Sie bedienen sich auch wol einer Geheimsprache, deren jede Profession ihre eigene besitzt und welche nur ein verwelschtes Berberisch, Kabylisch oder Takebailit darstellt (Hanoteau und Letourneux). Auch die Ababde in der arabischen Wüste Aegyptens haben sich eine Art Rothwelsch aus verdrehten arabischen und Bedjawörtern zurechtgemacht (S. 15). Neben diesen Berbern, über deren alte Sitze jetzt niemand mehr einen Zweifel auszusprechen wagt, sollen nun noch in Tripolitanien, Tunesien, Algerien und in Marokko eine ganze Anzahl echter Araberstämme von reinster Nationalität wohnen. Sie sollen zum Theil sesshaft, zum Theil Nomaden sein. Ihren besten neuern bildlichen Darsteller fanden gerade diese „*Arabes*“ des

halbgelehrten Haufens in dem grossen Geschichtsmaler Horace Vernet. Aber sobald dieser ausgezeichnete Künstler uns die Typen jener „*Arabes*“ vorführt, sehen wir grösstentheils Physiognomien, welche, nichts weniger als semitisch, durchaus an die plattesten Nigritier erinnern. Sie gehören jenen Berbern an, deren nahe Verwandtschaft mit den Bewohnern Sudans nicht nur die ganze Bildung des Hirnschädels, sondern auch diejenige des vorgebauten und in seinen einzelnen Partien wieder abgeflachten Gesichts kennzeichnen. Eine solche Verwandtschaft wird durch häufige Kreuzungen zwischen mit arabischem Blute vermischten Berbern und Nigritiern hervorgerufen worden sein. Jedenfalls ist auch innerhalb dieser Nomadenstämme von einem reinen Araberthum ebenso wenig die Rede, wie unter den magrebinischen Marabouts überhaupt. Hanoteau und Letourneux wollen den Isser allein einen arabischen Ursprung zuschreiben, in welchem freilich gegenwärtig infolge häufiger Kreuzungen das berberische Element vorherrscht. Diejenigen arabischen Semiten, welche etwa zur Zeit der Verbreitung des Islam sich hier niedergelassen, mögen allerdings die Gliederung der Stämme in die Hand genommen und nach ihren heimischen Gebräuchen geregelt haben. Namentlich werden alle die Tribus, denen das Hirtenleben alte Gewohnheit war, das bei den Beduinen der syrisch-arabischen Wüste herrschende beduinische Gesetz um so eher zu befolgen geneigt gewesen sein, als letzteres dem Individuum die grösstmögliche Freiheit, der Gesammtheit aber dennoch einen grossen Zusammenhalt sicherte. Die unter den arabischen Beduinen übliche Stammesverfassung repräsentirt ein sehr liberales Gemeinwesen. Jedes Mitglied desselben ist frei und erkennt niemand über sich. Zwar wählt jedes Beduinenlager seinen Schekh oder Emir, jeder Stamm seinen Gross-Schekh (Schekh el-kebir), einen Mann, welcher Ansehen besitzt, welcher durch seine persönlichen Eigenschaften und durch seinen Reichthum grossen Einfluss erreichen

kann. Der Schekh ist Anführer im Kriege, er leitet die für den Stamm nöthigen Unterhandlungen, er bestimmt den Lagerplatz, er bewirthet hervorragende Besucher. Trotzdem ist er nicht eigentlich Fürst, wiewol seine Würde sich in gerader Linie forterbt. Burckhardt erwähnt, dass selbst die mächtigsten Anführer der syrischen Aeneze nicht die geringste Strafe über den Aermsten ihres Stammes verhängen dürfen, ohne sich einer tödlichen Rache des betreffenden Individuums und seiner Verwandten auszusetzen. Bei Rechtshändeln innerhalb eines Stammes rufen die Parteien wol den Ausspruch des Schekh an, oder sie vergleichen sich miteinander, oder sie unterwerfen sich den Sentenzen des Kadi el-Arab, dessen Würde ebenfalls erblich ist. Selbst eine Art Gottesgericht existirte in der Syrischen Wüste, dessen Verhängung durch den Oberrichter, Mebesschae, erfolgte. Körperliche Strafen gibt es ursprünglich nicht, sondern nur Bussen an Geld und Naturalien. Derartige freie Einrichtungen entsprachen nun dem Sinne aller jener Nomadenvölker verschiedenartiger Nationalität, welche die weiten aussichtsvollen Wüsten und Steppen Ostasiens und Nordafrikas durchwanderten. Hierzu kam der Islam mit seinen mit der Anschauungsweise so einfacher Naturmenschen sich sehr wohl vertragenden Satzungen. Wenn unter den Bedjanomaden Nubiens und Sennars heutzutage jene freie, zugleich mit dem Islam eingeführte Stammesverfassung vielfach verändert wurde, so waren daran die Einflüsse der Könige der Funje und später auch der Türken schuld. Denn diese Mächte verliehen, kraft ihrer überlegenen Waffengewalt, den Bedja-Schekhs grössere Rechte über ihre Stammesangehörigen, um unter diesen mehr Tribut zusammentreiben lassen zu können. Ihre Abgesandten übernahmen wol öfters persönlich das Amt von Prügelprofosen gegen widerspenstige Steuerpflichtige. Wo im Magreb sich das Türkenthum festgesetzt hat, da ist es mit der Beduinenfreiheit ebenfalls trübe geworden, und in Algerien soll es seit der französischen

Occupation kaum besser aussehen. Nun muss freilich anerkannt werden, dass compactere staatliche Gruppen solche Zügellosigkeit freien Nomadenthums innerhalb ihrer eigenen Grenzen nicht dulden durften, ohne damit die Grundfesten ihrer eigenen Macht zu gefährden.

Wir können uns demnach wol vorstellen, dass eingeborene Stämme des nordwestlichen Afrika, die Gesetze der Araber und deren Sprache annehmend, ihre zunftartige Abgeschlossenheit in Stämmen und Lagern durch Jahrhunderte hartnäckig weiter behaupteten. Hatten nun wirklich einmal arabische Eindringlinge in diesem oder jenem der angeführten Nomadenstämme numerisches Gewicht erlangt, so mochte dadurch auch das physische Aussehen der Glieder des betreffenden Tribus beeinflusst werden, sodass sich innerhalb desselben wirklich hervortretendere semitische Körpermerkmale ausbildeten. Aber annehmen zu wollen, dass ganze Tribus von Einwanderern aus dem ohnehin schwach bevölkerten Arabien sich in diesen Ländern des Magreb in völliger typischer Reinheit erhalten haben könnten, das muss an der Hand der Erfahrung durchaus zurückgewiesen werden. Dasselbe gilt von jenen angeblich reinen Araberstämmen, welche die Sudanstaaten unter den Namen Uled-Soliman, Schua oder Schiwa u. s. w. bewohnen. Dazu gehören ferner auch die angeblichen Araber von Waday und Darfur, unter denen sich ja so mancher „Onkel oder Neffe des Propheten" herumtreiben soll. Die einfache schlichte Versicherung unserer Reisenden Barth, Nachtigal u. a., jene Leute seien reine Semiten, genügt der wissenschaftlichen Anforderung keineswegs, hier heisst es vielmehr erst eine gründliche anthropologische Untersuchung führen und nur diese. Eine solche aber würde sehr voraussichtlich die über jene centralsudanischen Stämme verhängte Semitentheorie ebenso zu Falle bringen, wie es jetzt selbst angesichts der Hagenbeck'schen Nubier vor dem Richterstuhle bewährter Anthropologen mit

dem Semitenthume der Bedja geschehen ist. Entweder sind jene obenerwähnten Beduinen Centralafrikas versprengte Bedjastämme, oder sie sind Berbern, hier und da vielleicht mit etwas Araberblut gemischt. Spätere, von tüchtigen Untersuchern vorgenommene Forschungen werden ja auch hierüber die letzte Entscheidung bringen. Dass die arabische Sprache hier nicht in Betracht kommen darf, welche ja als Glaubens-, als Schrift- und Verkehrssprache die einheimischen Idiome theils schon verdrängt hat, theils noch immer verdrängt, ist bereits anderweitig hervorgehoben worden.[19]

Die vielfach mit Pathos angepriesenen Familien- und Stammesregister der Schekhs und Marabouts aber haben als Documente einen ebenso geringen Werth für uns, wie die Adelsdiplome solcher europäischen Familien, welche sogar zu altrömischen Ahnen hinaufreichen sollen, oder wie die gefälschten Zeugnisse der unsere Städte heimsuchenden Hochstapler und Sporting-Gentlemen.

An die Berabra und Bedja in Nordostafrika stossen geographisch an die Funje, welche ihren Hauptsitz im Süden der vom Blauen und vom Weissen Nil umspülten Halbinsel Sennar oder Senar haben (vom Berberwort Senna oder Sena und Arti [Insel], Senarti). Zu ihnen gehören zunächst die Berun oder Burun, die Ingassana oder Bewohner des Tabigebirgs und die Hammedj der Länder Roseres und Fasogl. Im weitern Sinne scheinen aber auch die dunkelhäutigen Bewohner des Abay, die Basena oder Bewohner von Basen (Westabyssinien), sowie die Edlen in dem sonst vom Nobavolke bewohnten Takla, Tagela oder Tegeli in Südkordufan echte Funje zu sein. Ich zähle die letztern zu jenen Gliedern der Nigritier, welche die Uebergänge zu den Bedja, Berabra und Berbern bilden. Ein anderer Kenner der Funje, Baron Pruyssenaere de la Wostyne, nennt die Hammedj „schöne Neger“ und bemerkt, „sie bildeten die Uebergangsform zum Neger, wie die Nuba in Kordofan.“[20] Eine scharfe Abgrenzung der Berber, Berabra und Bedja gegen die Schwarzen existirt nir-

gends, es finden sich zahlreiche Uebergangsglieder zwischen allen diesen Typen.

Die Funje erlangten im 16. Jahrhundert durch gewaltsame Unterdrückung des Staates Aloa (S. 14) grosse Macht. Sie gründeten das Reich Sennar und erlangten die Hegemonie über eine Anzahl auch entfernter wohnender Stämme von Nubien, Taka und Kordufan. Vom Heidenthume zum Islam bekehrt, geriethen die Funje als Grenznachbarn der Abyssinier mit letztern, bekanntlich schon alten Christen, in häufige Fehden. Noch im vorigen Jahrhundert fand ein abyssinisches Heer in den Wäldern von Sennar durch die allezeit kriegsbereiten Funje seinen Untergang. Allmählich aber doch an Macht und an Einfluss verlierend, von innern Zwistigkeiten zerrissen, wurden die Funje im dritten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts nach allerdings sehr tapferer Gegenwehr eine Beute jener desperaten Kriegsvölker, mit deren Hülfe Mohammed-Ali-Pascha von Aegypten seine Herrschaft südlich der nubischen Grenze zu bereichern wusste. Die Aegypter entthronten den Funje-Sultan in Sennar, verliehen aber einem Nachkommen der alten Wesirfamilie Adlan noch ein Scheinkönigthum am Guleberge, woselbst dies noch heute unter Oberhoheit des Khediwe fortvegetirt. Infolge der Berührungen zwischen Funje, Berabra, Bedja, Noba und nigritischen, sowie abyssinischen Sklaven aus verschiedenen Gegenden Centralafrikas sind in Unter-Sennar, ferner in Kordufan Mischvölker entstanden, welche im allgemeinen von nigritischem Habitus, der Hauptsache nach die körperlichen Eigenthümlichkeiten der Berabra darbieten, deren Blut in diesen Mischlingen vorherrscht. Es gibt unter solchen Leuten ganze Familien, die dunkler gefärbt und mit flachern Gesichtszügen versehen sind, als andere, die sich durch hellere Färbung und durch ein schärfer



Fig. 8. Funje.

gebildetes Profil auszeichnen. Diese Schwankungen sind eine Folge der bald stärkern, bald schwächern Einimpfung von nigritischem Blut. Die Schwankungen können sich in einer Familie, je nachdem Heirathen mit Vertretern dieser oder jener Nationalität unternommen werden, in absteigender Linie wiederholen, auch können Rückschläge bald nach Berabra, bald nach Funje, nach Bedja oder dergleichen hin stattfinden. Daher bildet dieses Mischlingsvolk, dessen geographische Ausdehnung übrigens von Jahr zu Jahr wächst, wegen der Unbeständigkeit seines Nationaltypus ein wahres Kreuz für den Anthropologen. Die an dieser Mischung theilnehmenden Stämme zeigen eine so grosse nationale Verwandtschaft miteinander, dass ihre Mischehen sehr fruchtbar sind. In den Strudel dieser Kreuzung sind nun seit Jahrzehnten, seit das türkisch-ägyptische Säbelregiment in gleichmachendem centralisirendem Vorgehen die ehemals vorhanden gewesenen nationalen Schranken zwischen den nubischen Stämmen beseitigt hat, namentlich die den Bedja angehörenden Djaalin hineingerissen worden. Es war dies ein zahlreiches und tapferes Volk am obern Nillauf, dessen Melik oder Fürst, im vorigen Jahrhundert noch ein Vasall der Funje, dann unabhängig geworden war und zu Schendi residirte. Die Djaalin verbanden von jeher Energie und Schlauheit mit Hochmuth und religiösem Dünkel. Sie waren glaubenseifrig, und in keinem andern Volke Ostsudans haben sich mehr Fukaha oder Schriftgelehrte des Islam entwickelt, aus keinem Stamme dieser Gegenden sind mehr der niedern Geistlichen, der Frömmlergemeinden (Fukra) und mehr Missionare des Islam hervorgegangen, als aus der Mitte der Djaalin. Schon mit ihrem Volksnamen (Djaali!) und ihrer Neigung zur islamitischen Schwärmerei verknüpfte sich bei ihnen von jeher der hochmüthige Drang, sich für ein besonders gebenedeites Volk und für recht echte arabische Abkömmlinge auszugeben. Ohne Kritik und ohne Selbstumschau haben verschiedene Bereiser Südnubiens diese

Angabe der Djaalin für baare Münze genommen und weiter verbreitet.

Im Jahre 1821 gelangte der zur Eroberung von Sennar ausgesandte ägyptische Prinz Ismail-Pascha nach seinem Siege über die Schaikie oder Schekie bei Korti nach Schendi. Hier hielt damals Melik El-Nimr, ein stolzer, unabhängig gesinnter Mann, sein schlichtes Hoflager ab. Unfähig, sich dem mit Artillerie versehenen und mit Musketen bewaffneten, durch vorzügliche Reiterei verstärkten Aegypterheere in offenem Kampfe zu widersetzen, unterwarf sich El-Nimr zähneknirschend dem Pascha. Letzterer fügte seinem neuen Vasallen im osmanischen Uebermuth, trunken von Merisi oder Sudanbier, eine schwere Beleidigung zu. El-Nimr rächte sich dadurch, dass er den Pascha sammt seinem Stabe bei nächtlicher Weile überfiel und inden jenen Türken zum Aufenthalte dienenden Strohhütten verbrannte. Infolge dieses Attentates flüchtete El-Nimr nach May-Gogwa an der abyssinischen Grenze. Seine getreuen Djaalin zogen zu ihm und scharten sich um ihn her. Durch Unzufriedene aus allen Theilen Ostsudans und durch abenteuernde Abyssinier verstärkt, führten El-Nimr und der Djaalin-Schekh Abu-Roasch einen langjährigen blutigen Guerrillakrieg gegen die Aegypter. Nach des Melik Tode setzte der namentlich durch König Tedrus, den Helden von Magdala, aufgehetzte Sohn Hasan Woad (Wolled) Nimr den Krieg fort. Dieser hat erst vor kurzem auf gütlichem Wege sein Ende erreicht.

Nach dem Verrathe von Schendi eröffnete Ismail-Paschas Schwager, der grausame Mohammed Bey-el-Defterdar, einen Rachekrieg gegen die aufsässigen nubischen Provinzen, liess etliche tausend Berabra und andere Eingeborene über die Klinge springen und gab das ganze nubische Nilthal dem Verfall, der Verarmung preis. Die Djaalin haben sich seit jener Zeit in alle Winde verzogen. Sie, welche von unsern Reisenden noch mit aller Zähigkeit für echte Hedjas-Araber er-

klärt werden, zeigen jetzt den nigritischen Habitus in deutlichster Weise. Das den obern Nillauf zwischen Khartum und Berber, sowie Untersennar bewohnende, ebenfalls sehr nigritisch-gebildete Mischvolk zeigt eine starke nationale Unterlage von Djaalin.[21]

Aus dem Vorhergehenden haben wir ersehen, wie die Berbern und die ihnen verwandten Berabra, Aegypter, Abyssinier, Somal, Orma und Bedja den Norden wie den Osten des Continents innehalten. Zu diesen Völkerschaften gesellen sich einige in vielfacher Hinsicht noch räthselhafte Stämme, die zwar schon von vielen Reisenden besucht, aber trotzdem von keinem einzigen derselben in befriedigender Weise beschrieben worden sind. Ich meine hiermit die Tibu oder Teda, die Kanori oder Kanuri und die Fulan oder Felata. Erstere hausen in der östlichen Sahara, in Tibesti, Wadjanga, Borgu, in welchen Gebieten sie frei sind, ferner in Kauar, wo sie von den Kellui (Tuarik), in Fesan, wo sie von den Türken tyrannisirt werden, endlich leben sie zerstreut durch viele Gebiete Centralsudans. So weit die vorhandenen Beschreibungen und figürlichen Abbildungen uns zu selbst nur vorläufigen Schlussfolgerungen berechtigen, dürften sich diese meist schlank und edel gebildeten Leute den Berbern und den Bedja eher anreihen lassen als den Negern. Die Teda bilden einen Theil der Troglodyten und Garamanten der Alten, zu denen übrigens auch noch die südlich von Algerien wohnenden Mischlinge zwischen „Kabylen“ und Nigritiern gerechnet werden müssen, jene Oasenbewohner, welche ein so reichliches Contingent zu den Tirailleurs indigènes oder Turcos der französischen Heere geliefert haben. Auch sollen die Blemmyer, deren Angriffe auf die Nilbewohner und deren Besiegung durch den christlichen Nubierkönig Silco eine Inschrift im Tempel zu Talmis oder Kalabsche besingt, theils den Teda, theils den Bedja angehört haben.

Die Fulan oder Fulbe, Einheit Pullo, die Felata, der Ostsudanesen, die Peuhls oder Pouls im Gumbo-

Französisch der Senegalcolonie, scheinen aus Futatoro im westlichen Afrika zu stammen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts eroberten sie das den Mandinka gehörende Futadjalon, gründeten 1802 unter ihrem islamitisch begeisterten Fürsten Danfodio das Reich Sokoto und dehnten sich von da ab weiter, immer weiter nach dem Innern des Festlandes aus. Manche ihrer Gemeinden haben sich bis in die Hausaländer und nach Bornu eingeschmuggelt. Hagere Leute von schlankem Gliederbau, von wenig krausem Haar, etwas Bartwuchs und von röthlich-brauner, öfters aber auch noch dunklerer Färbung, eine Sprache redend, welche nicht geringe Anklänge an die berberinische (S. 7) hat, scheinen die Fulan mit den Berabra, den Bedja, vielleicht auch mit den Monbuttu zu einer grössern Familie, einer nubisch-berberischen, zu gehören.

Die Kanori in Bornu endlich sind Nigritier, zu denen auch die Bewohner von Bagirmi, Waday, sowie die zahlreichen theils in den letztern Sudan-Staaten, theils in deren Süden wohnenden Bidduma, Bulala, Musgu und noch andere, von unsern bisherigen Reisenden leider nur sehr mangelhaft charakterisirte, dunkelhäutige Stämme gerechnet werden müssen.

Die Nigritier (S. 3) zerfallen in zahlreiche Völkergruppen. Von letztern sind freilich bisjetzt erst sehr wenige nach wissenschaftlich-anthropologischer Methode untersucht worden. Van der Hoeven, Fritsch, Bilharz, Falkenstein, Köhler und der Verfasser dieses Büchleins sind fast die einzigen, welche dem Nigritier in seinen Heimatländern buchstäblich auf den Zahn gefühlt, ihn als ganzen Menschen, als ein Object der Naturbeschreibung, ins Auge gefasst haben. In vergleichend ethnographischer Darstellung hat Schweinfurth die Nigritier meisterlich beleuchtet. Bastian, Güssfeldt und Pechuël-Lösche erwiesen sich als vortreffliche Erforscher der nigritischen Sitten und Gebräuche. In ähnlicher Weise haben Burckhardt, Rueppell, Russegger, Klunzinger, Pallme, Brehm, Pruyssenaere,

Heuglin, Kaufmann, Krapf, New, Guilain, Hildebrandt, Speke, Stanley, Cameron, Livingstone, Baines, Alberti, Andersson, Thomas, Bowditch, Lenz, Fleuriot de Langle, Barth, Vogel, Nachtigal, Denham und Clapperton, Park, Lander und Beurmann gewirkt. Freilich müssen wir lebhaft bedauern, dass es den ebengenannten hervorragenden Reisenden nicht vergönnt gewesen war, das Rüstzeug des durchgebildeten Anthropologen, der zugleich Arzt, am besten Anatom sein muss, in Anwendung bringen zu können.

Uebrigens wollen wir nicht verfehlen, auch auf etliche in Europa mit Fleiss und Geschick vorgenommene Untersuchungen an von Nigritiern herstammendem anthropologischem Material aufmerksam zu machen und hierbei Männer wie Owen, Ecker, Zuckerkandl, Weissbach, Aeby, Davis, ferner den Verfassern der „Crania ethnica“ [22] unsere gebührende Anerkennung zu zollen.

Angesichts der angedeuteten Verhältnisse fällt es uns sehr schwer, aus der Unmasse von ethnologischen Angaben, welche uns von verschiedener Seite über die Nigritier vorliegen, ein einigermaassen genügendes Bild hinsichtlich der Abstammung und Vertheilung der schwarzen Völker Inner- und Westafrikas zusammen zu construiren. Nachfolgendes darf daher nur als ein vorläufiger schwacher Versuch dazu aufgefasst werden.

Ich habe oben bereits mehrfach angedeutet, dass die bisher abgehandelten Stämme der Berbern u. s. w. den eigentlichen Nigritiern keineswegs schroff gegenüberstehen, und sehe mich genöthigt, den manchem Anthropologen neuerdings wieder vorschwebenden „typischen blau-schwarzen Neger“ für ein Fabelwesen zu erklären.

Zu den Nigritiern reichen von Norden und Osten her die Funje, die Teda, Orma, die Mandinka oder Mandingo, die Wolof als verbindende Glieder herüber. Die Nigritier aber bieten unter sich so zahlreiche Stammesabweichungen dar, dass wir von der uns geläufigen Vorstellung des Nigger mit Wollhaar, stumpfer

Nase, wulstigen Lippen und pechrabenschwarzer H[illegible] durchaus absehen müssen. Dergleichen Gebilde g[illegible] hören als Schaupuppen in die Tabacksläden und nich[illegible] in die „Wissenschaft vom Menschen"!

An die Funje schliessen sich die den Süden der Halbinsel Sennar bewohnenden Stämme und die Völker



Fig. 9. Niam-Niam.

des Weissen Nil. Unter letztern behaupten die Schilluk die nächsten Verwandten der Funje zu sein. Geschichtlich ist nun wenigstens erwiesen, dass die heidnischen Zerstörer des Aloa-Reichs (S. 35) eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Schilluk als Hülfstruppen benutzt haben. Alle Stämme des Weissen Nil gehören bis auf die Bari einem völlig gemeinsamen physischen und Sprachstamme an und wenn wir die grosse Gruppe der

Hejenge oder Denka, Dinka, von den Gruppen der Schir, Spuer und Bari zu trennen pflegen, so dürfen wir doch hierüber des sie verbindenden allgemeinen Bandes nicht vergessen. Auch die im Süden Bornu's hausenden Musgu (S. 39), ferner die Djur, Bongo, Mittu, Golo

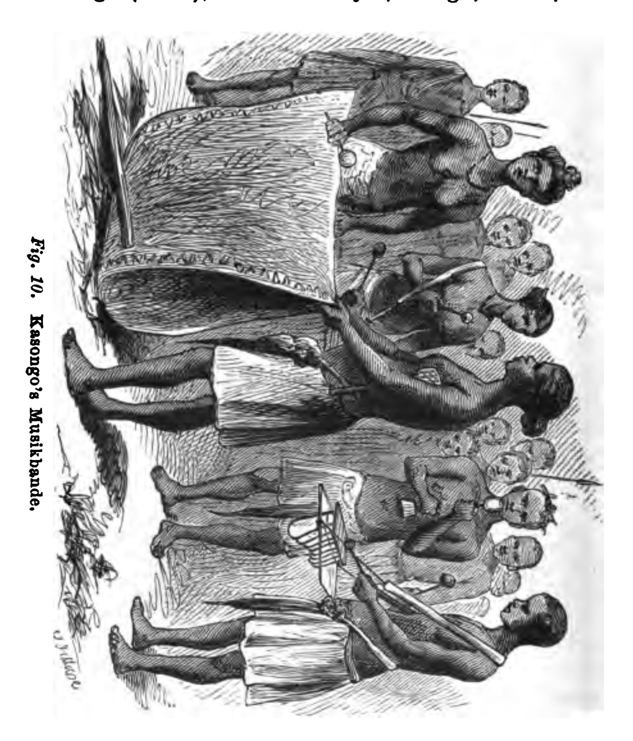


Fig. 10. **Kasongo's Musikbande.**

und Momwu gehören ebenfalls diesem Haupttypus an. Um die grossen Seen Ukerua Nyanza und Mwutan her scheinen Ormavölker das herrschende Bevölkerungselement inmitten ureingesessener nigritischer Völkerstämme zu sein. Mit den Sande oder Niam-Niam im Centrum beginnt eine sehr ausgedehnte Völkergruppe,



Fig. 11. **Der Monbuttu-König Munsa.**

welche sich bis zu den gegen die Gabonterritorien sich vorwälzenden Fan oder Faon erstreckt, die letztern allem Anschein nach in sich begreifend. Auch die von Livingstone, Cameron und von Stanley beschriebenen Wanyema, Waguha, Warua, sogar die Wanyamesi im Osten und im südlichen Innern, die Balonda und Bandombe scheinen sich jener Gruppe anzuschliessen.

Wie eine isolirte Völkeroase nehmen sich aber nach den bisherigen durch Schweinfurth gewonnenen Erfahrungen die kannibalischen, im Bereiche des Uelleflusses wohnenden Monbuttu aus. Unser Reisender bemerkt, dass mindestens 5 Procent dieser einen nicht unbedeutenden Grad von Civilisation darbietenden Nation grau-blondhaarig seien, dass alle eine hellere Hautfarbe und stärkern Bart wie die Niam-Niam hätten, sowie dass sie vielfach eine krankhafte Unruhe in den Augen wahrnehmen liessen. Die Nase der Monbuttu soll häufig durch ihre grössere Länge und Krümmung auffallend von der gewöhnlichen Form der Negerrassen abweichen und an semitische Profile erinnern. Verfasser dieses Werks kann nun versichern, dass die von Schweinfurth präparirten und in natura vorliegenden Monbuttuschädel einen durchaus dolichocephal-nigritischen Charakter an sich tragen. Halten wir uns aber für jetzt an Schweinfurth's Darstellung, so finden wir diesen Forscher geneigt, die Monbuttu mit den Fulbe in verwandtschaftliche Beziehung zu setzen. Die falbe Haarfarbe würde uns bei Afrikanern nicht allzu absonderlich erscheinen, zumal sie doch allem Vermuthen nach nur einem gewissen Procentsatze jener Kannibalenbevölkerung eigenthümlich ist. Gebogene Nasen zeigen sich hier und da selbst bei ausgesprochenen Nigritierstämmen. Auch steht entwickelterer Bartwuchs keineswegs ohne Beispiel in der Negerbevölkerung da, wie dies unter vielen andern durch die beigegebene, sehr charakteristische Abbildung Stanley's, der bekanntlich mit dem photographischen Apparat arbeitete, bezeugt wird. Die Manyema sollen sehr haarreich sein und

dürften überhaupt den Monbuttu ebenso wenig fern stehen, wie die bereits erwähnten Waguha, deren vielartig toupirte Haartracht, gebogene Nasen und geflochtene Kinnbärte Livingstone in so charakteristischer Weise abbildet.

Diese genannten, im Osten des Tanganika-Sees wohnhaften Stämme bilden den Uebergang zu den Balonda und theils durch diese, theils direct zu den A-Bantu. Aber auch die Bedjastämme müssen in Vergleich mit den Monbuttu gezogen werden. Wir dünken uns nämlich ebenso gut im Recht, diese Leute den Beduinen von Kordufan, Sennar und Taka beizugesellen, wie andere sich im Recht glauben, letztere als Abkömmlinge der Araber verzeichnen zu dürfen. Wenn man nun mir gegenüber bei dieser Gelegenheit behaupten will, dass unter den Bedja sich auch an die arabisch-jüdischen (syro-arabischen) erinnernde Physiognomien vorfänden, so antworte ich darauf zweierlei: entweder ist das ein sich überall wiederholender Zufall oder, es können die dem afrikanischen Völkercomplex angehörenden Bedja durch Heirathen mit syrisch-arabischen Einwanderern Nachkommen hervorgebracht haben, bei denen gelegentlich der letztere Typus in atavistischer Weise wieder zum Durchschlag gelangt.



Fig. 12.
Kitete, der Häuptling von Mpungu in Manyema.

Zu den Nigritiern des afrikanischen Nordostens ge-

hören aber ausser der grossen auch die Kunama oder Basena (Bewohner von Basen im Westen der abyssinischen Provinzen Hamasen und Sarae), die Hammedj und Berun in Sennar umfassenden Familie der Funje auch die Stämme des Weissen Nil. Unter diesen lassen sich zwischen dem 12 und 2° nördl. Br. folgende (zum Theil schon erwähnte) Hauptfamilien unterscheiden: die Schilluk, die Denka oder Dinka und die Bari.

Alle dieser Familie angehörenden Tribus zeigen untereinander eine gewisse Aehnlichkeit in ihrem physischen Habitus. Es sind hochgestaltete, dunkelgefärbte Leute mit wollig-gekräuseltem Haar und einer meist entwickelten Nasenbildung. Die Nase tritt bei ihnen noch aus dem Antlitz heraus, und zwar theils gerade, theils gebogen. Sie zeigt seltener die starke Einsattelung und Plattheit wie bei den Niam-Niam und bei vielen westlichen Stämmen. Am Schädel der Schilluk wird z. B. noch eine kräftige Entwickelung der firstenartig vorspringenden Nasenbeinchen beobachtet, wogegen diese knöchernen Theile bei den Monbuttu auffallend unbedeutend erscheinen. Die Sprachen der Schilluk, Denka und Bari haben viel Aehnlichkeit miteinander.

In den südlichen Bergdistricten von Kordufan leben die Nobastämme, Nigritier mit häufig ebenfalls entwickelter Nase und mit nicht selten üppigerm Haarwuchs. Unter ihnen haben sich, namentlich in dem Gebirgslande Takla oder Tekele, Funje (Schilluk) niedergelassen, welchen letztern die edelsten Familien des Landes angehören sollen. Die Noba reden eine den berberinischen Dialekten ähnliche Sprache und es ist nicht unwahrscheinlich, dass in ihnen die eigentlichen Stammväter der Berabra zu suchen sind, welche vielleicht vor alten Zeiten von Kordufan aus ihre erobernden Unternehmungen gegen das nubische Nilthal und gegen Sennar ausgeführt haben.

Den Schilluk verwandt sind die Luoh oder Djur im Gebirge des untern Laufes der Flüsse Wau und Djur, wogegen die Bongo oder Dor zwischen 8—6° nördl. Br.

ebenfalls im Gebiete des Gazellenflusses wohnen. Die Mittuvölker, welche nach Schweinfurth eine Gruppe bilden, nähern sich den Schilderungen dieses Reisenden zufolge den Bongo und bilden „vielleicht einen in der Geschichte ihrer Entwickelung begründeten Uebergang von diesen zu den Niam-Niam“. Den Bongo und Verwandten scheinen sich ausser den Musgu oder Musgo auch noch andere nigritische Völker im Süden von Waday, Baghirmi und Bornu anzureihen. Den Kern der Furer bilden ebenfalls mit entwickelter Nase ausgestattete Nigritier, unter denen gewisse Stämme, wie die Gondjara, einen hervorragenden Einfluss, namentlich durch ihre Militärdienste, gewonnen haben, ähnlich den Angehörigen der ägyptischen Kriegerkaste und den Berunkriegern der sennarischen Funje-Sultane. In Fur sehen wir neben mancherlei Solengo oder Solendj, d. h. eingewanderten nomadisirenden Bedja, die Tunjur oder Tündjur, welche von oberflächlichen Darstellern wieder einmal für „eingewanderte Araber“ erklärt, entweder Verwandte der Fulan oder Bedja sein müssen.

In Westsudan nehmen eine bedeutendere Länderstrecke die Hausastämme ein, Nigritier mit weniger entwickelter, in ihrem Rücken eingesenkter, breitgeflügelter Nase und mit wulstigen Lippen, eine gut veranlagte, lebhafte und empfängliche Nation, welche den Einfluss ihres zwar auf dürftiger Stufe verbliebenen, aber doch in gewisser Eigenart entwickelten Culturlebens selbst bis nach Aschanti und in die am Golf von Benin gelegenen nigritischen Staaten hineinzutragen verstanden.

Ausser den Hausa haben die nigritischen Sonray im Nigergebiet eine geschichtliche Entwickelung aufzuweisen. Schon im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung tauchen Hauptstädte der Sonray zu Kukia und Gerho aus dem Nebel der sudanesischen Staatengeschichte empor. Aegyptische Missionare scheinen den Islam zu den Sonray getragen zu haben, wenigstens deuten gewisse Ueberlieferungen auf einen solchen Vorgang hin. Sonray wurde später durch die (meist berberischen)

Marokkaner zerstört, welche sich in den eroberten Ländereien ansiedelten und hier Anlass zur Bildung von Mischlingen, den Arama oder El-Ruma, gaben, die noch jetzt mitten unter den (physisch wohlgebildeten) Sonray erkennbar sein sollen.

Wieder ein anderes grosses Reich in Westsudan, nämlich Melle oder Melli, wurde von den Mellinke oder



Fig. 13. **Mandinka.**

Mandenke, Mandinka, Mandingo gegründet. Auch diese sind echte Nigritier mit zum Theil geraden, zum Theil (namentlich beim niedern Volk) eingedrückten Nasen mit breiten Flügeln und von hoher, schlanker Gestalt. Melli ist längst zerfallen, allein die Mellinke (oder Leute von Melli) sind heute noch ein zahlreiches, in Westafrika weitverbreitetes Volk. Ihm gehören auch die Bambara an, ein selbst in unsern Tagen vielgenannter, erobernder Nigritierstamm, innerhalb dessen die Edeln

oder Kurbary grosse Gerechtsame geniessen. Aus der letztern Mitte gehen die Edelsten oder Massassi hervor, denen der erbliche König zu entstammen pflegt. Aus Gefangenen wird die desperate, stets zum Losgehen bereite Leibgarde der Sofa gebildet.

In den Landschaften, welche gegenwärtig als Trümmer der ehemaligen Reiche Sonray und Melli angesehen werden, herrschen wunderliche, zum Theil sehr verwickelte politisch-ethnische Verhältnisse. Bambara und deren Gefangene, Fulan, Hausaleute, Sonray und Berbern streiten sich hier in aufreibenden Fehden um die Obmacht. Die grosse Handelsstadt Timbuktu ist schon seit lange Sitz der raffinirtesten politischen Intriguen sowie ein vielfach umstrittener Besitz gewesen. Ueberall in diesen Ländern haben sich Schwärme von Berbern angesiedelt, unter denen sich gelehrte Marabouts befinden, welche durch ihre Lehren zahlreiche ergebene Thalibs oder Schüler unter allen möglichen Bevölkerungselementen gewinnen und durch diese mit der fast allen mohammedanischen Missionaren eigenen Schlauheit und Energie grossen politischen Einfluss erwerben können. Zu solchen Marabouts gehörte der vielgenannte Kunta-Schekh Achmed-el-Bekay, H. Barth's edler Beschützer, lange Zeit hindurch das geistliche und politische Oberhaupt in Timbuktu. Es wiederholen sich hier heutzutage Vorgänge, wie sie bereits vor Jahrhunderten in Afrika unter dem Einflusse der islamitischen Sendboten sich einleiteten und wie sie jahrhundertelang fortdauerten. Es sei dies eine dringende Mahnung für alle diejenigen, welche alten Vorurtheilen und gefälschten Ueberlieferungen getreu, den grössten Theil der im islamitischen Afrika stattgehabten religiösen Bewegungen und politischen Bildungen allein den Wirkungen einer arabischen Einwanderung und der ethnischen Conservirung arabischer Einwandererstämme zuschreiben wollten.

Und wie zum Hohne sind es seit Generationen auch viele schwarze unverkennbar nigritische Mekkapilger, die Tekarine, Einheit Tekruri, welche Afrika in der Richtung von Westen nach Osten und umgekehrt durchstreifen, die den Islam unter ihren heidnischen und halbheidnischen Rassenangehörigen nicht nur mit Feuereifer predigen, sondern sogar mit Feuer und Schwert zu verbreiten suchen.

Unter diesen schwarzen ascetischen Männern fanden sich einige hervorragende, furibunde Geister, welche grossen politischen und religiösen Einfluss über mächtige Länderstrecken ausgeübt und ihren Namen in die Gedenktafeln der Geschichte Afrikas mit flammenden Zügen eingegraben. Dazu gehören u. a. Hadj Omar, der ja mit den Franzosen am Senegal einen erbitterten Krieg geführt hatte, dann von General Faidherbe besiegt, sich nach dem Innern wandte und hier in heissen Kämpfen der verlotterten Pulloherrschaft zu Hamdallahi am Niger ein Ende machte, ferner Danfodio, jener (S. 39) erwähnte Neubegründer der politischen Macht der Fulan, dann Hadj Mohammed-el-Amin, Neubegründer von Bagirmi und noch mehrere. Was war denn selbst Schekh Mohammed-el-Amin anders denn ein ehemaliger Anführer von Kanembulanzenträgern, was war er anders als zugleich ein energischer Fakih (S. 36), welcher die Herrschaft des morsch gewordenen Bornureichs an sich riss und schliesslich die neue heutige Hauptstadt Kuka erbaute. Er war von gemischt-nigritischer Abkunft, aus Fesan gebürtig und gab einem neuen Staatssystem, einer neuen Dynastie das Leben. Diese im grossen sich vollziehenden Vorgänge finden aber ihre Nachahmung in Tausenden von geringern Ereignissen. Ueberall spielen schwarze Tekarine die Rolle von Marabouts, wie man dergleichen von anderer Seite aus hauptsächlich nur den Arabern zuschreiben möchte. Der Islam treibt seine üppig wuchernden Wurzeln jetzt immer tiefer nach Westafrika hinein. Sogenannte maurische, d. h. mit nigritischem

Blut gemischte oder ganz nigritische Missionare des Islam drückten sich schon seit 1815 und vielleicht schon seit noch längerer Zeit unter dem Mantel simpler Handelsmänner an den Höfen zu Kumassi und Agbome herum, hier oder da die Samen ihrer Lehre unter Cabocirs (Häuptlinge) sowol wie unter die Infima multitudo ausstreuend. Bekanntlich gestattet der Koran den Gläubigen selbst auf heiligen Fahrten gelegentlich kleine Geschäftchen zu machen, warum sollte denn nicht auch der maurische Gläubige in den Ländern des schwarzen Magreb, im Sudan, das Angenehme mit dem Göttlichen verbinden können, hier oder dort Tücher und Glaskorallen ausschachern und mitunter dabei zugleich den Houris im Paradiese Lieblinge gewinnen? Gewöhnlich dünkt man sich bei uns vom hohen Throne der modernen Cultur herab das Leben der faulen Nigger in öder einförmiger Unfruchtbarkeit des Daseins einherschleichend, etwa wie ein modriges Torfrinnsal. Dabei macht man sich aber eben bei uns, wo neben tiefster Bildung doch auch ein guter Theil von Halbwisserei und von gänzlicher Unwissenheit ihre Plätze behaupten, selten einen auch nur entfernten Begriff von dem zwar eigenartigen und in seiner Qualität beschränkten, trotzdem jedoch ungemein regen politischen, religiösen und socialen Treiben in den Sudanländern! Hier sollten erst Völkerpsychologen ihre Studien machen!

Das ganze westliche Afrika, südlich vom Flusse Senegal, wird von Nigritiern bewohnt, welche wiederum in zahlreiche Stämme zerfallend, immer doch durch ein gemeinsames Band des physischen Habitus, der Sprachen, Sitten u. s. w. zusammengehalten werden. Unter diesen Stämmen findet man den in seiner Gestalt häufig sehr wohlgebildeten, in seinem Antlitz den banalen Typus des „wollhäuptigen, plattnasigen und wulstlippigen Negers“ Tragenden, des „Negers, wie er im Buche steht“. In diese bis tief nach Benguella hinunterreichenden Stämme haben sich aus dem Innern

her einige Keile von Völkern eingezwängt. So z. B. die Fan oder Faon, Fana, am Ogowe, deren nur schwierig, nasal auszusprechender Name an den ebenfalls dünn-nasal auszusprechenden der Funje (S. 35) erinnert, ein kräftiges nigritisches Volk mit dem geflochtenen Haar und Bartwuchs, sowie mit der Physiognomie der Niam-Niam, ein Volk, welches zur Zeit immer unwiderstehlicher die echte Heimat des Gorilla zu occupiren droht. (S. 44.)

Tief im Innern von Afrika, südlich vom Aequator, herrscht in seiner beliebig hier und da aufrichtbaren Mussumba oder Residenz der Muata-Yanvo (Muata-ya-Nvo), von dessen Macht und Reichthum bereits ältere Berichte soviel Frappirendes darzustellen wussten. Unserm Landsmanne Dr. Pogge ist es ja geglückt, diesen grossen Nigritierfürsten in der Mussumba begrüssen zu können. Sein Volk, die Balonda, scheinen nach dem wenigen Vorliegenden die physiognomischen Eigenthümlichkeiten der Niam-Niam, Fan und Loango-Schwarzen mit denjenigen der A-Bantu oder Kaffern zu vereinigen. Eine ähnliche ethnologische Stellung nehmen die Guissama oder Quissama in Angola (südlich vom Coanza) ein. Unter diesen finden sich zum Theil Leute mit eingedrückten Nasen und flechtbarem Haar, wie die Niam-Niam und die von Livingstone, Cameron und Stanley aufgeschlossenen Völker des Tanganika sowie auch der Ogowegebiete. Ferner finden sich darunter Leute mit der schärfern Profilirung der Bedja, endlich solche mit den mehr breiten, rohen, bäuerischen Gesichtern der Zulu und der Xosa. Ich will keineswegs behaupten, dass die Quissama alleinige oder selbst nur vorzügliche Träger solcher variirender physiognomischer Verhältnisse seien, ich nehme sie besonders deshalb ins Augenmerk, weil sie durch den Photographen Joaque einen ganz vortrefflichen Darsteller fanden. (Siehe Fig. 14.)

Die Loango- und Congobewohner, die Schwarzen in Angola und in Benguella im allgemeinen

haben flachere Züge, mehr eingedrückte, denen der Sande oder Niam-Niam, der Camerun- und Gabon-Nigritier ähnliche Nasen, sowie dickere Lippen bei kleinerer zurückweichender Kinnbildung. Dagegen zeigen wieder die Ga, die Aschanti und Fanti der Goldküste



Fig. 14. Quissama.

häufiger zwar meist niedrige, dabei aber nach aussen hervorragende, nicht selten sogar gebogene Nasen mit mässiger Entwickelung der Flügel; ferner besitzen diese Stämme eine stark prognathe Mundbildung mit nicht sehr dicker Lippenwulstung.

Südlich vom Tanganikasee erstrecken sich bis gegen den mittlern Lauf des Zambezi hin eine Reihe von

Völkerstämmen, welche, soweit die geringen bisher über sie verbreiteten Nachrichten uns zu Schlüssen berechtigen, ebenfalls eine zwischen den centralafrikanischen Nigritiern und den A-Bantu vermittelnde Stellung einnehmen, ähnlich wie die Balonda u. s. w. es thun (S. 52). Gewisse dieser Stämme, wie die Manganja im Schiregebiete, sind durch die schrecklich entstellende Gewohnheit auffällig, in Lippen- und Ohrzipfel grosse Holzpflöcke zu stecken, eine an die bekannte rohe Schmückungsmethode der brasilianischen Botocudos oder Engräckmung erinnernde Verunstaltung. Dieselbe findet auch bereits bei den nördlicher wohnenden Mittu-Luba und bei andern Mittu statt, sie wird selbst in beschränkter Weise von den Musgu im Süden vom Logongebiete, endlich von den Kadje im Westen des Tsadsees geübt.



Fig. 15. Manganjaweib.

Die A-Bantu oder Kaffern nehmen heutzutage die Südseite Afrikas zwischen dem Kunene, der Walfischbai und dem Zambezi bis gegen die Winterberge und den Keiskamma hin ein. Sie umfassen die Gruppen der Amaxosa, Amazulu, Betchuana, der Ova-Herero und Owambo. Während die Amaxosa, „Kaffraria“ oder „Kafirland proper“ (des englischen Colonialstils) zwischen der Capcolonie und Natal bewohnen, occupiren die Amazulu, zu denen auch die mächtigen kriegerischen Amatabele gehören, alles zwischen Zambezi und Umzimvubu gelegene Land. Die Betchuana dagegen wohnen zwischen dem Oranjefluss und dem Zambezi. Ihnen gehören sehr wahrscheinlich noch mehrere an den letztern grossen Strom grenzende Stämme an, wie z. B. Makololo, Maschona, Banyay und Batoka. Verwandt sind ihnen

ferner die sogenannten Knopnenzen, Amatonga oder Batonga und die Maseli oder Vaalpenz, während die Amaswazi, die Mafitte oder Mavitte (ein Zweig derselben sind die Watuta Stanley's) wieder aus Betchuana und Zulu, namentlich aber Amatabele, zusammengewürfelt erscheinen.

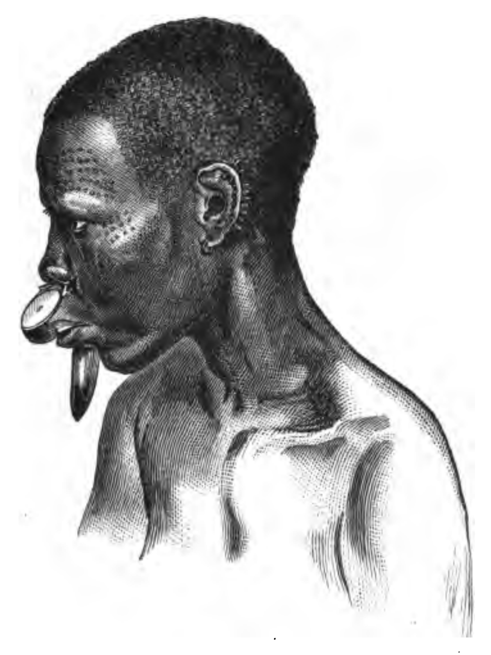


Fig. 16. Lubaweib.

Die Amazulu, ein wilder, energischer Erobererstamm, dessen physische Stärke, militärische Dressur und Fechtweise in geschlossenen Gliedern ihm eine grosse Ueberlegenheit über die schwächern Nachbarvölker verschaffen musste, hat in Südostafrika beträchtliche politische Veränderungen zu Wege gebracht. Ganze

Nationen, allerdings auch von A-Bantu selbst und ein Theil der Hottentotten, sind durch jene Eroberer auseinandergerissen und zerstreut worden. Gewisse Reste derartig zersprengter Kafferstämme haben sich unter das sie kräftig schützende englische Protectorat begeben. Es sind dies die oftgenannten Amafengu oder die Fingoes, welche jetzt in den Reihen ihrer Beschützer



Fig. 17. **Ein Mtuta.**

gegen rebellische Xosa- und Zulustämme der britischen Colonien kämpften.

Die Ova-Herero oder die Damara der Colonisten des Cap hausen im Norden von „Great Namaqualand" der englischen Kanzleien, zwischen der Kaliharisteppe im Osten und dem Ocean im Westen. Diese Hererostämme sind neuerdings durch häufige Einfälle der

Nama-Hottentotten zerrissen und geschwächt worden. Ihnen nahe verwandt sind die bis an den Kunene reichenden Owambo. Als ein gewissermaassen rasseloses

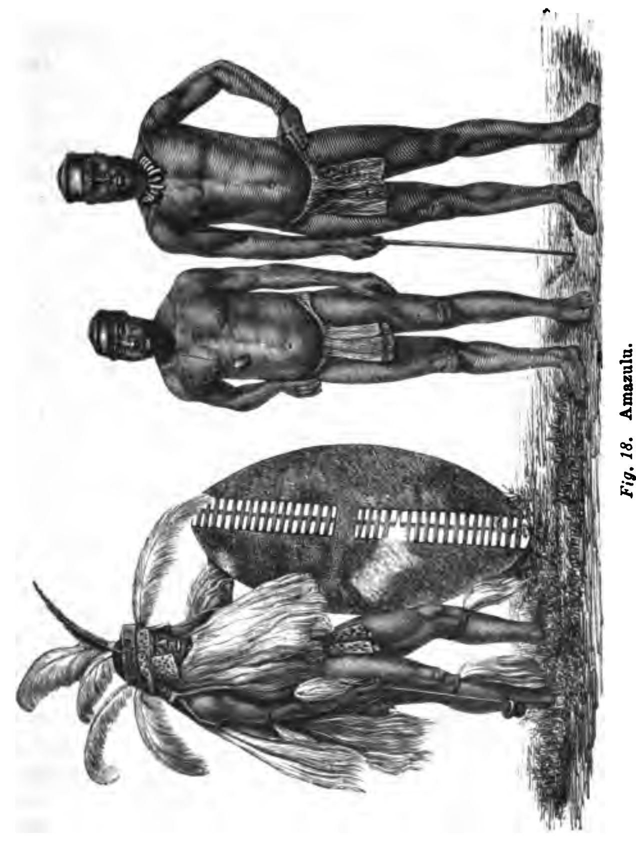


Fig. 18. Amazulu.

Volk dagegen sind die Bergdamara zu betrachten, die aus vielen heterogenen Elementen bestehend, vor ihren zahlreichen Bedrängern felsige Districte an den Grenzen der Kalihari in Besitz genommen haben.

Woher sind alle die A-Bantu gekommen? Nicht wenige europäische Reisende machen, wiewol nicht mit Recht, auf die der europäischen sich angeblich nähernde Körperbildung vieler dieser Stämme aufmerksam, sie sprechen sogar von unter jenen vorkommenden semitischen Physiognomien und Sprachlauten. Die Bantuvölker üben die Beschneidung aus und erinnert bei ihnen manches an die Sitten der Stämme Nordostafrikas. Ihre eigene, allerdings nur dunkele Tradition weist auf einen nördlichen Ursprung hin. G. Fritsch bemerkt, dass nach den Erkundigungen eines sehr zuverlässigen englischen Colonialbeamten selbst unter Fingoes die Erinnerung an gewisse schriftliche Aufzeichnungen, die in den ewigen Kriegen zerstört worden wären, noch bis heute nicht verloren gegangen sei.[23] Freilich müsste man annehmen, die A-Bantu hätten nach dem Verluste der Schrift, nach der Zerstörung ihrer Documente jahrhundertelang ohne letztere in völliger geistiger Verdummung gelebt. In der That mahnt das ganze Sein der heutigen Kaffern an einen intellectuellen Rückgang derselben. Indessen erinnern hier im Süden Afrikas vorkommende Trümmer ehemaliger Staaten und die Reste mächtiger Bauwerke daran, dass selbst die jetzt so versimpelten Kaffern einmal im Stande gewesen sein könnten, bedeutendere Schöpfungen auf politischem und materiellem Gebiete auszuführen. So z. B. das weite Reich Monomotapa, welches um die Zeit der portugiesischen Entdeckungen am Liambay und südlich davon in hohem Ansehen stand. Ihm waren die Goldwäschereien unterthan, deren einer Theil noch jetzt mit so grossem Erfolge von neuem bearbeitet wird. Stanley bemerkt, dass Monomotapa ehemals jenen Theil des südöstlichen Afrika eingenommen habe, den jetzt die Amatabele (S. 54) innehätten und dass jenes Reich alle, die verschiedenen Stämme und Clans umfasst habe, welche gegenwärtig als unanfechtbare Zulu bekannt seien. Der König von Monomotapa hiess Benomotapa oder Kitewe.

Eine zu seinem Reiche gehörende Residenz hatte den hier für Fürstensitze gebräuchlichen Namen Zimbaoe (Zimba-oa) oder Zimbabye. Sie lag unter 20° 14′ südl. Br. und 31° 48′ östl. L. inmitten von Goldfeldern. Schon ältere portugiesische Schriftsteller, wie De Barros, berichten davon wie von einem Wunderwerk. Sie soll hohe Steinbauten gebildet und Inschriften enthalten haben, welche letztere weder Portugiesen noch Araber zu entziffern verstanden. Neu entdeckt wurden die Ruinen der Zimbaoe 1871 durch K. Mauch. Sie scheinen in den letzten Zeiten durch Schwarze, wol Makoapa, welche hier Zuflucht gesucht, vielfach beschädigt, selbst eingerissen worden zu sein, wahrscheinlich um die vorhandenen Bausteine zu benutzen. Mauch fand keine Inschrift mehr vor, wohl aber rohe Ornamente in Form von Zickzacklinien und ineinandergeschobenen Vierecken.[24] In ältern Perioden war die Zimbaoe ein Sitz fürstlicher Personen, vielleicht des Furo oder Häuptlings gewesen, welcher die Goldfelder zu beaufsichtigen hatte. Ich habe die von Mauch gegebene Abbildung der Zimbaoe mit bildlichen Darstellungen verglichen, welche A. Hübner von alten Befestigungen im Amatabelelande, Werken der Maschona, gibt. Ich halte nun die Bauart der Zimbaoe für dieselbe wie jene der Maschona. Aehnlich urtheilt Fritsch. Baines hörte über andere grosse Baureste 80 engl. Meilen nordnordwestlich von den Tati-Goldfeldern sowie über wieder andere östlich von „Nylstroom“ gelegene berichten. Auch mir sind durch Missionare ähnliche, allein selbstständige Notizen beigebracht worden. Wir haben hier also vielleicht Ueberbleibsel ehemaliger Kaffernherrlichkeit vor uns. Weitere Forschungen und Nachgrabungen an derartigen Ruinenstätten werden uns wol dereinst mehr Aufschluss über die Geschichte der Bantuvölker bringen, durch deren bisheriges Dunkel ja leider nur wenig schwache Lichtblitze emporleuchten.

Auffallend ist die physische Aehnlichkeit vieler Bantu, besonders Zulu, Swazi und Suto, mit Bedjah.[25] Die

oben erwähnten, den Somal verwandten Masay (S. 22), erinnern durch Bewaffnung und Fechtweise durchaus an Zulu.[26] Letztern, namentlich ihrem Matabelezweige, müssen, wenn den ältern (schon so oft für zuverlässig befundenen) Berichten der Portugiesen und Engländer nur einigermaassen zu trauen ist, jene schrecklichen Horden geglichen haben, welche, wahrscheinlich aus dem Lande Kilima hervorgebrochen, im 16. Jahrhundert unter dem Namen „Djagga" einen grossen Theil Inner- und Westafrikas in Schrecken gesetzt, ihn mit Strömen Blutes überflutet haben. Zwar könnte man wol die Möglichkeit in Zweifel ziehen, dass ein aus dem fernen Winkel Südostafrikas stammendes Volk, eine nicht allzu bedeutende Zahl streitbarer Männer, einen grossen Theil des afrikanischen Continents zu durchmessen und überall hin den Schrecken seines Namens zu verbreiten im Stande gewesen wäre. Allein unter den wilden, stets zur Gewaltthätigkeit geneigten Nigritiern Innerafrikas haben sich immer Leute gefunden, die einem heranrückenden muthigen Erobererstamme sich anzuschliessen und mit ihm gemeinsame Sache zu machen geneigt waren. So konnte denn auch das ursprünglich an Zahl nicht bedeutende, aber aus desperaten Kriegsleuten zusammengesetzte Djaggaheer auf seinen Wegen nach dem Innern durch fremden Zuzug lavinenartig anschwellen und dann im Sturm seines Vorwärtsdringens alles sich Entgegenstellende durch Schrecken lähmen und schliesslich im Blut ersticken. Im rastlosen Kriegseifer Landschaft um Landschaft durchziehend, unter den Zwang einer furchtbaren Disciplin gebracht, voll wilder, unbändiger Energie, konnten die national zwar nicht mehr als Djagga bestehenden, wol aber von deren Sitte und Gesetz beherrschten, bunt zusammengewürfelten Eroberer nach Verlauf von Jahren in Westafrika auftauchen, um endlich, sobald der Gipfelpunkt der Macht überschritten war, in der Masse widerstrebender Nigritierstämme allmählich wieder zu verschwinden. Derartige Beispiele von

räumlich weit ausgedehnten, die Verhältnisse ganzer Gebiete von Grund aus umwälzenden Kriegszügen stehen in Afrika durchaus nicht vereinzelt da. Noch in neuerer Zeit haben deren stattgefunden. So der grosse, einer Völkerwanderung ähnelnde Zug der Mantati (Bamantatisi), eines nördlichen Betchuanastammes, gegen die Capcolonie im Jahre 1823. So die Eroberungszüge der den Djagga von Kilima verwandten Amazulu, welche unter einer ganz ähnlichen Heeresverfassung wie jene zur Zeit ihrer scheusslichen Tem-Bana-Dumba stehend, von ihren Häuptlingen Utchaka, Udingaan und Umselekatsi bis zu den Ufern des Limpopo und bis zur Mündung des Tugela geführt wurden. Wer Weiteres über diese merkwürdigen Völkerrevolutionen wissen will, möge darüber in meinen „Nigritiern“ nachlesen.[27] Es erinnern dieselben an die von Arabern geführten Berber- und Bedjazüge des Mittelalters. (S. 26.)



Fig. 19. Hottentottin.

Bevor nun der alles vor sich niedertretende Fuss der A-Bantu die fruchtbaren Ebenen am Oranjestrome durchmaass, wohnten von diesem aus bis hinab zum Cap der Stürme die Koikoin oder Hottentotten. Scheinbar gehören diese ledergelb gefärbten, kurz- und kraushaarigen, mit birnförmig nach unten sich verjüngenden, plattnasigen und dicklippigen Köpfen versehenen Leute unter die übrigen Afrikaner nicht hinein. Indessen glaube ich trotzdem, dass auch für diese angeblich so abweichenden Ureinwohner Südafrikas der Tag kommen werde, an welchem ihre Einreihung unter die übrigen Nigritier durch naturgemässe Anreihung an aufgefundene Uebergangsstämme ohne Zwang vorgenommen werden könne.[28]

Die Hottentotten, ein in intellectueller Hinsicht nicht unbegabtes Volk, aber von weit geringerer Körper-

stärke als die A-Bantu, wurden theils von diesen, theils von den ihnen in jeder Hinsicht überlegenen Europäern zurückgedrängt, auseinandergesprengt, ja in ihrem nationalen Zusammenhalt geradezu vernichtet. Ein Schwarm von mit fremdem, hauptsächlich europäischem Blute gemischten Bastardhottentotten, die sogenannten Griqua, setzten sich am Oranjeflusse in der Gegend von dessen Vereinigung mit dem Vaal fest und nahmen unter ihrem tapfern Clanshäuptlinge Andries Waterboer bei Lataku an der blutigen Zurückdrängung der S. 61 erwähnten Mantati theil.



Fig. 20. Kora-Hottentott.

Ein nomadisirender Hottentottenstamm, die Korana (Einheit Kora), hat im Gebiete des Oranje- und des Vaalflusses noch bis heute eine gewisse nationale Selbstständigkeit bewahrt. Fritsch unterscheidet in diesem Stamme einen im wesentlichen den Gesichtsschnitt der Hottentotten verrathenden gross und kräftig gewachsenen, sowie einen andern, verkümmerten, mehr an die Buschmänner erinnernden Typus. Zum letztern scheint der Mann gehört zu haben, welchen wir hier nebenstehend nach einer photographischen Aufnahme Fig. 20 abbilden liessen.

Endlich leben in Unabhängigkeit die Namaqua-Hottentotten zwischen Oranjefluss und der Damaragrenze, westlich von der Kaliharisteppe. Sie sind zwar vielfach gemischt, zeigen aber doch im ganzen den Hottentottentypus noch wohl ausgeprägt.

Eine höchst eigenthümliche Stellung unter den Afrikanern nehmen eine Anzahl zerstreut wohnender Stämme ein, welche sich durch ihre geringe Statur auszeichnen. Es sind dies die Pygmäen oder Zwerge der altclassischen Periode. Nach mancherlei völlig unsichern

und märchenhaft aufgeputzten Mythen der Homer, Hesiod, Plinius und Aristoteles ist es zunächst der

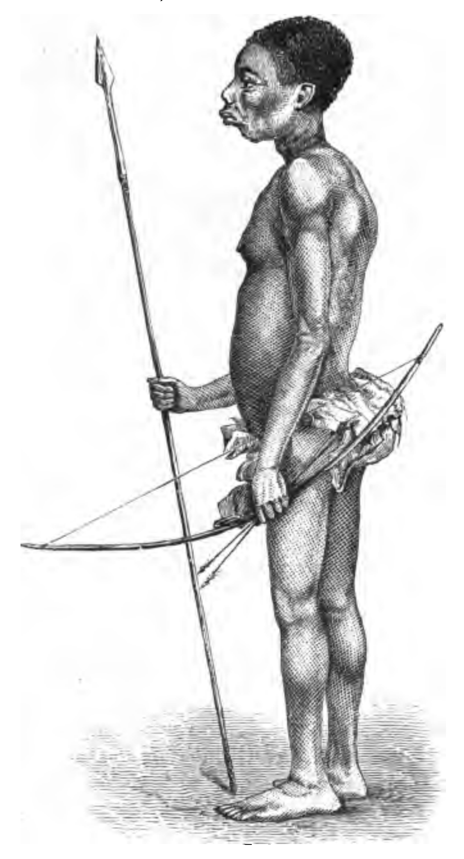


Fig. 21. **Bombi, ein Akka.**

geniale, scharfsichtige Herodot gewesen, welcher die Pygmäenfrage in kritischer Weise behandelt und dar-

gestellt hat, dass schon damals an einem der Ingeir oder Wüstenströme der mittlern Sahara Leute unter Mittelgrösse, vielleicht Teda (?), gelebt hätten. In unsern Zeiten sind die Doko im Süden von Schoa und Kafa durch Krapf, Harris und auch den Schreiber dieses Werkchens [29], die Akka oder Tikki-tikki im Uellegebiet sind durch Schweinfurth, Marno und Chaillié Long-Bey, die Abongo oder Obongo in Westafrika sind



Fig. 22. Junger Buschmann.

durch Koelle, Du Chaillu, O. Lenz und die Mitglieder der deutschen Loango-Expedition aufgedeckt, und zwar dies als reelle, lebende Repräsentanten jener von den Alten mehr nebelhaft geschilderten Wesen. Alle diese neuern Nachrichten stimmen nun dahin überein, dass die einen verwandten Namen wie Doko, Akka tragenden Leute, und dass die Abongo kleine, im Durchschnitt 1230—1340 Millimeter hohe, Menschen bilden. Kommen unter ihnen grössere Staturen vor, so liegt schon der Verdacht einer Mischung mit nigritischen Nachbarn nahe. Die augenscheinlich gute, wol nach einer Photo-

graphie angefertigte Abbildung eines Akkaweibes lieferte Long-Bey. In der Unmöglichkeit, dieselbe hier wiedergeben zu können, lasse ich vorstehend wenigstens die aus freier Hand gezeichnete Darstellung eines Akka nach Schweinfurth abdrucken. Marno lieferte nur Caricaturen jener Leute.[30]

Mit diesen genannten Stämmen concurriren die Buschmänner oder San Südafrikas, deren Höhe Fritsch



Fig. 23. Buschmännin.

durchschnittlich zu 1440 Millimeter berechnet. Nach Ansicht des letztern Forschers haben jene ehemals ganz Südafrika vom Cap bis hinauf zum Zambezi und wahrscheinlich weit darüber hinaus innegehabt. Häufig wurden dieselben nur für degenerirte Hottentotten angesehen. Obwol sie mit letztern gewisse physische Eigenthümlichkeiten gemein haben, so wird doch die erwähnte Behauptung (sie seien nur entartete Hottentotten) von Fritsch, Th. Hahn u. a. lebhaft bestritten. Abgesehen nun von manchen physischen Stammesverschiedenheiten, von örtlichen Besonderheiten

in Sitte und Brauch, haben alle die Doko, Akka, Abongo und San doch eben wieder vieles Uebereinstimmende miteinander in ihrem Aeussern sowol als auch in ihrer Lebensweise. Sie sind manchen Kennern Afrikas als Reste einer vielleicht uralten, einer urthümlichen Bevölkerung des sonderbarsten aller Continente erschienen, als Stämme, welche durch die Nigritier nach allen Richtungen hin auseinander gesprengt worden seien. Indessen lässt sich doch aus vielerlei Vorkommnissen der Schluss ziehen, diese kleinen Leute ständen den eigentlichen Nigritiern nicht so fern, als manche anzunehmen geneigt seien. Ich finde bei ihnen sowie bei den Hottentotten doch sehr vielfach die Eigenthümlichkeiten der sogenannten Negerrasse vertreten, wenn auch mit mancher speciell nationalen Umformung. Lenz spricht in dieser Hinsicht folgende, unserer Beherzigung werthe Ideen aus: „Was nun die Verbreitung der sogenannten Zwergvölker in Afrika betrifft, so scheint es mir sehr wahrscheinlich, dass die Abongo am Ogowe, die Dongo am Settefluss, die Bakke-Bakke an der Loangoküste nur Theile eines ursprünglich grossen Negervolks sind, das sich auch weiter im Innern, nur unter anderm Namen, wieder findet: als Kenkob oder Bettan im Lufumland, als Mala-Gilage im Süden von Bagirmi und noch weiter im Osten als Akka oder als Doko und Berikimo u. s. w., und dass dieses grosse Volk, welches vielleicht die ursprünglichsten Bewohner, die wahren Autochthonen des äquatorialen Afrika bildete, von zuwandernden Stämmen verdrängt und zersprengt worden ist. In ähnlicher Weise verhalten sich die Buschmänner in Südafrika. Das, was man Zwergvölker nannte, existirt also wirklich als eine Reihe zerstreut lebender Negerstämme, die physisch und geistig degenerirt, ein unstetes Leben führen; nur sollte man bei diesen Zigeunern unter den Negern vorsichtiger mit dem Worte Zwerg sein, da sich daran Vorstellungen knüpfen, die den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen u. s. w. Neben

den Abongo und ihren afrikanischen Verwandten existiren noch verschiedene Nationen, deren Durchschnittsgrösse sich als ebenso gross, ja noch kleiner herausstellt; mit demselben Recht müsste man dann nicht nur die Buschmänner Südafrikas, sondern auch die Bewohner des hohen Nordens, die Lappen und Eskimos, als Zwergvölker bezeichnen. Auffallend hierbei ist gewiss die Thatsache, dass sich diese durch geringere Körpergrösse charakterisirten Völker in Gegenden vorfinden, wo die Temperaturverhältnisse die grössten Extreme aufweisen."[31]

Ich möchte nicht jede dieser Aeusserungen des Dr. Lenz unterschreiben, erkenne jedoch gern, dass seine anregende Behandlung eines interessanten, leider noch vielfach dunkeln Gegenstandes die Beachtung solcher Afrikareisender verdient, die dereinst nicht als Dilettanten in der Menschenkunde, sondern als wirkliche anatomisch gebildete Anthropologen ihre Ziele verfolgen werden. Lenz hat jedenfalls hier wie überall sonst in den von ihm bereisten Gegenden Afrikas mit dem Auge eines echt wissenschaftlichen und scharfsinnigen Beobachters gesehen.

ZWEITES BUCH.

Von der körperlichen Beschaffenheit der Afrikaner.

Als Ausgangsgegenstand unserer Betrachtungen müssen wir auf diesem Gebiete die Retu oder Aegypter, das uns als das älteste bekannt gewordene afrikanische Volk, in genauere Erwägung ziehen. Ueber den physischen Habitus jener unterrichten uns die Denkmäler, die Mumien und die lebendigen Zeugen, denen wir noch zur Zeit im Nilthale begegnen. (S. 10.) Die ägyptischen Männer sind im allgemeinen von gefälliger Körperbildung. Sie haben breite Schultern, jene trapezoidische Form des Brustkastens, welche wir als das Hauptattribut eines wohlgewachsenen Männertorso zu betrachten pflegen, gut entwickelte, plastisch hervortretende grosse Brustmuskeln, ein schön gebogenes Rückgrat, eine schlanke Hüftgegend, ziemlich muskulöse Gliedmaassen, feine Knöchel, nicht grosse Hände und Füsse. Die Finger sind schmal, die Zehen gerade und wohl gesetzt, die Ferse ist nicht dick und nicht vorstehend. Am Gesicht ist die Stirn ziemlich hoch und zurückgebaut, nach den Schläfen hin im Querdurchmesser abnehmend, der Scheitel ist abgeflacht, der Hirnschädeltheil des Kopfes langgestreckt, das ganze Haupt dolichocephal oder langköpfig. Die Augen zeigen die bei diesem Volke so häufig geschilderte langgeschlitzte, den Contouren einer Mandel ähnliche Form. Sie werden von

zierlich geschwungenen Augenbrauen überwölbt. Die Iris ist dunkelbraun. Die Nase ragt stark hervor, zeigt einen etwas breiten Rücken und ist seltener gerade, häufiger vielmehr leicht gebogen, biegt an der Spitze ziemlich rechtwinkelig in die öfters nach unten convexe Scheidewand um und besitzt breite Flügel. Der Mund ist nicht gross, die Lippen sind aber fleischig, manchmal üppig, selbst gewulstet. Die Nasenlippenlinie ist ausgebildet und die Nasenrinne ist breit, tief. Die Wangen sind breit, das längliche Kinn ist klein, zart, zurückgebaut. Die wohlgeformten Ohren sind hoch und stark nach hinten angesetzt, welches Verhältniss auf den antiken Bildwerken und Malereien übrigens leider zu übertrieben dargestellt worden ist. Immerhin macht das Aegypterprofil einen charakteristischen Eindruk, namentlich mit seiner weiten Erstreckung zwischen Kinn und Ohr. S. Morton hat den Gesichtswinkel im Mittel zu 78 Grad berechnet. Am Knochengerüst dieser Leute ist eine gewisse Zierlichkeit, Schlankheit nicht zu verkennen. Bei den Frauen wiederholen sich die eben beschriebenen typischen Eigenthümlichkeiten in der für das weibliche Geschlecht gemilderten Weise. Die jungen Mädchen sind ungemein gracil. Eine hübsche Darstellung nackter junger Aegypterinnen bieten die mit ihrem königlichen Vater ein dem Schach ähnliches Spiel treibenden Töchter Ramses' III. zu Theben. Uebrigens hat der Reisende noch jetzt Gelegenheit, Studien über den Körperbau solcher Wesen zu machen, nicht nur bei Beobachtung der häufigen Badescenen, sondern auch beim Passiren überschwemmter Strecken und seichter Nilarme durch Marktleute u. s. w., bei welchen Gelegenheiten immer ein grösserer Theil des Körpers entblösst wird. Dem Arzte zeigt sich die Aegypterin ohne Prüderie und Ziererei. Sehr schön sind bei diesen Personen die Schultern und zuweilen auch der Oberarm geformt. Der Oberschenkel, Unterarm und Unterschenkel sind öfters zu mager, obwol es in dieser Beziehung auch nicht an rühmlichen

Ausnahmen fehlt. Die Brüste sind in der Jugend oval, prall, werden aber mit zunehmender Körperentwickelung und nach wiederholten Geburten welk, sogar hängend.

Die Körperfarbe dieser Leute ist ein bronzeähnliches in Röthlichbraun und in Ledergelb spielendes Braun. In der Thebaïde sieht man öfters ein kupferiges Hautcolorit. Dagegen möchte ich die hierbei von manchen Reisenden beliebte Bezeichnung des Milchkaffees (*Café au lait*) verwerfen, nicht blos für Aegypter, sondern für Afrikaner überhaupt, denn die Farbe dieses Aufgusses erscheint viel zu stumpf. Das Haar ist rabenschwarz und nicht sehr fein. Die Alten schoren dasselbe sehr häufig kurz ab, manchmal aber liessen sie es auch lang wachsen. Viele Altägypter, auch Männer, benutzten langhaarige Perrüken, und diese bekamen dann jene complicirten und abenteuerlichen Frisuren, welche wir noch jetzt bei den Bedja, Funje, Niam-Niam u. s. w. beobachten. Die Frauen flochten ehemals (wie noch gegenwärtig) ihr Haar in viele kleine Zöpfchen, denen reicher Schmuck an Perlen, Edelsteinen, Plättchen von edelm Metall u. s. w. zutheil ward.

So zeigt sich der reinere Retutypus (S. 9). Man muss nun gestehen, dass er zwar ein eigenthümlicher, aber anmuthiger sei. Wer möchte nicht den edeln Kopf Ramses' des Grossen bewundern, dessen prächtige Stirn der hohe phantastisch verzierte Kriegshut überragt, einen Kopf, welchen man an so vielen Kolossen findet zu Mitrahinna, Theben, Derr und Ipsambul. Dieser Retutypus findet sich in Afrika auch unter Berabra, Bedja und Nigritiern häufig wieder. Er ist ein in der afrikanischen Menschheit eingewurzelter. Wer die Verschiedenartigkeit desselben vom semitischen erkennen will, möge nur die Völkertafeln des grossen Reichstempels zu Karnak betrachten, woselbst der spitzbärtige, spitz- und krummnasige Syro-Araber mit so unbeschreiblicher Naturwahrheit dargestellt ist, oder man wende sich zu den Riesenbildern en relief, welche

den Sieg Ramses' II. über die Chetiter bei Kedesch zur Anschauung bringen.

Nun zeigt übrigens das heutige Aegyptervolk seine vielfachen Beimischungen fremden Blutes unter eine reichliche männliche und weibliche Individuenzahl, namentlich der Stadtbewohner. Harte, trockene Physiognomien von wahrhaft böotischem Ausdruck, bald mit dicken breiten, bald mit gebogenen jüdischen Nasen, ein breiter, dünnlippiger Mund, knochiger Gliederbau, grobe Hände und grosse ausgetretene Füsse erscheinen neben einem Habitus, dem schon der nigritische nicht mehr fern steht. Wenn man in Zagazig, Kairo oder Abu-Girgeh die Sinai-Beduinen mit ihren Steinbocksgehörnen, Gazellenhäuten und Dattelwürsten über die Gassen schlendern sieht, so wird es selbst einem geübten Beobachter zuweilen schwer, von ihnen, den echten Kindern des peträischen Arabiens, gewisse, den gemischten Theil der ägyptischen Bevölkerung angehörende Elemente zu sondern. Dann aber, als ich um Djidda, Gumfudda und Yambo ausgehobene arabische, nach Kreta bestimmte Rekruten durch Alexandrien ziehen oder den ehrwürdigen syrischen Gross-Schech Mohammed-el-Duchi mit grossem Gefolge in die Musqie zu Kairo einreiten sah, welcher Unterschied doch zwischen ihnen und den Fellachin! Uebrigens machen viele Bestandtheile der heutigen ägyptischen Bevölkerung den Eindruck körperlicher Herabgekommenheit. Schwere Auflagen, Noth und gewisse endemische Krankheiten, wie Bleichsucht, Blutharn, Syphilis, Fieber u. s. w. graben ihre Spuren in die Nachkommen des Pharaonenvolks ein. Die dickbäuchigen, schlottergliederigen Kinder, welche unsere Touristen an den Tempelpforten



Fig. 24. Neuägypterin.

von Dendera, Edfu und Luksor anbetteln, erhöhen noch den traurigen Eindruck solchen physischen Verfalles. Es soll übrigens damit nicht etwa gesagt sein, dass wir die Retu je als volle Ideale von Ebenmaass, Kraft und Gesundheit zu betrachten geneigt wären.

Ueber die Veränderungen, welche das ägyptische Nilland im Laufe der Zeiten erlitten, und über die Gegensätze, welche daselbst zwischen sonst und jetzt obwalten, entlehne ich meinen Tagebüchern folgende Stelle: Höchst belebt muss das Bild gewesen sein, welches Aegypten im Alterthum, etwa unter der Herrschaft seiner Ramessiden, dargeboten. Wer damals sich nilaufwärts begeben, hat die Stromufer in üppigen Saaten prangend erblickt. Selbst zur dürren Zeit, wenn Gott Seb sein Unwesen getrieben, hat die Landwirthschaft des blühenden Reichs dennoch nicht brach gelegen. Schöpfräder haben in Einschnitten der Uferböschungen geknarrt, Schöpfeimer sind an ihren Hebebalken auf- und niedergegangen, um das Wasser des jetzt niedern Stroms auf die dermalen gänzlich trockengelegten Culturflächen zu leiten. Im dichten Schatten der Sykomoren, im zweifelhaften der Nilakazien, der Stunden weit sich erstreckenden Dattelpalmen, der Bananenpflanzungen erhob sich Dorf an Dorf, die kleinen, pylonartigen, aus Luftziegeln erbauten Häuser mit freundlichem Anstrich, mit crenelirten Simsen und fensterreichen, thurmartigen Anbauen geschmückt. Bunte, hieroglyphenähnliche Malereien, oft sehr sinnige Darstellungen des profanen Lebens der Inwohner darbietend, zuweilen Miniaturinschriften und Sprüche in hieratischer Textart, die sich guirlandenartig um die Thürpfosten hinzogen, erhöhten das Malerische des Eindrucks.

In den Gassen der Ortschaften, an den Uferabhängen, auf den Feldern, in den Pflanzungen erblickte man bräunliche, wohlgestaltete, geschäftige Leute. Hier wurde der Boden mit dem Grabscheit gelockert, dort wurden die Fruchtbäume verschnitten, hier das Fluss-

wasser in grossen Thonkrügen geschöpft, dort das schmucke Vieh über mit Halfagras bestandene Flächen getrieben.

Volkreiche Städte haben damals von Zeit zu Zeit das Auge des Reisenden gefesselt, kenntlich an ihren hohen Mauern mit stattlichen Thoren, an den mächtig emporragenden Pylonen und Säulenreihen stolzer Tempel, zu deren Adyten menschliche Kolossalstatuen und lange Alleen ruhender Löwen- oder Widdersphinxe geführt. Dichtes Gewühl in den engen heissen Strassen, lebhaftes Marktgetreibe auf den öffentlichen Plätzen inmitten der Berge von Garten- und Feldfrüchten, der Scharren voll Fleisch, der grossen bestachelten und bepanzerten Fische, der mit Indrustrieerzeugnissen mannichfaltigster Art ausgestatteten Bazare. Aus offenen Hausthüren erschollen der eintönig-wilde Rhythmus der Handpaukenschläge, das disharmonische Knarren der Doppelrohrflöte oder auch das melodischere Saitenschwirren der Harfen. Gaffer aus allerlei Volk umlagerten die Psyllen, welche ihre gezähmten Paviane und halbverhungerten, der Giftzähne beraubten Schlangen producirten, auch wol einen verstümmelten Skorpion über ihren Arm laufen liessen. Dann ertönte plötzlich der schwere, regelmässige Tritt der Kriegsleute durch winkeliger Strassen lange Flucht und hinterher zog, von panzerstrahlenden Garden und von phantastisch geputzten Wedelträgern umringt, hoch zu Wagen, in der vollen Glorie seiner Zeit, „Pharao, Sohn der Sonne“, meist wahre Majestät in dem milden edelgeschnittenen Antlitz.

Lange Züge kahlgeschorener, mit Pantherfellen behangener Bonzen und reichgeschmückter „heiliger Weiber“ bewegten sich singend, Sistra schwingend und Embleme tragend, um die Tempelhallen her. Nach der falben Wüste zu trieben stämmiger Lastesel schwerbepackte Scharen.

Zu gewissen Zeiten wimmelte es auf den Spiegelflächen des Nil von überaus prächtig verzierten Barken,

aus denen früh oder spät Spiel, Gesang und Scherzreden hinüber- und herüberdrangen. Alsdann strömte es zu vielen Tausenden nach den Götterfesten und Messen, auf denen der Eingeborene Tage des Jubels und der Ausgelassenheit zubrachte, wo aber auch Ränke geschmiedet, Geschäfte abgewickelt und Streitigkeiten ausgeglichen wurden.

Noch heute, nach Verlauf so vieler Generationen, bietet das Land im wesentlichen einen nicht sehr verschiedenen Anblick vom ehemaligen dar. Freilich ist es nicht mehr so blühend, so volkreich. Druck und Elend haben ihre Spuren eingegraben in die Scholle der Osiris und Isis. Aber trotzdem bleibt Aegypten auch heute noch jenes anmuthige Gebiet am heiligen Strome, nach dessen gebenedeiten Wassern der so häufig wieder lechzt, welcher schon einmal davon getrunken.

Auch jetzt knarrt das Schöpfrad, schaukelt der Schöpfeimer am Hebebaume, noch grünt wie ehedem die Saat, spreizt sich das Halfagras. Sykomoren werfen ihren Schatten. Unter den Palmenhainen hackt und bewässert der Insasse den Boden, weidet sein Rind, die monumentale Ziege mit den Schlappohren, schöpft sein Weib Nilgabe mit dem Kruge, wie er schon in den Gräbern im alten Reiche zu Memphis abgebildet worden. Freilich wälzt jetzt auch ein zottiger Büffel fremden Ursprungs seinen Leib im Schlamme und lange Züge von Kamelen bewegen sich nach den gegen das Thalufer gähnenden Schlünden der Wadys. Noch erschaut das Auge viele Pylonendörfer mit thurmähnlichen Anbauen, aber Fresken und Hieroglyphen fehlen. Zwar erstreckt jetzt der Cactus von Anahuac seine fleischigen Stachelblätter unter dunkellaubigen Lebachbäumen, zwar glühen jetzt, ebenso fremden Ursprungs, die Poinsettien- und Poincianenblüten aus den Hecken von Rohr, Parkinsonia und Sesban hervor. Weithin erstrecken sich nunmehr die Plantagen des australischen Kugeleucalyptus.

Die Heiligthümer Amon-Ra's, der Neit und Hator, die Paläste der Ramses und Amenhotep sind gefallen. Verödete Ruinen der kolossalsten Bauten, die der Mensch je erdacht, je erschaffen, ragen, ein düsteres Memento geschwundenen Glanzes, an übersandeten, vom Nilwasser zerfressenen Stellen des Gestades empor. Zuckerhutförmige Minarets streben jetzt in den stets blauen Aether hinauf; von ihren hochgelegenen Galerien ertönt der feierlich anheimelnde Gesang der Muezzin herab. Am Fusse des Mokattambergs, da, wo ehedem die Gigantenwerke von Memphis geprahlt, baden zauberische Sarazenenschlösser der Kahira, der Ueberwindenden, ihre Zinnen in Misraims ewiger Götterluft.

Geschwader säbelrasselnder Reiter lärmen heute durch die wie ehemals engen winkeligen Strassen. Statt Pharao's trabt ein modern gekleideter, corpulenter Bey, dessen Züge an die Steppen Turkistans oder an die kaukasischen Berge mahnen, von in asiatischem Luxus prangenden Gefolge umgeben, einher. An Stelle der leichtgebauten Streitwagen knarrt eine plumpräderige Arabie, rast, ein rechter Bote der neuen Aera, das Dampfross über die Schienenstränge in Ackerland und Wüste dahin. Der Schmarotzerweih rastet auf den Telegraphenstangen. Noch dröhnt die Handpauke, noch die Rohrflöte, der Psylle vollführt wie vor dreitausend Jahren seine Schaustellungen, statt der lanzen- und tartschenbewehrten Reisigen Pharao's lungern habichtsnasige Kinder von Skadar, Maini und Kurdistan an den Ecken — im Scheine der Gaslaternen! Die Flinte an der Schulter, Pistolen und Kindschal im Gurt. Noch hat das Land seine Messen, seine religiösen Feste. Kaum haben hierbei die Namen gewechselt. Auf dem Nil noch alles voller Barken, statt alter Nomarchen und hoher Priester freilich moderne Masters und Misses, den Operngucker in ihren mit Glacéhandschuhen bekleideten Fingern. Vieles ist also geblieben vom Leben des Alterthums, manches auch hat sich gründlich geändert in den Strömungen der Zeit. Seltsames Gemisch

von Resten eines hochblühenden, urwüchsig-afrikanischen Getriebes, von arabisch-türkischem Wesen und mühselig aufgepfropften Elementen abendländischer Bildung, wie fesselst du doch den Ethnologen. [32]

Die Berabra Nubiens zeigen sich im Durchschnitt mittelgross. Einzelne erreichen freilich die Höhe von 1680—1700 Millimeter. Ihre Gestalt ist durchgängig schlanker als diejenige der Fellachin und eine kräftige Entwickelung des Brustkastens gelangt bei ihnen seltener zur Beobachtung als im ägyptischen Nilthale. Langköpfig wie die Aegypter, haben die Berabra eine zuweilen hohe, unten gewölbte, in ihrem obersten Abschnitte zurückweichende Stirn, langgeschlitzte Augen mit ein wenig bogenförmig geschweiften Brauen, hervorragender, bald gerader, bald gebogener Nase mit stumpfer Spitze und breiten Flügeln, einen mässig grossen Mund mit fleischigen, zuweilen aufgeworfenen Lippen. Ihre Nasenlippenlinie ist ausgeprägt. Das Kinn ist nicht gross, zurückweichend, die Backenknochen treten hervor, die Ohren stehen ab und sind wie bei den Aegyptern hoch angesetzt. Ueberhaupt sind Retugesichter unter den Berabra häufig. Die Gliedmaassen sind sehr schlank, Hände und Füsse nicht gross, wohlgebildet. Die ganze Statur macht den Eindruck äusserster Magerkeit und Gracilität. Bei Kindern fallen häufig die weit vorgewölbten Stirnen, die vogelartig dünnen Glieder und die dicken Bäuche unangenehm auf. Die Frauen sind ebenfalls schlank und hager. Sie entwickeln sich später als die ägyptischen und begegnet man unter ihnen nicht selten noch busenlosen bereits vierzehnjährigen Mädchen. Ihre Blütezeit haben sie etwa zwischen dem 15. bis 19. Jahre. Sie verwelken, wie die meisten Südländerinnen, schon frühzeitig. Alte nubische Frauen sind besonders hässlich. Die Haare der Berabra sind schwarz, kraus. Ihre Hautfarbe ist bronzebraun in Chocoladenfarben und Zimmtbraun übergehend, zuweilen dunkel-, entschieden schwarzbraun. Handteller und Fusssohle sind, wie bei allen dunkel-

pigmentirten Afrikanern, heller, schmuzig-fleischfarben. Die Nägel sind achatfarbig.

Die Berbern des Magreb (S. 27) zeigen in ihrem Aeussern vieles an die Aegypter Erinnernde und Ramses- oder Hatorköpfe sind auch unter ihnen keineswegs selten. Barth erzählte, dass er ägyptische Profile namentlich unter den Tuarik-Tadmekke und -Hekikan beobachtet habe. Mir selbst boten die Magrebin in Aegypten, die Turcos, die Gemälde H. Vernet's und zahlreiche Photographien ausgiebiges Vergleichungsmaterial dar. Den Retu am nächsten stehen die Bewohner vieler libyscher Oasen. Diese sind theils Reste uralter Bevölkerungen, alter Libu oder Tamhu (S. 22), theils gelegentlich aus fernern Districten Nordwestafrikas eingewandert. Erstere sind durchschnittlich reiner, letztere sind gemischter. Zu den Eindringlingen gehören die Senusi, Fanatiker des Islam. Auch die Berbern sind durchschnittlich mittelgross. Manche der „Kabylen“ des Djurdjura, manche Marokkaner der Provinzen El-Rif und Titwan (Tetuan) sowie viele Tuarik oder Imoschach im engern Sinne (S. 22), erreichen freilich die Höhe von 1690 bis 1700 Millimetern. Der Bau dieser Leute ist sehr proportionirt. Das langköpfige Haupt hat eine im obern Theile zurückweichende, im untern Theile vorgewölbte Stirn, eine bald flache, bald tief eingesattelte Nasenwurzel, eine bald gerade, bald gebogene, an der Spitze stumpfe, seltener aufgestülpte Nase mit ziemlich breiten Flügeln, fleischige, zuweilen aufgewulstete Lippen, ein rundliches, zurückweichendes Kinn, wohlgebildete, öfters ziemlich hoch angesetzte Ohren. An den Gliedmaassen ist die Muskulatur meist gut ausgeprägt. Selbst die beim Afrikaner nicht häufig in prangender Fülle auftretenden Waden werden bei manchen in den gebirgigern Districten wohnenden Kabylen nicht vermisst. Die Hand- und Fussknöchel sind fein, die Finger und Zehen wohlgeformt, nicht selten von grosser Schönheit. Die Weiber, in der Jugend zuweilen von hübscher Ge-

sichtsbildung und von anmuthigem Wuchs, altern ebenfalls früh, erhalten dann platte Züge und neigen zur Corpulenz. Namentlich sieht man unter den alten Maurinnen viele widrig-fette Weiber.

Die den Süden der Sahara bewohnenden Mischlinge zeigen bereits nigritischen Typus in den flachern, rohern Zügen, eine noch krausere Haarbildung, und verwandelt sich das fahle Lederbraun oder Bronzebraun der Mehrzahl der Berbern bei ihnen in ein bald gesättigt umberbraunes oder schwarzbraunes, selbst chocoladenes und russiges Hautcolorit. Diese Leute zeigen häufig eckige, plumpe Körperformen.

Einen sehr interessanten körperlichen Typus bewähren die Bedja. Auch sie sind im Durchschnitt mittelgross, obwol es einzelne grosse (1720—1740 Millimeter hohe) Leute unter ihnen gibt. Das Haupt ist langköpfig, hat eine ziemlich hohe, selten und auch dann meist nur in ihrem untern Abschnitte gewölbte, häufiger gerade oder schräg emporsteigende Stirn, ein ovales Gesicht. Die Augen wechseln in der Grösse. In der Antlitzbildung zeigen sich nun sehr variable Stammes- und individuelle Eigenthümlichkeiten. Während manche ein niedriges, gedrücktes, rundlicheres Gesicht mit Zügen besitzen, wie wir sie an den puppenkopfartigen mancher Central- und Westsudanesen wahrnehmen, sind die Gesichter anderer Bedja länger, ovaler. Die Nasen sind bald gebogen, bald gerade, bald eingedrückt, hier wenig, dort stark hervorragend. Der Mund wechselt sehr in der Breite, seine Lippen sind fleischig (selten dünn) zuweilen aufgeworfen. Die Unterkieferbasis erstreckt sich lang hin, der Unterkieferwinkel wechselt, ist bald stumpfer, bald der Form des rechten sich nähernd. Das Ohr ist nicht hoch angesetzt, im ganzen wohlgebildet, die Nasenlippenlinie ist seltener ausgeprägt. Aegypterköpfe der typischen antiken Form sind häufig unter allen Bedja. Namentlich ist mir das öftere Vorkommen jener eigenthümlichen, aber anmuthigen Nasen- und Lippenbildung aufgefallen, wie

wir sie in Sculpturen und Malereien aus den grossen Epochen der 18. bis 20. Dynastie wahrnehmen. Trotz der variirenden Gesichtsform herrscht unter den Bedja ein nicht zu verkennender gemeinsamer Typus. Dies ist auch allen jenen berliner Anthropologen aufgefallen, welche die von C. Hagenbeck im diesjährigen Herbst ausgestellten Bedja näher ins Auge gefasst haben. Im allgemeinen ist die Form des Antlitzes dieser Leute angenehm, nicht selten ist sie edel, zuweilen selbst nach europäischen Begriffen schön. Der Ausdruck des Gesichts ist ein intelligenter. Man kann die Leute nach diesem klugen, dabei aber freien, offenen, häufig männlich-kühnen Gesichtsausdruck lieb gewinnen.

Der Hals ist bei den Bedja lang und dünn, manchmal auffallend lang und dünn, dabei mit stark vortretendem Adamsapfel versehen. Der Brustkasten ist in der Regel von trapezoidischer Gestalt und wunderschöner Form in der Rücken- sowie in der Warzengegend. Die Schulter ist zierlich, fällt aber, wie bei den meisten Afrikanern, etwas schroff und steil zum Oberarm ab, wogegen sie beim Germanen und in der Antike eine stärkere Rundung im Bereiche des Deltamuskels darbietet. Der Oberarm zeigt muskulöse Fülle, der Unterarm ist zierlich, die Knöchelgegend ist an obern wie untern Gliedmaassen zart. Die Oberschenkel zeigen noch eine gefällige fleischige Bildung, wogegen der Unterschenkel wegen seiner Magerkeit, wegen des Mangels einer kräftigen Wadenbildung keinen vortheilhaften Eindruck macht. In gerader Richtung, nicht unterbrochen durch eine bei unsern Stämmen wohlgerundete Absetzung der wulstigen Wadenmuskulatur gegen die Wadensehnen, zieht bei den Bedja die beträchtliche Achillessehne zum Hacken herab. Der Fuss dieser Leute ist an sich gut gebaut. Bei ältern Personen wird infolge langjährigen Gebrauchs der Sandalen die Lücke zwischen grosser und zweiter Zehe etwas weit und wird der Fuss auch wol ausgetreten, letzteres namentlich infolge des starken, heftigen Springens,

wovon die Bedja bei ihrem heitern Naturell grosse Liebhaber sind.

Knaben und junge Mädchen sind bei diesem Volke durchschnittlich gut gebildet. Besonders die letztern zeigen oftmals wahrhaft ideale Formen ihres Rumpfes. Uebrigens sind die Züge der Weiber stumpfer und flacher als diejenigen der Männer. Stirn und Nase sind wenig gegeneinander abgesetzt, die Nase selbst ist kurz, stumpf und breitflügelig, der Mund ist breit und mit fleischigen Lippen besetzt, das Kinn ist klein und gerundet.





Fig. 25 u. 26. Abyssinier aus Amhara.

Das Haar der Bedja ähnelt demjenigen der Berabra. Es lässt sich in Zöpfen und Strähnen bis zu dreihundert und etlichen Millimeter Länge flechten. Der Bart ist schwächer als bei den Syro-Arabern. Manche Bedja färben ihr Haar mit Hinna oder Henne roth, was ihnen ein dämonisches Aussehen verleiht. Bei vielen wird dies Gebilde infolge von Verwendung verschiedenartiger, zum Theil beizender kosmetischer Mittel werchfarben. Cendrirtes und blondes Haar schreibt man den Sabala zu, einem noch wenig bekannten heidnischen Bedjastamme, welcher nomadisirend durch die Urwälder von Roseres und Fasoglo schweift.

Den Bedja physisch sehr ähnlich sind die Abyssinier. Namentlich gilt dies von den Agau sowie von den ihnen zugehörigen Zweigstämmen, wie Mensa, Bogos,

Falascha, Kömant u. s. w. Manche abyssinische Stämme, wie die Amhara, die Schoaner, die Bewohner von Lasta, sind stark mit Gala gemischt und haben jene S. 19 erwähnten Gesichtsformen. Unter diesen Leuten zeichnen sich die Weiber durch niedliche Gesichts- und Körperbildung aus. Die Einwohner von Semien und von Tigrie dagegen verrathen eine vielfache Beimischung von syro-arabischem Blut. Man beobachtet daher öfters unter ihnen scharf gezeichnete, an syrische und an jüdische erinnernde Physiognomien. Die Heerzüge der Abyssinier nach Arabien im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. sowie der Verkehr der Araber mit der abyssinischen Küste werden das Ihrige zu einer solchen Mischung beigetragen haben.



Fig. 27. Somali von Merka.

Die Afer und Somal ähneln physisch ebenfalls den Bedja. Unter ihnen findet man manche riesige, knochige Männergestalten mit rohen, harten, geierartigen Profilen, deren starkes Vorgebautsein und fleischig-wulstige Lippen einen wilden Eindruck hervorrufen. Ganze Tribus derselben, wie die Ysa und Mudaito, haben plattere, mehr nigritische Züge. In malerischer, meinem Urtheile nach kaum übertriebener Weise schildert C. Harris das Aussehen des Lahaita Ibn Ibrahim, Makabantu oder Akil (Richter, Häuptling) der Dubbani-Danakil: „Nicht im mindesten besser gekleidet als die zerlumpten und schmierigen Kerle in seinem Gefolge, zeichnete er sich doch durch hervorstechende Waffen aus. Der Schaft

seiner einem Weberbaume ähnelnden Lanze war an seinem breiten spiegelnden Blatte mit messingenen und kupfernen Ringen beschlagen, während Griff und Scheide eines gekrümmten Messers in ähnlicher Weise geschmückt sich zeigten. Vornehmes Auftreten und wilde Entschlossenheit in den Zügen, stand das Aeussere dieses Mannes im Einklang mit seinem Rufe als Krieger. Lange schwarze Locken wallten wie Adlergefieder über eine knochige und muskulöse Gestalt. Ein paar grosser sehniger Arme endeten mit Fingern, deren Nägel wie Raubvogelkrallen hervorstarrten. Aeusserst tapfer und an der Spitze eines zahlreichen Stammes grimmiger wilder Kriegsleute ist er an der ganzen Aferküste gefürchtet und geachtet, und er schien sich sehr gut seiner Bedeutsamkeit auf der Heerstrasse (zwischen dem Rothen Meere und den Bergen von Schoa) bewusst zu sein."

Die körperlichen Eigenthümlichkeiten der Gala werden besser bei den eigentlichen Nigritiern abgehandelt, von denen ich jene nicht mehr zu trennen vermag.

Die Teda oder Tibu in Tibesti sind nach Nachtigal's Schilderung von mittlerer Grösse, eher jedoch kleiner, sie sind wohlgebildet, mit kleinen Händen und Füssen, von mässiger Bronzefarbe. Sie haben mässig lange, theils gerade, theils gebogene, bald stumpfere, bald spitzere Nasen und einen nicht sehr grossen Mund mit nicht dicken Lippen. Ihr Bartwuchs ist spärlich, aber doch reichlicher noch als bei den Schwarzen, ihr Haar wird länger und ist weniger wollig und hart als bei diesen. Ihre äusserste Magerkeit ist das Product einer elenden Lebensweise in einem keineswegs fruchtbaren Lande, sowie zugleich auch ihres rastlosen Umherziehens.

Die Funje, deren genauere Bekanntschaft Schreiber dieses genossen, stehen gewissermaassen an der Grenze zwischen Berabra, Bedja und Nigritiern, obwol sie sich mehr den letztern als den erstern anschliessen. Sie gehören zu jenen extremen Aesten

welche der grosse nigritische Zweig der Menschheit ausser ihnen noch in den Bantu und vielleicht selbst in den Teda treibt. Sie sind mittelgross, zählen aber auch 1730—1750 Millimeter hohe Gestalten zu den ihrigen. Kleine verwitterte Figuren sind dagegen selten unter ihnen. Ihr Körperbau ist proportionirt. Ein trapezoidischer, breiter und gewölber Brustkasten gehört keineswegs zu den Attributen männlicher Wohlbildung, welche man etwa lange unter ihnen suchen müsste. Das Rückgrat ist gerade. Von den Schultern gilt das über die Bedja Gesagte. Der Kopf ist lang — ich habe die Funje an einer andern Stelle mesocephal genannt —, indessen kommen unter den südlichen Funje doch auch recht langgestreckte Schädel vor. Die Stirn ist gewölbt, ziemlich breit, sie weicht, wie bei den meisten der bisher erwähnten Afrikaner, in ihrem obern Abschnitte schräg nach hinten zurück. Die Nase ist gerade oder leicht gebogen, stumpfspitzig, selten aufgestülpt, häufiger ist sie mit der Spitze und den breiten Flügeln etwas abwärts gekehrt. Die Kiefern sind augenscheinlich prognather, hervorstehender und schiefzähniger als bei den Berabra und Bedja. Namentlich lässt sich dies bei den Ingassena (S. 2) beobachten. Die Nasenlippenlinie ist tief eingeschnitten und das gibt selbst jüngern Funje ein würdiges Aussehen, verleiht auch jüngern Mädchen etwas Charakteristisch-Ehrbares. Die Lippen sind fleischig, aber selten, und dann auch mehr nur bei den Ingassana, aufgewulstet. Die Augen haben grosse Lider, sie sind gross und weitgeschlitzt. Die Jochbogen nehmen eine nur geringe Breite in Anspruch. Die Ohren sind gerundet, etwas abstehend, das Kinn ist schmal, gerundet, weniger zurückweichend als bei Berabra. Unter den Funje erscheinen ägyptische Profile und auch viele an Bedja erinnernde Gesichter. In letzterer Hinsicht zeigten sich zwei junge Homran aus Taka, welche in der vorjährigen (ersten) Nubierkaravane K. Hagenbeck's zugegen waren, sowie in der letztjährigen Ausstellung (1878) zwei Halenga

und ein Beni-Amir besonders erwähnenswerth. Man hätte diese Leute, wären sie dunkler gefärbt gewesen, recht gut für Berun vom Berge Gule halten können. Die Haare sind gekräuselt und werden in den allersonderbarsten Toupets getragen, wie sie ähnlich nur bei den Galloa, Okande und Fan des Gabongebietes und in den Calabargegenden angetroffen werden.

Die Farbe vaiirt vom dunkeln Gelbbraun und Chocoladenbraun in ein Schwarz mit graubräunlichem Schiller. Oberarm und Oberschenkel sind fleischig und wohlgebaut, der Unterarm ist dünner, zierlich, der Unterschenkel wadenschwach. Hand und Fuss sind nicht gross, von gefälliger Form. Ja ich habe gerade diese Theile bei gewissen vornehmen Funje von grosser Schönheit gesehen. Die ganze Haltung ist graziös, der Ausdruck des Gesichts meist ernst, mild und intelligent. Nirgends habe ich in Afrika so anmuthige und freundliche Kinder als unter den Funje gesehen.

Die eigentlichen Nigritier, welche O. Peschel Sudanneger nennt, haben dolichocephale und prognathe Schädelformen, deren Gesichtswinkel 69—75 Grad beträgt. Die Hirnschale ist von den Seiten her comprimirt, an den Schläfen schmal, langgestreckt, in der Scheitelgegend nicht selten hochgewölbt. Die Stirn weicht stark zurück, die Knochen sind derb und kantig, mit starken Muskeleindrücken versehen. Die Form der Nasenbeinchen ist bei verschiedenen Stämmen sehr verschiedenartig. Manchmal sind dieselben schmal, kurz, zuweilen sogar auf kleine Knochenschüppchen reducirt. Die Schilluk haben recht beträchtliche, an ihren untern Enden zum Theil sogar aufgeworfene Nasenbeine. Die Zähne sind schief nach vorn gestellt, die obern überragen häufig die untern. Sie sind gewöhnlich von porzellanartiger Weisse, durchschnittlich gut eingepflanzt, gesund, aber an ihren Kauflächen öfters abgenutzt, meist eine Folge der groben, harten, auch wol durch Mahlsteintheilchen verunreinigten Nahrung.

Das Knochengerüst des Rumpfes und der Glied-

maassen ist fest, häufig in den einzelnen Formen gracil, und fallen die gerade gestellten Röhrenknochen der Extremitäten auf. Die Skelete nigritischer Männer zeigen oft genug starke Muskeleindrücke und sehr hervorragende Knochenkämme. Die Mittelhand- und Mittelfussbeinchen sowie die Finger- und Zehenglieder sind höchst schlank. Man hat am „Negerskelet“ noch mancherlei Eigenthümlichkeiten beschrieben, allein bisjetzt spottet das geringe in unsere Hände gelangte Material aller Weiterungen.

Die Haare der Nigritier sind bei manchen Stämmen nur kurz, in kleine Bäuschchen oder Strähnen gesondert, welche gekräuselt und in sich verfilzt, von den Arabern in nicht unzutreffender Weise Filfil oder Pfefferkorn genannt werden. Bei andern bilden sie wieder unregelmässig sich theilende, verschiedenartige Locken oder beetartige Gruppen, innerhalb derer die einzelnen Haare umeinander gedreht und gewickelt erscheinen. Wieder bei andern Stämmen zeigen sie sich länger, bis zu 300 Millimeter auswachsend, lockerer und haben Neigung, sich in groben, stapelartigen Partien zu sondern. Die so wachsenden Haare sind flechtbar. Sie finden sich unter andern bei Noba, Manyema, Niam-Niam, Balonda, Fan, Gala u. s. w. Uebrigens kommen derartige Variationen selbst unter Individuen eines und desselben Stammes vor. Auch finden sich solche Eigenthümlichkeiten bei Berbern, Bedja, Abyssiniern u. s. w., bei letztern selbst z. B. die Beetform, wenn sie ihre Haare nicht in lange Flechten bringen. (Vgl. z. B. Fig. 25, S. 80.) Die Nigritierhaare sind steif, hart, glänzend und schwarz; zuweilen erscheinen sie werchfarben, in seltenen Fällen gelbblond, eher einmal roth oder röthlichblond.

Der Bartwuchs und die Augenbrauen sind meist spärlich, dünn. Indessen zeigen sich doch auch bei Nigritiern manche Stämme und Individuen mit stärkerm Barte versehen. (Vgl. S. 45.)

Die Haut ist dunkelpigmentirt, in allen nur denk-

baren Schattirungen von Gelb- und Rothbraun in Schwarz übergehend. Weniger häufig zeigt sich jenes Schwarzgrau mit rothbräunlichem Lustre, welches man nicht eben glücklich ein Blauschwarz genannt hat (Berun, Schilluk, Denka, Bari u. s. w.). Nicht selten aber wird das natürliche Hautcolorit durch Salben, Farben, Schmuz u. s. w. verdeckt. Stets ist die Haut der Nigritier schwellend, geschmeidig, oft wie Sammt anzufühlen, kühl, stellenweise reich an Pickeln, Quaddeln und Knötchen. Sie dünstet stark aus. Das Vorhandensein eines „specifischen Negergeruchs" muss ich jedoch in Zweifel ziehen. Vielmehr ist es nur ein durchdringender, oft recht unangenehmer Schweissgeruch, welcher bei diesen Leuten hervortritt, sobald sie sich irgend erhitzen. An den Antlitztheilen stehen Stirn, Nase, Lippen und Kinn bei Vertretern jener extremen Typen, denen man ein echtes Negergesicht zuschreiben darf, in argem Misverhältniss zueinander. Niedrige zurückweichende Stirn, kurze breite Nase, dicke Wulstlippen und kurzes kleines Kinn vereinigen sich öfters zu einem Ganzen von äusserster Hässlichkeit. In solchen Nigritierphysiognomien liegen wilder Stumpfsinn, Rohheit, Gemeinheit, zuweilen Verschlagenheit. Aber man beobachtet auch wieder ganze Stämme und einzelne Individuen, welche von dem beschriebenen platten, breiten Typus abweichen. Hohe, edelgebaute Stirnen, wenig eingedrückte oder erhabene, gerade oder gebogene Nasen mit breiten Flügeln, mässig dicke Lippen, wenig hervortretende Backenknochen, kleines Kinn, werden an vielen Schwarzen wahrgenommen. Zeigen sich nun in einem solchen Gesicht, mag dasselbe noch so dunkel gefärbt sein, ein grosses, sprechendes Auge, ein freundlicher gutmüthiger und intelligenter Ausdruck, so kann man selbst eine nigritische Physiognomie solcher Art recht wohl hübsch finden. Wie vortrefflich kleidet so manches der nicht allzu unedel geformten schwarzen Mädchen jenes gutmüthige, schalkhafte Lächeln, welches durch eine muntere gewohnheitsgemässe Art des Verziehens

der Mundwinkel nach oben hin und durch die zugleich stattfindende Entblössung der weissen Zahnreihen gehoben wird. Man braucht wahrlich kein Liebhaber von Schäferromanen und kein fanatischer Abolitionist zu sein, um auch solchen physiognomischen Gestaltungen einen gewissen Geschmack abgewinnen zu können.



Fig. 28. Frisch eingeführter Brasilneger.

Der Hals ist bei den Nigritiern im allgemeinen kurz und dick, obwol Ausnahmen mit langen und dünnen Hälsen durchaus nicht selten vorkommen. Der Brustkasten der Männer ist wie bei uns und bei andern Rassen sehr verschiedenartig entwickelt. Zuweilen zeigt er sich hoch, breit und kräftig, von jener trapezoidischen

Gestalt, wie sie selbst in der Antike als Attribut männlich entwickelter Bildung betrachtet werden darf. Hier und da werden gewaltige herculisch geformte Torsi angetroffen. Die Brustgegend ist dann von wahrhaft classischer Schönheit. In der Mehrzahl der Fälle freilich, am ausgesprochensten unter schlecht genährten Stämmen, beobachtet man eine weniger stattliche Torsobildung. Der Rippenkorb zeigt da mehr die Grundgestalt eines länglichen Vierecks, und dem entspricht dann zugleich ein schmalerer Schulterbau. An den Extremitäten ist zunächst die S. 79 geschilderte abfällige Beschaffenheit der Gegend des Deltamuskels hervorzuheben. Seltener zeigt sich diese in voller praller Rundung. Der Oberarm ist meist muskulös, der Unterarm aber häufiger hager und steht nicht selten in seiner Länge in einem Misverhältniss zu jenen. Die Finger sind sehr verschiedenartig und allgemeine Gestaltungsregeln derselben ausgeschlossen. Bei üppig und kräftig gebauten, breitschulterigen Nigritiern ist auch die Beckengegend durch gute Entwickelung der Gesässmuskeln sowie durch anmuthige Formung des Bauches und der Leistenregion, endlich durch gute fleischige Ausbildung des Oberschenkels gekennzeichnet. Schmächtigere Nigritier lassen an diesen Theilen eine gewisse dürftige Beschaffenheit erkennen. Die Unterschenkel sind in der grössten Mehrzahl der Fälle schwachwadig, die Knöchelgegend ist unschön, dick. Am Fusse ist der Rücken niedrig, die Sohle wenig ausgehöhlt oder flach. Der Hacken tritt nicht selten unschön und kegelförmig nach hinten hervor. Die Fusszehen zeigen sich bald dünn und lang, bald dicker und kürzer. Hässliche Ballenbildung fehlt. An vielen Nigritiern wird eine unschöne Auswärtskrümmung der Unterschenkel beobachtet. Indess ist diese Verbildung nicht, wie manche anzunehmen geneigt sind, ein Attribut der nigritischen Körperbildung überhaupt.

Viele Mädchen haben in der Jugend eine anmuthige, weich und gracil geformte Büste. Die Brustdrüsen sind

dann halbkugelig hervorstehend, prall, unten gewölbter, oben flacher. Der Warzenhof ist, wie bei manchen unserer jungen Mädchen, ebenfalls gewölbt und von einer kurzen Warze überragt. Häufiger aber zieht sich bei selbst jungen nigritischen Frauenzimmern die Brust mehr oder minder spitzkegelförmig nach aussen. Kegelförmig entwickelt sich dann auch der Warzenhof, weniger die Warze. Das gewährt einen unschönen Anblick. Noch mehr verliert sich das Aesthetische der



Fig. 29. Zulumädchen.

weiblichen nigritischen Torsobildung, wenn solche spitzkegelförmige Brüste früh welken und siech herabhängen. Nach Geburten können daraus schlappe, schmale, spitzige Hautfalten werden, die mehr den Eindruck entleerter Börsenköpfe machen, als dass sie würdigen Vertreterinnen des schönen jungfräulichen Naturzierathes selbst nur zu ähneln vermöchten. Bei noch andern Nigritierinnen zeigt sich ein in der Jugendblüte breiter, hoher, voller, manchmal übervoller Busen. Aber auch der welkt früh dahin und erhalten sich an seiner Statt nur breitere, ebenfalls flache, leeren Tabacksbeuteln gleichende Reste.

Dicker schlotteriger Bauch verunziert zum öftern die Nigritier beiderlei Geschlechts und jeden Alters.

Allen nur denkbaren körperlichen Variationen unterworfen, repräsentirt der Nigritier keinen völlig einheitlichen Rassentypus. Er stellt durchschnittlich weder ein absolutes Zerrbild von Hässlichkeit, würdig seiner angeblichen directen Verwandtschaft mit Gorilla, Schimpanse und andern Affen, dar, noch verharrt er in den idealen Gestaltungen der classischen Sculpturperiode. Man wird unter den Nigritiern wirkliche Schönheit selten finden, man wird sie aber auch nicht gänzlich vermissen. Wir Europäer haben übrigens alle Ursache, bei Würdigung von körperlichen Vorzügen der Afrikaner nicht zu sehr den Maassstab unserer eigenen hergebrachten Anschauungen über die Aesthetik der menschlichen Gestalt anzulegen. Ein sogenanntes Negergesicht könnte mit seiner dunkeln Färbung vielleicht noch einen recht guten Eindruck machen, würde aber, mit weissem Teint und hellem Haar, einen abschreckenden Anblick gewähren. So manche Gruppe niedlicher nigritischer Mädchen darf in dem rohen Putz ihrer Heimat, in der tropischen Fülle ihrer Umgebung, im Sonnenglanze des Südens, das Wohlgefallen eines vorurtheilsfreien, verständigen Reisenden erregen. Versetzt nun diese Gruppe in einen europäischen Salon, so möchte der Anblick ein komischer, ja widerwärtiger werden. Die Kleidung thut hier sehr viel. Ein Unyoro- oder Bertakrieger, ein angolesischer Empacasseiro (Büffeljäger) werden, wenn sonst gut gebaut, in der rohen Pracht ihrer Ausrüstung unter männlichen Gemüthern sicherlich den Eindruck stolzer, selbstbewusster Kraft, wilder Energie hervorrufen. Der schönste Nigritier aber wird, in die Gesellschaftstoilette eines fashionablen Drawing-Room gesteckt, nichtswürdig carikirt aussehen. Nur kein Negermädchen in einer pariser Ballrobe! Die urwüchsige Naivetät der hierneben dargestellten algierischen Kinder hat — in der Originalphotographie nämlich — sehr oft das lebhafte Interesse mir befreundeter

Personen erweckt. Keinesfalls dürfte man diese Wesen mit Vertretern unserer Kinderwelt in nähern Vergleich bringen, sie würden dadurch ungeheuer verlieren.

Nigritier sowie andere Afrikaner schaden ihrem Aussehen nicht allein durch zahlreiche Verzierungen und Verunstaltungen, z. B. durch grelle widersinnige Färbung einzelner Körpertheile, durch Einschnitte, Einstiche in die Haut, durch Abschneiden, Ausreissen und Spitzfeilen von Hautlappen, Zähnen u. dgl. — sondern auch durch das gewohnheitsmässige Schliessen der Augenlider vor dem Sonnenglanz, durch das überall verbreitete greinende Verzerren der Gesichtsmuskeln, endlich durch träge, schlaffe Körperhaltung.



Fig. 30. Maurische Kinder.

Ich will hierorts nicht unterlassen, in Kürze auf die physischen Eigenthümlichkeiten der nach den Colonien in Amerika u. s. w. verpflanzten Nigritier aufmerksam zu machen.

Die Creolen, d. h. die in Amerika u. s. w. geborenen Weissen, bleiben bekanntlich im allgemeinen ihrem ursprünglichen Nationaltypus getreu. Der Brasilianer wird im ganzen Portugiese, der Porteño zu Buenos-Ayres und der Chilene werden Spanier, der Yankee wird Engländer, Mynheer auf Java oder Banka wird Holländer geblieben sein. Trotzdem nehmen Kenner bei solchen Leuten gewisse stattgehabte Veränderungen wahr. Man spricht z. B. häufig und mit Recht davon, dass der Yankee in seinem Gesichtsschnitt und in

seinem Körperbau einzelne, von den angelsächsischen abweichende physische Eigenthümlichkeiten entwickelt habe, dass er selbst den ureingeborenen Indianern ähnlicher geworden sei. Der Gaucho in den Pampas soll eine Annäherung an die Tehuelches verrathen.



Fig. 31. **Brasilianische Creolnegerin von zweifelhafter Reinheit der Abstammung.**

Ein entsprechender, wenn auch nur langsam erfolgender Umbildungsprocess scheint mit dem ausserhalb Afrikas verpflanzten Nigritier vorzugehen. Seine Hautfärbung wird heller, sein Haar nach Generationen lockerer, die Züge verlieren durchschnittlich an Stumpfheit, die Lippen werden dünner. Jeder Stammeshabitus, den die Neuangekommenen (die Negros novos) noch an sich tragen, geht bei den Creolnegern verloren. Un-

zweifelhaft wirkt hier in erster Linie das veränderte Klima ein. Die Lebensweise übt dann ebenfalls ihren ummodelnden Einfluss aus. Die schwarzen Lastträger im Hafen von Rio-de-Janeiro, welche spielend die schwersten Kaffeesäcke auf den Kopf heben und im Laufschritt davontragen, entwickeln einen herculischen Körperbau. Dagegen bleibt der stets berittene Vaqueiro oder Rinderhirt der Campos im Innern ein schmaler, trockener Gesell. Natürlich sind hier auch



Fig. 32 u. 33. Hottentotten.

Mischungsverhältnisse in Betracht zu ziehen. Mulatten, d. h. Mischlinge zwischen Europäern und Nigritiern, sowie Zambos oder Mamalucos, d. h. Mischlinge zwischen Nigritiern und Indianern, sind schwer zu verkennen. Es gibt aber feinere Nuancen der Kreuzung, deren deutliches Erkennen ein höchst geübtes Auge erfordert. Da soll man öfters in die Lage gerathen, Creolneger sogar mit Mulatos und Zambos (oder umgekehrt) zu verwechseln.

Es bleibt uns noch übrig, die physische Beschaffenheit jener Völker zu berühren, welche wir im vorigen

Buche S. 61 besprochen haben. Die Hottentotten sind von geringern Körperdimensionen als durchschnittlich die Nigritier, sie haben einen eigenthümlichen, durch ein stehendes Trapezoid charakterisirten, d. h. gegen das Kinn hin verjüngten Gesichtsschnitt, im übrigen einen bei Männern durchschnittlich eckigen Körperbau mit wohlproportionirten Händen und Füssen. Bei den Weibern ist die Gestalt zierlich, namentlich in der Schulter-, Brust- und Oberarmgegend. Daniell, der vorzüglichste ältere ikonographische Darsteller südafrikanischer Natur- und Volksscenen, hat uns die Abbildung einiger recht niedlicher Hottentottenmädchen hinterlassen. Die Farbe ist ein helles Lederbraun, wie wir es unter anderm an unsern neuen Cavaleriesätteln wahrnehmen.

Die sogenannten, unter den Namen Buschmänner, Abongo, Akka, Doko u. s. w. bekannt gewordenen Pygmäenstämme Afrikas (S. 64) bieten zwar in ihrem Aeussern mancherlei Stammesverschiedenheiten dar, zeigen aber doch wieder einen gewissen gemeinsamen Habitus. Sie sind in der That von niedriger Statur, haben grosse lange Köpfe, breite Schultern, aufgetriebene Bäuche, ein hervorstehendes, scharf abgesetztes Gesäss, magere Gliedmaassen, proportionirte, aber kurze Hände und Füsse, eine in vielerlei Nuancen von Schwarzbraun, Olivenbraun, Gelbbraun bis Röthlichbraun variirende Hautfarbe. Das Antlitz ist birnförmig oder trapezoidisch, nach dem Kinn zu verjüngt, mit steiler senkrechter Stirn, kurzer, stumpfer Nase, prognather Kieferbildung, fleischigen, selbst wulstigen Lippen, ziemlich hervorragendem Jochbogen und zurückweichendem, aber vielfach eckigem Kinn. Das Auge hat durchschnittlich einen tückischen, lauernden Ausdruck. Der Bartwuchs ist gering. Das schwarze Haar zeigt, wie meist auch bei den Hottentotten, jene Sonderung in vereinzelte, in sich ineinandergedrehte und verschlungene kurze Locken, welche wir bereits oben mit dem arabischen Vulgärnamen Filfil bezeichnet sahen. (S. 85.)

Man hat nun sowol diesen Pygmäen als auch zum Theil den Hottentotten gewisse physische Eigenthümlichkeiten zuschreiben wollen, welche sich bei keinem andern Volke wiederfinden sollten. Diese, die an Schnalzlauten reichen Sprachen und gewisse Besonder-

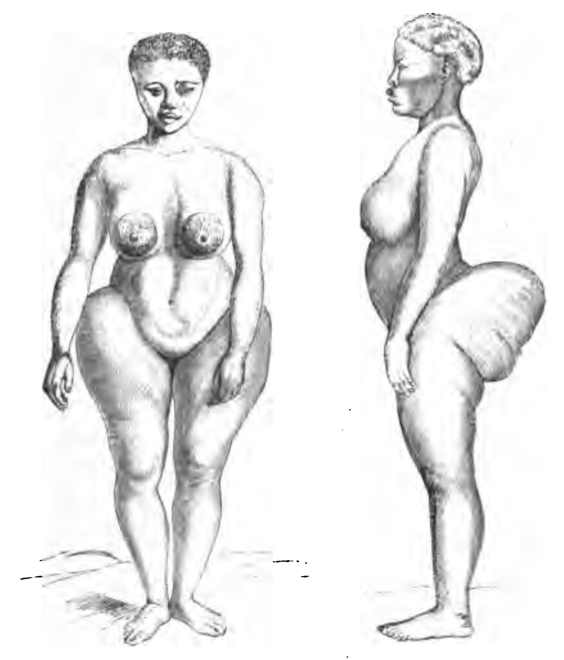


Fig. 34 u. 35. Venus hottentotta (Buschmännin).

heiten in Sitten und Gebräuchen, erhoben namentlich Hottentotten und Buschmänner zu einer Ausnahmestellung, welche anscheinend keine Parallele mit Nigritiern und andern Afrikanern zuliess. Man sprach bald von einer Verwandtschaft mit Mongolen, bald von einer solchen mit Australiern, oder man construirte sich eine besondere Rasse, selbst Species von Menschen,

den Homo hottentottus zusammen. Hierbei trieb die Kathederweisheit ihre üppigsten Blüten. Das bei den Weibern der Hottentotten und Buschmänner häufig vorkommende übermässige Fettwerden des Gesässes, die sogenannte Steatopygie, die Entwickelung der Hottentottenschürze, einer starken Hautverlängerung an den weiblichen Genitalien, die scheinbar auffallend starke, frühzeitig eintretende Faltung und Runzelung der Haut schienen Momente zu sein, welche den genannten Völkern ihre Ausnahmestellung gewährleisteten. Allein jene Steatopygie findet sich auch bei Frauen der A-Bantu, der nilotischen Nigritier, z. B. der Bongo, selbst der Berbern! Die Hottentottenschürze braucht man nicht blos in Südafrika zu suchen, man findet sie durch den ganzen Continent, sogar in Europa noch häufig genug! Jeder Stubenethnolog würde erstaunen, wenn ich ihm ein Glas voll sogenannter Hottentottenschürzen, aus dem Präparirsaale der Haupt- und Weltstadt Berlin stammend, fein säuberlich in Alkohol aufbewahrt, vorweisen würde. Facta loquuntur! Bildung von Hautfalten, und zwar von überaus zahlreichen, tritt bei schlecht genährten Nigritiern, Berbern und Aegyptern (z. B. bei den hungernden sonst baumlangen Kitch am Weissen Nil) in ebenso hohem Maasse auf als bei jenen Südafrikanern. Die herabgekommenen Kitch, in Kairo unter die Fuchtel der Exercirmeister gestellt und aus den Fleischtöpfen des Statthalters von Aegypten genährt, gediehen binnen kurzer Rekrutenzeit zu riesigen, prallen Gardesoldaten, welche den Laufschritt mit vollem Gepäck und gefälltem Gewehr mit übermüthiger Keckheit auszuführen wussten. Wo waren da die Hautfalten geblieben? Dass letztere nicht durchaus Stammeseigenthümlichkeit der Akka, Buschmänner und Hottentotten sind, lehrt mich ein Blick auf die dralle Burschen darstellenden Photographien solcher gut gemästeter Individuen, welche am Weissen Nil, an der Loangoküste und in Südafrika aufgenommen worden sind. Schlecht genährte, dem Rauchen des narkotischen Dachahanfes

übermässig ergebene, an den Grenzen der Capcolonie herumbummelnde Buschmänner können kein überall zutreffendes Bild ihrer Landsleute gewähren. Auch hungernde Kabylen und Hindus zeigten in unserm Jahrzehnt leider zu öftern malen eine überreiche Hautfaltenbildung. Die Wirksamkeit der wohlthätigen Vereine zu Konstantine, zu Kalkutta, in Agra und Haiderabad konnten jedoch solche Hautfalten gemeinhin schneller und gründlicher ausgleichen, als die weisesten unserer weisen Ethnologen sich vielleicht je zu träumen vermessen hatten.

Schnalzende Sprachlaute findet man nicht blos bei den Hottentotten und bei den Buschmännern, sondern auch bei den A-Bantu und in gemildertem, aber immerhin noch bemerkenswerthem Grade bei noch andern Nigritiern. Sitten und Gebräuche jener Südafrikaner bieten neben gewissen Specialitäten doch auch viel allgemeines urwüchsiges Afrikanische dar. Ich will den Hottentotten und Pygmäen nicht gänzlich gewisse, bei ihnen selbstständig ausgebildete Absonderlichkeiten absprechen, glaube aber nicht, dass sie ihr physisches und psychisches Wesen gänzlich von den Nigritiern entfernt. In dieser Hinsicht kann uns freilich erst die Zukunft die gewünschte Sicherheit bringen. (S. 61.)

DRITTES BUCH.

Häusliche Einrichtungen, Sitten, Gebräuche, Recht u. s. w. der Afrikaner.

1. Häusliche Einrichtungen.

Wohnräume. Der Islam und die mit ihm nach Afrika eingedrungene arabisch-persische Cultur haben im Norden des Erdtheils grosse und dauernde staatliche wie auch wirthschaftliche Veränderungen hervorgerufen. Dies äussert sich für jeden Beobachter von vornherein sehr deutlich in den Architekturverhältnissen. In Aegypten und in Magreb herrscht der prächtige, anmuthige arabische Baustil, welchem es an byzantinischen und an persisch-indischen Elementen nirgends mangelt. An der Ostküste reichen arabische Bauten so weit hinab, als sich hier überhaupt arabischer Einfluss im Gefolge von Handel und Verkehr geltend macht. Dies zeigt am besten Zanzibar, bekanntlich eine Art Dependenz der Sultane von Oman. Hier aber treten auch hinlänglich Reste portugiesischer Bauten mit ihren zum Theil gothischen Motiven auf, welche an Batalha u. s. w. erinnern könnten. In den portugiesischen Colonialstädten finden wir die stärker arabisch-afrikanisch modificirte Bauart des Mutterlandes wieder. Die Çidade de Moçambique soll die hübscheste von allen sein. In Südafrika begegnet man den altfränkischen langweiligen stillosen holländischen und englischen Plantagebauten.

Neuerdings zwar finden im Capgebiet und in Natal der moderne, so zierliche, an Fachwerk reiche Cottagebau, oder wie auf den Diamantfeldern das direct von den Werften in Altengland importirte eiserne Haus (Galvanized iron house) und das Segeltuchhaus (Canvass house) ihren Eingang.

Die alten Aegypter hatten bekanntlich einen eigenthümlichen Baustil. Häuser der Profanen, dann Königspaläste und Tempel, sie besassen ihre schräggeneigten Mauern, ihr flaches Dach. Es fehlte nicht an hochragenden Pylonen, an Fenstern und Zinnen; Paläste und Tempel boten zugleich den prächtigsten Säulenschmuck dar; hübsche bunte Malereien verliehen diesen eine freundliche Zierde.

Einer ähnlichen Art Bau, die Säulen abgerechnet, begegnet man noch heute durch das ganze nördlich vom zehnten Breitengrade gelegene Afrika. Da finden sich schräg abfallende, selten steile Mauern mit und ohne thurmähnliche Anbaue, Zinnenkrönungen, flache Dächer, pylonartige Thüreingänge und Fenster, welche vollkommen an diejenigen altägyptischer Tempel erinnern. Dergleichen trifft man sowol in Dongola als auch in Berber, in Sennar sowie in Sokoto, in Sego und in Sansandi. Das Material dazu ist meist überall dasselbe: plastischer Flussschlamm oder Lehm, zu lufttrockenen Ziegeln geformt, zuweilen durch eingeknetete Steinchen, Kies, selbst Haare, Reisig und Samenkörnchen verfestigt; hölzerne oder steinerne Gesimse und Architrave, zur Extraverzierung ein paar halbzerbrochene Krüge oder dergleichen. Auch verfertigt man ein Cement aus Kuhdünger und Lehm, mit dem man die Aussenwände beschmiert. Selten versteigt man sich zu im Feuer gebrannten Ziegeln, noch seltener zu Stein. Benutzt man den letztern, so wählt man meist den unbehauenen, durch Mörtel zusammengefügten Feldstein. Die Zimbaoe (S. 59) freilich entbehrte des Mörtels zwischen den behauenen Granitsteinen, aus denen sie aufgeführt worden war. Dass aber die altägyptischen Palast- und

Tempelbauten aus höchst sorgfältig bearbeiteten Blöcken zusammengefügt waren, das setze ich natürlicherweise als bekannt voraus.

Theilweise neben jenen solidern Bauten, theilweise für sich, existiren die luftigern runden Hütten, welche ich nach der in Sennar üblichen Bezeichnung Togule nenne. Diese sind kreisrund mit einem Unterbau aus Lehm, Feldsteinen oder Stroh und mit einem spitzen Kegeldach von Stroh versehen. Pfähle und langes Schilfrohr, auch Bambus, bilden das Grundgerüst. Zuweilen findet sich ein offener oder geschlossener verandenartiger Vorbau; im Innern existirt wol auch ein besonderer durch Matten u. s. w. abgegrenzter Schlafraum.



Fig. 36. Togul in Sennar im Durchschnitt.

Derartige Hütten sind fest, dicht und freundlich. Sie treten in einem grossen Theile Afrikas auf, in Nubien, Sennar, Abyssinien, Centralafrika, bei den Betchuana u. s. w. In Uganda, bei den Zulu u. s. w. verwandelt sich der Togul in ein riesiges, bienenkorbartiges, von einem niedrigen Unterbau getragenes Dach. Manchmal haben derartige Togule länglich-spitzkegelförmige, mit geschnitzten Endknäufen verzierte Dächer, stehen auch wol auf Pfählen. Eine andere Bauart nicht steinerner oder lehmerner Häuser zeigt den viereckigen Grundplan und das geneigte Giebeldach, letzteres ein- oder doppelseitig. Das Gerüst wird von Holz, Schilfrohr, Papyrus,

Bambus oder Palmblattstielen gefertigt. Die Decke besteht aus demselben Material, aus Palmen- und Bananenblättern. Oefter verräth sich hier eine grosse Kunstfertigkeit; eine derartige Architektur entspricht mehr der unserigen. Die kannibalischen Monbuttu errichten nach Schweinfurth grossartige luftige, unsern Eisenbahnhöfen und Industriehallen ähnliche Giebelbauten aus den Blattstielen der Weinpalme (Fig. 11, S. 43). Im Gebiete von Ober- und Niederguinea sind derartige viereckige Baulichkeiten allgemein in Gebrauch;



Fig. 37. Hütte in Uganda.

die Aschanti geben denselben einen mit Thonsand gemauerten und mit eigenthümlichen Reliefverzierungen versehenen, rothbunt gestrichenen Unterbau. Kumassi, Hauptstadt dieses kriegerischen Staats, welche am 6. Februar 1874 von den siegreichen Engländern unter Sir Garnett Wolseley niedergebrannt wurde, machte auf ihre Eroberer als Niggerstadt einen imponirenden Eindruck. Die viereckigen Häuser in Whydah, Agbome (in Dahome), Benin, Bonny, Lagos und andern Handelsstädten der Westküste sind ebenfalls mit schrägen

Dächern versehen. Cameron fand Pfahlhütten mit Giebeldächern auf dem neuentdeckten Mohryasee in Urua und zwar unter Bedingungen, wie sie auch wol für unsere vorgeschichtlichen Pfahlbauer maassgebend gewesen sind.

Die dürftigste Art der Wohnungen macht sich bei den nomadischen Bedja, bei den Babongo und bei den Buschmännern bemerklich. Erstere wohnen zum Theil unter niedlichen, aber höchst luftigen Mattenzelten, gegen welche die guten, Schutz gegen Wind und Wetter gewährenden,



Fig. 38. Tembe in Ugogo.

Haartuchzelte der Aegypter, der Berbern des Magreb und der mittlern Nigergegenden durch complicirtern und solidern Bau abstechen. In Mensa, im Bogoslande, bei gewissen Danakil, bei den Abongo und Buschmännern u. s. w. begnügt man sich, Hütten aus noch belaubten Baumzweigen zu construiren und diese mit Matten und Fellen zu bedecken. In manchen Gegenden der bewachsenere Stellen darbietenden nordafrikanischen Wüsten errichtet man aus Palmblättern, verschiedenartigem Geäst u. s. w. kleine, ganz primitive Schuppen oder Ranchos. Es sind dies alles Wohnungen, welche höchstens den Anforderungen australischer Papuas und

brasilianischer Waldindier oder Indios bravos entsprechen würden. Ja manche in der Bajudasteppe umherschweifende oder dem Rothen Meere benachbart wohnende Bedjahirten ziehen das laubenartige Astwerk dicht verzweigter und belaubter Capparideensträuche jeder Art Hütte als Wohnstätte vor. Auch Höhlen dienen ver-



Fig. 39. Pfahlhütte im Mohryasee.

sprengten und von Feindesmacht bedrohten Afrikanern verschiedenartiger Nationalität zum Wohnsitz.

Das Haus ist bald Einzelbesitz, bald vereinigt der Herr einen grössern oder kleinern Complex zu einer einzigen Feuerstelle, welche dann wol durch eine Verpalissadirung, durch einen Rohrzaun oder durch einen Dornverhau gegen feindliche Ueberfälle und gegen wilde Thiere geschützt wird. Die Häusergruppen der Könige und anderer vornehmer Personen sind oftmals recht

ausgedehnt; namentlich nehmen die Behausungen der legitimen und der Kebsweiber, der Sklavinnen u. s. w. nicht selten vielen Platz in Anspruch.

Hausgeräth. So weit der Islam reicht, ist der Stil des Hausgeräthes zum Theil von asiatischen Formen beeinflusst. In Aegypten und im Magreb bemerkt man jenen prunkvollen, die herrlichsten Linien darbietenden, künstlich geschnitzten und zierlich ausgelegten, durchstickten und bemalten Apparat, welcher die Innenräume des türkischen, persischen und arabischen Hauses zu schmücken pflegt — ein redendes Zeugniss für den hochentwickelten Geschmack und den lebhaften Formensinn seiner Urheber. Da prangen die phantastisch geblümten und geschnörkelten Teppiche von Uschak, Sultanabad und aus der Turkmanensteppe, die schwellenden kissenreichen Divane mit dem brocatenen Ehrenlatz, die prächtig ausgelegten Tische und Schemel, die metallenen Tischplatten, Waschschüsseln, Krüge und Kannen, die reichgeschmückten Laternen, die lackirten Truhen, die mit den verschlungensten Lineamenten gezierten Kühlgefässe in den ausserdem durch ihre reiche innere Holz- und Steinarchitektur verschönten Wohnräumen. Ein geringer Abglanz dieser stil- und kunstvollen Zimmerschmückung findet sich auch im mohammedanischen Sudan wieder; man sieht selbst hier Geräthe wie die obengenannten bei so manchem schwarzen Sultan, Melik oder Schekh in allen zwischen dem Rothen Meere und der senegambischen Küste sich erstreckenden Gebieten. Eine eigenthümliche, nicht formenarme Industrie für Hausrath wird auch in den centralen wie westlichen Sudanstaaten gepflegt. Da sind es namentlich gewisse Holz-, Korb-, Leder- und Thonarbeiten, welche unser Interesse erregen. Die mit zwar stumpfen, aber doch recht geschmackvoll zusammengestellten Farben geschmückten Lederkissen der Haussaner, die vielmündigen, den Straussenmagen abgewonnenen Gefässe der Tuarik reihen sich den anmuthigen, aus buntgefärbten Stroh- und Binsenhalmen, Palmblattfiedern,

buntgefärbten Bindfäden, Wollgarnen und Lederstreifen zusammengefügten Matten, Körben, Deckeln u. s. w. der Berabra, Funje, algierischen Oasenbewohner, Marokkaner u. s. w. würdig an.

Die Töpferarbeiten bieten im Sennar einen rohen Charakter dar: hier wird die bombenförmige landesübliche Burma geformt, mit Fragmenten von Kies u. s. w. durchknetet, ein getreues Ebenbild unserer vorhistorischen Schöpfgefässe. Die Abyssinier und Galla lieben den aus Rinderhorn geschnitzten Methbecher oder Wontscha, ganz ähnlich dem altdeutschen von Urgehörn verfertigten. Vortrefflich geschnitzte Löffel sind bei vielen afrikanischen Stämmen in Gebrauch. Als Typen können gelten die langen Hornlöffel der Bari, die Holzlöffel der Somal, der Wasuaheli und Amazulu. Im ganzen tropischen Afrika ist die Anwendung der Flaschenkürbisse zu häuslichen Zwecken ungemein verbreitet; namentlich liebt man die zum Auftragen der Speisen und Getränke dienende, oben offene Kürbisschale; gar häufig ist sie mit geschmackvoll in Stroh und Leder geflochtenem Untersatz und mit noch geschmackvoller verziertem Deckel versehen. In zierlich-eingravirter Schmückung der Schalen selbst wetteifern West- und Südafrikaner miteinander. Auch den thönernen und Holzschüsseln wendet man in vielen nigritischen Staaten grössere Sorgfalt zu. In Ostsudan dagegen verdrängen böhmische Henkelgläser und Porzellanschüsseln vielfach das einheimische Geräth. Glas wird bei den Afrikanern kaum irgendwo geblasen und wiegt man z. B. am Blauen Nil alte Wein- und Bierflaschen mit Gold auf. In Abyssinien finden die Beryllen oder Birilen, d. h. grobe grüne Flaschen mit langem Halse, welche der levantinische und persisch-indische Handel einführen, grosse Verbreitung. In Ostsudan, bei den A-Bantu und Buschmännern bildet das mit Tragschnüren umflochtene Straussenei ein willkommenes Gefäss für Wasser und andere flüssige Stoffe.

Der Afrikaner bettet sich in vielen Fällen auf die

blanke Erde oder er benutzt Reisig, Blätterwerk, Felle und Matten zur Unterlage; noch lieber aber bedient er sich einer meist auf vier Füssen ruhenden flachen Bettlade, an welcher Stäbe, Stengel von Pflanzen, Riemen u. s. w. statt der bei uns gebräuchlichen Gurten angebracht sind. Das Ideal einer solchen, leicht transportabeln Schlafvorrichtung bildet die Alga der Abyssinier, der Angareb der Sudanesen, zu deren Vergurtung das zierlichste Riemenwerk von Kamel- oder Rinderhaut verwendet wird und deren Füsse oftmals in gefälliger Weise ausgeschnitzt werden. In Inner-, West- und Südafrika haben die nigritischen Eingeborenen eine ganz besondere Vorliebe für Herstellung geschnitzter



Fig. 40. Hof eines Hauses der Berabra.

Holzstühle, deren Gestalt unter den verschiedenen Stämmen in sehr mannichfaltiger Weise variirt zu werden pflegt; hervorragend sind durch sehr hübsche Arbeiten derartiger Natur die kannibalischen Monbuttu. Im alten Aegypten benutzte man zum Theil hübsch verzierte stuhlartige Untersätze von Holz, Marmor, Alabaster u. s. w. zur Unterstützung des Halses beim Schlafen. Auch die Nubier und verschiedene Stämme der Nigritier verwenden deren noch jetzt zur Conservirung ihrer öfters sehr künstlichen Haarfrisuren.

2. *Kleidung und Zierath.*

Von der einfachen, aber malerischen Kleidung der alten Aegypter hat sich im Nilthal bis heute nur sehr

wenig erhalten. Vor allem ist die so ungemein zarte Erzeugnisse liefernde Leinenindustrie der hochbegabten Retu längst verloren gegangen. In ganz Afrika sind heute die schwer mit Baumwolle durchschossene sogenannte amerikanische Leinwand, die Dammur malekami der Funjemärkte, ferner Seidenzeug und alle die ungeheuer zahlreichen Sortimente des ungefärbten und gefärbten Cotton-cloth in ihre den Handel beherrschenden Rechte getreten.

Soweit der Islam seine Wurzeln geschlagen hat, zeigt die Kleidung des Afrikaners eine gewisse Gleichförmigkeit; einzelne Theile derselben, wie wir ihnen auf den Bazaren in Konstantinopel oder Smyrna, auf dem Adjemmarkte zu Kairo, am Rigistan von Chiwa und dem von Samarkand zu begegnen pflegen, werden auch bei den mohammedanischen Afrikanern aller Nationalitäten in Kairo wie in Dongola, in Konstantine und Tuggurt, zu Fez wie zu Timbuktu, an der Küste von Zanzibar u. s. w. wieder gefunden. Dazu gehören unter anderm die Turbane und Kopftücher, die Burnusse, die sonstigen Ueberwürfe und langen Hemden, die Schuhe und die Mamlukentracht in den allerverschiedenartigsten Abstufungen von grosser Pracht und solider Einfachheit. Es sind dies theils asiatische, z. B. damascener, persische und indische oder konstantinopeler, theils auch ägyptische, tuneser, algierer und marokkaner Fabrikate, welche ihren Weg durch den Karavanenhandel bis tief nach dem Innern des Continents nehmen. Zu diesen zum Theil auf fremdem Boden entstandenen Erfordernissen der afrikanischen Kleidertracht kommen noch einige einheimische vom Norden her bis in die Aequatorialgegenden des Erdtheils hinein verbreitete Artikel. Es sind dies z. B. verschiedenartige, aus Filz, Baumwollzeug, Binsen u. s. w. verfertigte Mützen, die Ferdah und die Tobe. Die Ferdah ist ein grosses Stück meist weissen, farbig berandeten Baumwollzeuges, welches in malerischen Lagen und Falten um den Körper gewunden wird (vgl. Fig. 1 auf S. 16).

Sie ist hauptsächlich bei den Abyssiniern (von denen sie Schama genannt wird), bei den Bedja und Funje im Gebrauch. Die Tobe dagegen ist ein weiter, hemdartiger, mit weiten Hängeärmeln und einem Schlitz für den Kopf versehener Ueberwurf, gewöhnlich ebenfalls aus Baumwolle verfertigt, dessen allgemeine Färbung eine ungemein verschiedenartige zu sein pflegt. Das schönste derartige Erzeugniss bildet die berühmte Perlhuhntobe Mittelsudans. Die Tobe ist mehr eine Tracht der Bewohner Mittel- und Westafrikas, welche, wie in Darfur, Waday, Bagirmi, Bornu u. s. w. öfters mehrere derselben übereinander ziehen. (Vgl. übrigens die Fig. 13 abgebildeten, zum Theil mit Toben bekleideten Mandinka.)



Fig. 41. **Bedja (Bischari) mit der Ferdah umhüllt.**

Die heidnischen Nigritier begnügen sich vielfach mit dem geringfügigsten Bekleidungsmaterial. Die Galla, Niam-Niam und die Fan hängen ein paar Leder- oder Pelzstücke vor die Geschlechtstheile. Die Berta tragen letztere frei und nur das Gesäss mit Leder oder Pelz bedeckt. Die Kaffern thun desgleichen oder bedienen sich selbst kleiner, zur Unterbringung der männlichen Theile bestimmter Suspensorien. Die Schilluk, Denka, Bari und noch manche andere Stämme des Innern ziehen absolute paradiesische Nacktheit vor. Unter ihnen nehmen höchstens die verheiratheten Weiber einen Lederschurz um, wie dieser auch unter Basuto, Hottentotten und Buschmännern in Gebrauch ist. Uebrigens hängen viele der nacktgehenden Schwarzen noch ein Fellstück über die Schultern. Der Kaross oder Mantel der Bantu und Hottentotten, manch-

mal recht geschmackvoll aus den bunten Fellen der Antilopen, der Genettkatzen, Schabrackenschakalė, Hyänen und selbst der Panther u. s. w. zusammengenäht, bildet den ansehnlichsten derartigen Ueberhang.

In den um die grossen Seen her gelegenen Ländern, z. B. in Uganda und Unyoro, ferner im Monbuttureiche werden längere oder kürzere Mäntel und Lendentücher aus der geklopften Rinde einer Feigenbaumart (*Urostigma*) von zum Theil mächtigen Dimensionen verfertigt; diese Stücke pflegen eine decente Verhüllung abzugeben. Es erinnern diese Rindenstoffe an die Tapa der Südsee-Insulaner. In Loango und in andern Gegenden Westafrikas flechtet man sehr zarte, biegsame und elastische Zeugstücke sowie hübsch gemusterte Mützen aus den Blattfasern des Pandanus und der Weinpalme, welche Fabrikate trotz ihrer stumpfen Färbung selbst unter den geschultesten Vertretern unserer europäischen Textilindustrie Wohlgefallen erregen. Der Schwarze Guineas pflegt in gewissem Grade bekleidet zu gehen und der Cabocir oder Häuptling der Aschanti trägt mit Wohlgefallen die hohen gestickten Lederstiefel, in denen sonst noch der wehrhafte Bambara und der Wolof einherstolziren. Uebrigens bedienen sich sehr viele Afrikaner von den Berabra und Bedja bis zu den Hottentotten und Buschmännern der zum Theil mit grösserm oder geringerm Luxus ausgestatteten, häufig aber auch kunstlos gearbeiteten Sandalen.

Zierath. Kann man unsere civilisirtesten Nationen nicht von dem Vorwurf freisprechen, häufig genug bizarren und zum Theil recht geschmacklosen Putz an ihre allertheuerste Persönlichkeit zu verschwenden, so wird man hierzu noch häufiger gegenüber dem afrikanischen Wilden und Halbwilden genöthigt sein. In der stil- und geschmackvollen Kunst des Orients wird nun zu unserer freudigen Genugthuung so manches Kleinod in edelm Metall und in edelm Gestein hervorgebracht, in Form von Halsschnüren, Arm-, Knöchel- und Fingerringen, von Diademen und Regardez-moi, welche bei



Fig. 42. **Monbuttukrieger mit dem Rindenschurz.**

dem Kunstfreunde und Kunstverständigen nur Wohlgefallen erregen können. Dergleichen köstliche Erzeugnisse, in deren Herstellung übrigens der Hausamann, der Funje, der Berberi und Djaali mit dem Fellach und Mauren wetteifern, trifft man auf den Bazaren Aegyptens und des Magreb, in Chartum und in Timbuktu. So manches hübsche ägyptische und Maurenmädchen erhöht den gleichsam naiven Reiz seiner Person durch solches Geschmeide. Wer möchte sich daran nicht erfreuen! Wenn nur der hässliche Nasenring nicht wäre, mit welchem z. B. die mohammedanischen Weiber der afrikanischen Nordhälfte sich zu verschönern wähnen; absurder Geschmack, der sich den blautätowirten Lippen und den geschwärzten Augenliedrändern würdig anreiht!

Einen scheusslichen Eindruck machen die S. 55 erwähnten und zum Theil daselbst abgebildeten Zierathen, welche von den Weibern der Berta, Bongo, Nuer, Mittu, Mangandja u. s. w. in Form von Grasstengeln, Eisen- und Steinkeilen, Holzklötzen u. s. w. in die Ober- und Unterlippen gesteckt werden. Hierzu gesellen sich die spitzgeschlagenen (nicht gefeilten) Schneidezähne. Ein altes Mangandjaweib, mit dem mächtigen Lippenring, der durch seine Schwere eine continuirliche Mundsperre erzeugt und zugleich die raubthierartig gespitzten Vorderzähne entblösst, muss (nach Livingstone's Darstellung) einen wahrhaft bestialischen Eindruck hervorrufen. Viele nigritische Stämme, wie die Zulu, schlitzen sich auch die Ohrläppchen auf und erweitern die Löcher durch hineingesteckte Blattrollen, Ledercylinder, Klötze u. s. w. auf unförmliche Weise.

Kein Zierath findet nun durch Afrika eine solche Verbreitung wie die Glasperle; sie ist einer der Haupteinfuhrartikel und wird auf verschiedenen Plätzen in Böhmen, Frankreich, Thüringen, zu Aachen, Venedig u. s. w. für den afrikanischen Handel geblasen. Der Grösse und Form nach gibt es unendlich zahlreiche,

vom walnussdicken kugelförmigen Berred oder Taubenei bis zu den kleinsten Stickperlen. Auch die Färbung variirt ins Unendliche. Nirgends zeigt sich übrigens die Mode tyrannischer als im Vertriebe der Glasperlen. Ein einzelner Nigritierstamm hängt oft durch Generationen an einer einzigen Sorte Perlen von bestimmter Grösse, Form und Farbe beharrlich fest und verwirft jede andere Sorte. In sonstigen Fällen wechselt die Vorliebe für diese oder jene Perlensorte mehrmals im Jahre. Mit grosser Willkür, ja oft mit einer Art kindischem Eigensinn, fixirt man die Preise für genannten Artikel; der Handel in dieser Branche erfordert daher sehr viel Umsicht und Routine. Die Verwendung der Glasperlen ist eine höchst mannichfaltige: sie werden zu Hals-, Arm-, Knöchel- und selbst Leibschnüren, zur Verzierung des Rahad, des Kopfputzes und der Vorderschürze benutzt. Bei den A-Bantu sind sehr zierliche und in den Dessins oft recht gewählte Perlenstickereien gebräuchlich; namentlich sind hier blau-weisse, blau-gelbe und schwarz-weisse Muster beliebt.

Statt der Glasperlen dienen häufig echte Korallen, Bernsteinperlen, Achatstückchen, Kiesel, Thoncylinder, Harzkugeln, die zu Blättchen geschnitzten Schalenstücke von Süsswassermuscheln, Kaurischnecken, Pflanzensamen (namentlich die scharlachenen, schwarzgenabelten des *Abrus precatorius*), selbst Menschen- und Thierzähne zum Putz. Das Elfenbein wird zu Perlen, Cylindern, Arm- und Fussringen verarbeitet. Aber auch der Hornstoff, das Haar von Elefanten, Giraffen, Büffeln u. s. w. werden zur Herstellung der mannichfaltigsten Zierathen verwendet. Das Leder, dem man durch gewisse vegetabilische Stoffe, wie z. B. durch Modus (Schoten von *Cassia Arereh*), ferner durch die Samenschalen einiger Varietäten des Kafferkorns oder der Negerhirse (*Durrah*, *Sorghum*) hübsche und dauerhafte Färbungen zu geben versteht, dient nicht allein zur Verfertigung von Kollern, Schurzfellen, Mänteln, Stiefeln, Schuhen und Sandalen, sondern auch von Putzschnüren oder es dient

zur Unterlage von andern Schmuckgegenständen, zur Verfertigung der Kapseln für Amulete (Hedjab oder Grigri) mit denen sich Funje, Bedja, die Schwarzen in

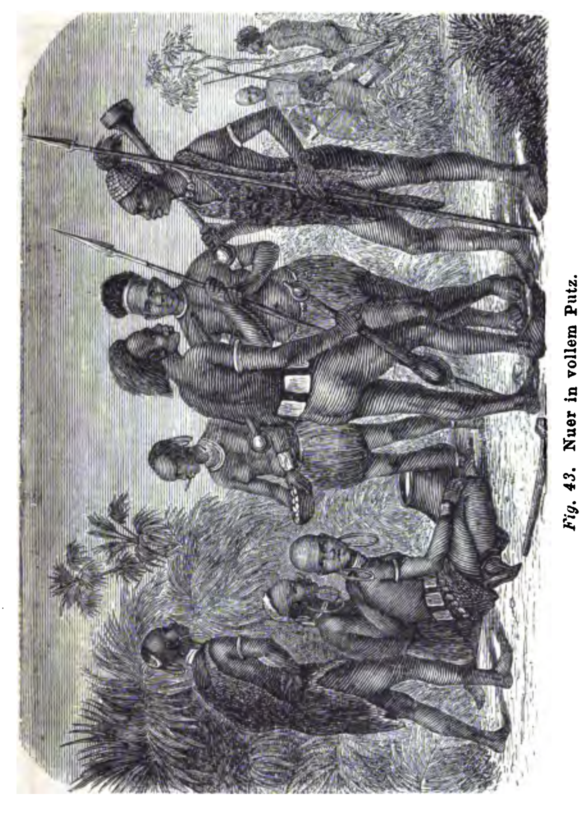


Fig. 43. Nuer in vollem Putz.

Bornu, die Mandinka, Wolof, Aschanti u. s. w. zum Lächerlichwerden behängen.

Hierher gehört übrigens auch eine kurze Erörterung der bei den Afrikanern beliebten Pflege des Haares,

der Haut, der Nägel und der Zähne. Unter vielen Abyssiniern, den Berabra und Bedja sind abenteuerliche und im Belieben des Stammes wie des Individuums variirende Arten der Haarfrisuren üblich, allerhand Flechten, Raupen, Wülste, Locken und Strähnen. Dergleichen waren auch bei den wirklichen Haaren und den Perrüken der alten Aegypter zu sehen. Letzteres geht aus den Bildwerken, Wandgemälden und Gräberfunden der Retu-Zeit hervor. In ähnlicher Weise ordnen die Funje, Niam-Niam, Balonda, Wanyamesi, Fan u. s. w.



Fig. 44. **Einwohner aus Manyema.** *Fig. 45.* **Jungfrau aus Ost-Manyema.**

ihre Haare. Monbuttu, Waguha, zum Theil auch Fulbe decken ihre chignonartigen Touren und mädchenhaft angelegten Flechten mit federgeschmückten Korbhüten. Ueberaus abenteuerliche Haartrachten in einer kaum übersichtlich zu beschreibenden Menge von Abänderungen sind übrigens bei vielen der Nigritier Central- und Südafrikas in Gebrauch. Was soll man wunderlicher finden, den Strahlenkranz der Balonda und Niam-Niam, das hohe an die Damenköpfe der Rouézeit erinnernde Toupet der Galloa und anderer westafrikanischer Stämme, die Locken und papillotenähnlichen Anhängsel der Manyema

oder die Staffelgeflechte der Maschona. Die Schamhaare, selbst die Augenbrauen werden öfters sorgfältig entfernt; man benutzt zum Ausreissen derselben ganz zierlich gearbeitete Pincetten.

Einschnitte und Einstiche in die Haut sind zahlreich in Gebrauch und zwar von den groben Backen- und Schläfenkerbungen der Berabra und Bedja, sowie den rohen Kreuzschnitten der Bantetsche oder Scratched faces (in Loango) bis zu jenen zierlichern guirlandenartigen Configurationen, mit denen z. B. die Niam-Niam, die Weiber der Hammedj, Matambue, Makonde, Mangandja und Machinga sich verzieren. Auch sind Bemalungen mit einer Art weissen Pfeifenthons bei den Bari, mit rothem Ocher bei diesen, den Berun und Berta, mit Rothholz und mit schwarzem Gardeniasaft bei den Monbuttu u. s. w. üblich.

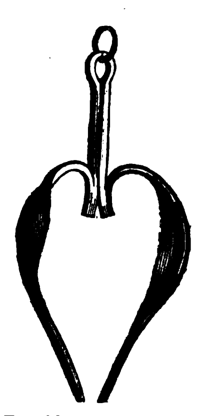


Fig. 46. Pincette der Bongoweiber.

Der Afrikaner liebt sehr die Einfettung des Körpers, wodurch er die Haare weich und elastisch, die Haut geschmeidig erhält; Insektenstich, kriechendes Ungeziefer, der Sprödigkeit der Haut erzeugende Sonnenbrand und die Wirkungen differenter Temperatur finden durch diese Unctionen ihre Bemeisterung. Dazu dienen mancherlei Substanzen, wie Hammeltalg, Butter, Ricinusöl, Palmöl, die vegetabilische Butter des Schiabaumes, endlich als seltener Luxus der Kannibalen hier und da Menschenfett. Das Fett der Schlangen und Strausse wird mehr als Medicament (bei Erkältung, Rheumatismus) gebraucht, dasjenige von Termiten und von Käferlarven wandert dagegen lieber in den Kochtopf. Krokodilmoschus, celtischer Baldrian, Weichselkirschen, Sandelholz, Zibeth u. s. w. werden zur Geruchsverbesserung der Fette benutzt, welche letztere ohne

jene Zusätze jeden Afrikaner nach geringer Zeit in einen Stinkjochen verwandeln würden. Immer habe ich gefunden, dass Berabra und Nigritier reinlichere, mehr auf Waschen und Baden bedachte Leute seien, als der ägyptische Fellach.

3. Bewaffnung.

Schiessgewehre findet man jetzt ausser bei den mohammedanischen Berbern noch bei vielen Völkern West-, Süd- und Ostafrikas. Im Innern sind diese Art Waffen zur Zeit nur selten. In den ersten Jahren unsers Jahrhunderts begnügte man sich in Afrika mit alten ausrangirten Feuerschlossmusketen, welche man mit Metallringen, Kauris, Lederschnüren, Menschen- und Thierhaaren, Grigris u. s. w. herausputzte. Jetzt ist man hier dagegen kritischer geworden und steigert die Nachfrage nach bessern Gewehren von moderner Construction. An der Guinea- und Ostküste, in Kaffernland u. s. w. gewahrt man in unsern Tagen eine grosse Anzahl von Feuerwaffen; englische Agenten vertreiben hier aus purem Krämergelüst Tausende von Musketen für guten Profit. Die Regierungen der östlichen Boer-Republiken, von Oranje-Frijstaat und Transvaal, haben es noch neuerlich den Briten mit Recht zum Vorwurf gemacht, dass letztere die stets auf Feindseligkeiten gegen die Weissen bedachten Eingeborenen mit so gefährlichen Waffen versähen. Freilich haben die Rothröcke im Aschanti- und in den Kaffernkriegen selber viel von den durch sie verhandelten Kugeln zu leiden gehabt; der Zulukönig Chetschwayo lässt sie das jetzt gründlich fühlen. Die Abyssinier verfertigen noch immer ihre althergebrachten plumpen Luntenröhre und laden sie mit rundlich-geschlagenen Eisenstücken.

Die eigentliche nationale Hauptwaffe des Afrikaners bildet aber die Lanze; sie dient theils zum Werfen, theils zum Stossen. Unendlich vielartig ist die Gestalt der Spitze, von der zackig-pfriemförmigen der Denka

an bis zu der breitblattigen der südlichen Galà und zu dem schmalern Riesenblatte der Nuer. Der Haken am Spitzenstiel, namentlich solcher, die sich wie Rechen-

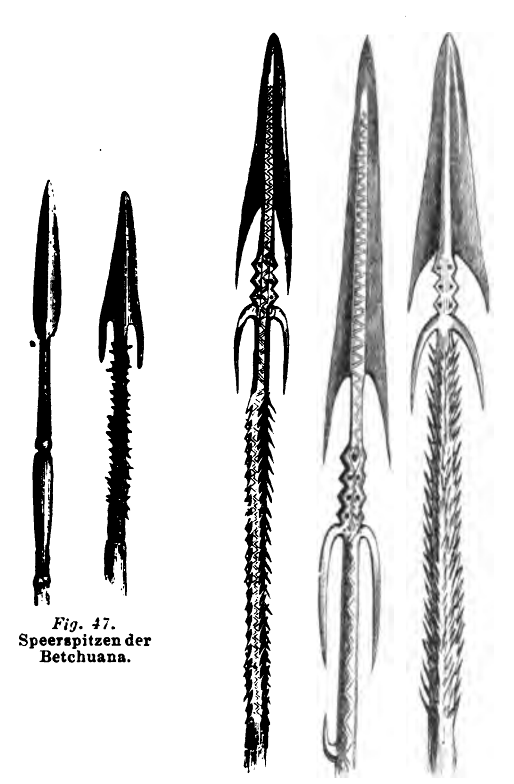


Fig. 47. Speerspitzen der Betchuana.

Fig. 48. Bongolanzen.

eisen gegeneinander biegen, sind vielerlei. Auf jeder Fläche des Lanzenblattes läuft in longitudinaler Richtung ein Eisenkiel und dieser ist manchmal sogar nach entgegengesetzter Richtung gedreht, wodurch dann tiefe

Blutrinnen gebildet werden. Eisenspiralen, Kupfer- und Messingdrähte, Haare und Federn schmücken den aus Bambus oder mancherlei zähen Hölzern verfertigten Schaft. Die in geschlossenen Legionsgliedern fechtenden Zulu dringen phalanxartig mit gefällter Lanze auf den Feind ein, diesen durch den Anprall in Verwirrung bringend. In ähnlicher Weise kämpfen die Masay. Der Wurfspiess dagegen leistet auf weitern Abstand nur wenig.

Viele Afrikaner, wie die Berabra, Bedja, Funje, A-Bantu, bedienen sich auch des Stockes und des Knittels als Waffe. Diese Geräthe sind von sehr verschiedenartiger Form und Länge, hier gerade, da gekrümmt, bald geknöpft, bald ungeknöpft, mit einem Endhaken versehen oder nicht; sie dienen zum Schlagen

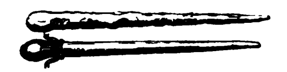


Fig. 49. Keulen der Denka.



Fig. 50. Streitaxt der Basuto.

und zum Werfen, ihre Wirksamkeit ist natürlicherweise nicht beträchtlich.

Dagegen ist die Keule in der Hand des Nigritiers eine nicht ungefährliche Waffe, so namentlich die lange, bald glatte, bald knotige der Denka, oder die kürzere, aber schwerere Akazien- oder Ebenholzkeule anderer Stämme des Weissen Nilgebietes. In der südlichen Gegend der grossen Seen und bei den A-Bantu ist der Kerri oder Induku im Gebrauch, eine kurze, mit Endkugel versehene Keule, welche dem Teigreiber unserer Haushaltungen ähnelt.

Die Streitaxt bildet ebenfalls eine afrikanische Volkswaffe; gewöhnlich besteht sie aus einem Holzstiel, durch dessen dickes Ende eine eiserne Klinge getrieben ist, das eine Ende der Klinge ist spitzig und gerade oder gekrümmt, das andere, hauptsächlich zum Schlagen dienende, zeigt sich beilartig verbreitert. Manchmal sind

diese Streitäxte hübsch verziert; sie werden hauptsächlich bei den südlich vom Aequator wohnhaften und bei den Guineastämmen angetroffen, und erweisen sich als sehr wirksame Waffen.

Ausserdem liebt der Afrikaner eine grosse Mannichfaltigkeit schneidender Instrumente. Obenan steht das Schwert; in Nordafrika ist das lange, breite, gerade Schwert mit Kreuzgriff im Gebrauch, welches, in einer Lederscheide getragen, eine ebenso malerische wie zuverlässige Waffe abgibt. (Vgl. Fig. 2, der Kamelreiter, Fig. 41). Die Tuarik benutzen zum Theil ein gerades Schwert ähnlicher Kreuzheftung. Abyssinier haben den Schotel, einen langen Säbel, dessen zweischneidige Klinge, im Winkel gebogen, gleichsam geknickt erscheint. Von vielen Ostafrikanern, z. B. den Masay, wird ein Schwert getragen, dessen Klinge sich an dünnem Eisenstiel plötzlich sponton - pfeilförmig verbreitert. Die meisten Nigritier haben kurze Schwerter von sehr verschiedenartiger Form, mit geraden oder gebogenen, bald breit- oder schmal - lanzettförmigen, manchmal breit-blattförmigen Klingen. Bei den Balonda und andern südlich vom Aequator wohnhaften Stämmen hat die Klinge einen eingebuchteten oder eingekerbten Rand. Zwischen den Einbuchtungen oder Kerben ist die Schneide convex nach aussen gebogen. Die Klingen der Fan-Schwerter sind oben hakig, unten zungenförmig. Selten wird das Schwert blank getragen, meist wird es in eine aus Leder, Fell, Elfenbein, Horn oder Baumrinde verfertigte, mehr oder minder kunstvoll verzierte Scheide gesteckt.


Fig. 51. Targi.

Eine recht mannichfaltige Form zeigen auch die überall gebräuchlichen Dolche und Messer. Bei den Berabra sind dieselben breit-lanzettförmig, diejenigen der Bedja zeigen sich hin- und hergekrümmt; Somal, Danakil und Gala haben ein breites, krummes, zweischneidiges Messer im Gebrauch; die Messer der Fan haben kurze, breite, denen riesiger Radirmesser ähnliche Klingen; die Niam-Niam und Monbuttu verzieren den Griff ihrer Messer recht hübsch mit dünnen Eisenreifen. Fast alle afrikanischen Waffen dieser Art haben ihre Lederscheide, die bei den gekrümmten Formen stellenweise offen bleibt, um das Einstecken und Herausziehen der Klingen zu erleichtern. Viele Afrikaner tragen ihr Messer am linken Arm, andere befestigen es im Leibgurt oder sie schnallen dasselbe (wie z. B. die

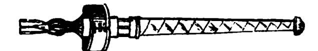


Fig. 52. Schwert aus Kordofan.



Fig 53. Messer der Berabra.

Bedja) mittels eines besondern Bandeliers um die Hüfte fest.

Einen höchst eigenthümlichen Kampfapparat bilden jene Waffen der Afrikaner, welche meist aus Eisen, seltener dagegen aus Kupfer verfertigt, theils zum Schlagen, theils zum Werfen dienen; sie sind unter Teda, Tuarik, Funje, Margi, Kanori, Noba, Niam-Niam, Monbuttu und Fan im Gebrauch; man belegt sie mit den Namen Trumbasch, Kulbeda, Schanger-Manger u. s. w. Die Kulbeda der Funje ist ein langes, schweres Eisengeräth mit lederumwickeltem Griff und von theils gestreckter, geflammter, theils gekrümmter Form, auch mit vorstehenden Zinken versehen. Bei den Monbuttu zeigt diese Waffe häufig sichelförmige oder säbelartige Krümmungen, bei den Niam-Niam zeigt sie sich mit oder ohne sonderbar beilähnlich verbreiterte Stellen. Die sichelartige (Monbuttu-)Form dieser Waffe erblicken wir bereits auf den altägyptischen Denkmälern in der

Hand der Pharaonen dargestellt; sie tritt bei den Musgu, Margi u. s. w. ähnlich wie bei den Funje auf; diejenige der Tuarik hat eine Gestalt, wie man sie auch unter den Niam-Niam wiederfindet, da sieht man von dem kurzen mit Bindfaden u. dgl. umwundenen Griffe aus gar seltsame getheilte, stellenweise im Zickzack gebogene, mit scharfen blatt-, schnabel-, spatel- oder zungenartigen Ansätzen versehene Klingen ausgehen.

Bogen und Pfeil werden bei den Schiir, Bari, Somal, Berun, Aschanti, Kanembu, vielen andern Nigritiern Centralsudans, den Warua, Doko, Abongo, Akka, Buschmännern, Hottentotten u. s. w. benutzt. Der Bogen der Bari ist lang, mit Eidechsenhaut umwunden, schwach gekrümmt und mit starker Sehne von Bindfaden versehen. Die Pfeile sind lang, seltener mit langen, spindelförmigen Spitzen von hartem Holz, gewöhnlich dagegen mit eisernen Spitzen von der denkbar mannichfaltigsten Form endigend. Jeder Pfeil hat einen Rohrschaft und an dessen freiem eingekerbten Ende auch wol eine Befiederung. Diese Pfeile werden in Bündeln oder in einem mit Ziegen- oder Chimpansefell, auch wol mit Kuhschwänzen verzierten Köcher getragen. Die Mandinka, Bambara und die Bewohner von Sangara haben ähnlich geformte sehr lange Bögen wie die Bari. Eine in der Mitte eingeknickte Form zeigen diese Waffen unter den senegambischen Felup, den Somal und andern Afrikanern. Die Hottentotten und Buschmänner führen kleine, in Form eines weiten Kreissegmentes gekrümmte Bögen und kurze, mit dreieckigen oder zackigen Spitzen gekrümmte Pfeile, welche letztere theils in Köchern, theils im Haupthaar (!) getragen wurden. Bei den Hottentotten ist freilich der Bogen wol grösstentheils durch das Feuerrohr ersetzt worden. Die Akka und Abongo benutzen denen der Südafrikaner ähnliche Bögen, wie es scheint selbst manche Fulbe-Stämme.

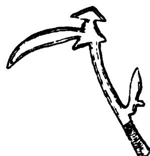


Fig. 54. Trumbasch der Niam-Niam.

In Afrika ist das Vergiften der Pfeile sehr gewöhnlich. Die Bari und Berun nehmen dazu den unverfälschten rohen Milchsaft einer Baumeuphorbie, dessen Wirkungen auf die thierischen Gewebe als corrosive, ätzend-zerstörende sich erweisen. Die Buschmänner sollen ihr Gift aus Euphorbiensaft, demjenigen der Giftamaryllis, aus Schlangengift und auch aus dem Saft einer Käferlarve, Ngwa, bereiten. Indessen dürfte in ihrem Pfeilgift Euphorbienmilch ebenfalls der wirksamste Bestandtheil sein. Diesem scheint auch jenes Pfeilgift angehört zu haben, mittels dessen die Fulbe von Mandara den bornuesischen Streitkräften unter Baraka-Gana und Sidi Bu-Bakr-Bu-Kallum so arg zusetzten. Die Fan bedienen sich zur Vergiftung der

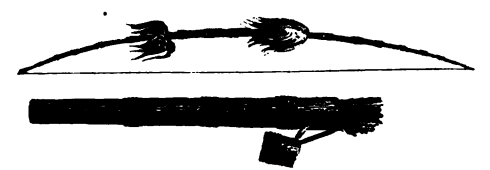


Fig. 55. Bogen und Köcher an der Ostküste.

Samenkörner einer Liane, vielleicht einer rankenden Asclepiadee.

Eine sehr interessante Waffe bildet die Armbrust der Fan; sie hat etwa vier Fuss Länge, ist aus zähem Holze geschnitzt und hat einen eigenthümlichen Apparat zum Losschnellen der vergifteten Pfeile; zum Spannen der Sehne sind Hände und Füsse erforderlich. Bastian nimmt an, dass das Modell zu diesem Wehrstück den alten Portugiesen entlehnt sei.

Schilde sind vielfach üblich; derjenige der östlichen Gala und ein Theil der Somal deckt nur die Faust. Er wird aus der Haut des Rhinoceros u. s. w. verfertigt und sehr künstlich gepresst. Einen länglichen Parierschild benutzen die Denka. Unter Berabra und Bedja sieht man den runden, stark genabelten Schild (s. Fig. 2)

aus Büffelhaut; die Funje ziehen einen länglichen, ebenfalls genabelten, oben und unten verjüngten, künstlich geschwärzten Schild aus der Rückenhaut grosser Antilopen oder der Giraffen vor, bei den Kanembu und Monbuttu sind hohe Schilde aus leichtem Holze, bei den Niam-Niam zierlich aus Stuhlrohr, Rattan, geflochtene in Gebrauch. Aehnliche zeigen sich auch unter den Fan, die ausserdem noch grosse viereckige Elefantenhautschilde anwenden. Die Masay decken sich hinter mächtigen, weiss- und rothgefelderten Ledertartschen, während die Kaffern an ihren gleichfalls sehr hohen breiten Schilden von Rinderhaut aussen die bunten Flecke des behaarten Felles belassen. Die Betchuana haben einen kleinern, an beiden Seitenwänden tief eingebuchteten, oder bald oben, bald unten, bald auf diesen beiden Seiten geflügelten Schild.



Fig. 57. Arabischer Soldat des Sultans von Zanzibar mit dem Faustschilde der Somal u. s. w.

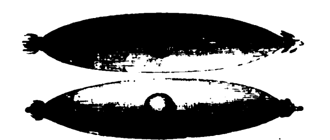


Fig. 56. Schild der Funje.

Man benutzt zur Anfertigung dieser Schutzwaffe zum Theil sorgsam präparirte, zum Theil, wie bei den Kaffern, ungegerbte Haut. Meist bedient man sich eines an der hintern Schildfläche angebrachten Tragholzes, dessen oberes Ende die A-Bantu in phantastischer Weise mit Federn oder Säugethierschwänzen verzieren.



Fig. 58. **Musgu mit Wurfeisen und Brustkoller.**

An dieser Stelle verdient es erwähnt zu werden, dass manche Afrikaner gewisse panzerartige Bedeckungen für ihren Körper benutzen. Das einfachste derartige Rüststück ist der Lederkoller der Musgu. In Bornu hat man schon wirkliche Brustpanzer mit Blechschienen; hier ist auch schon das aus Drahtringen verfertigte Panzerhemd in Gebrauch. Das letztere und der mit Panzerringen behangene Eisenhelm, selbst eiserne Armschienen, benutzen ferner die Funje und Bedja.



Fig. 59. **Brustpanzer, Bornu.**

Fig. 60. **Gepanzerter Bagirmi-Reiter.**

Derartige Panzerhemden sind meist persisches Fabrikat; sie gehen aus den Waffenschmieden von Korassan, Schiras u. s. w. hervor. In Sennar wie in Bagirmi sucht man Reiter und Ross auch noch mit baumwollenen, in regelmässigen Carreaux gesteppten Decken zu schützen. Gegen Pfeilschüsse, Lanzenstösse und matte Kugeln sichert freilich ein solches, übrigens recht ungeschlachtes Rüstzeug ganz wohl. Der Pferdekopf wird bei den Kanori und Funje überdies mit breiten Eisenschienen bedeckt.

4. *Ackerbau und Viehzucht.*

Afrika liefert eine Menge wichtiger und interessanter Bodenproducte. Manche derselben scheinen dem Continente eigenthümlich und erst von da aus über andere Länder verbreitet worden zu sein. Indessen sind die Ansichten hierüber abweichender Natur. Leider verbietet es uns hier der Raum, auf diese so anregenden Streitfragen näher einzugehen; begnügen wir uns hier damit, die thatsächlichen Verhältnisse anzugeben.

Hauptbrotfrucht Afrikas ist das Sirch- oder Sorghumkorn, auch Negerhirse oder Kafferkorn, arabisch Durra genannt *(Sorghum)*. Man baut diese Frucht auf hinlänglich feuchtem Boden von Aegypten an bis zum Cap hinunter und zwar in verschiedenen Varietäten, welche in der arabischen Sprache und in den nigritischen Idiomen mancherlei Specialnamen führen. Dieser Halmfrucht gesellt sich der Dochn bei *(Penicillaria)*, welcher einen etwas sandigern Boden verträgt; mit letzterm nimmt auch der Mais *(Zea Mays)* fürlieb. In Abyssinien und Centralafrika baut man die Dagosa oder Dagoscha *(Eleusine)*. Weizen ist über Aegypten, das Magreb, Nubien und Abyssinien verbreitet; in diesem Lande soll man ca. zwanzig Varietäten desselben bauen. Gerste wird in Nordafrika und in Abyssinien in 16—18 Spielarten cultivirt. Letzterm Gebiete und den mittlern Galaländern gehört auch Tef *(Eragrostis)* an. Der Roggenanbau ist auf Aegypten und Abyssinien beschränkt. Reis ist über Aegypten, das Magreb, den Westen und Osten verbreitet. Diese sämmtlichen Gewächse dienen zur Bereitung von Brot, Mehlspeisen, von Bier (zu welchem unter anderm Gerste, Sorghum, Dochn, Dagosa, Tef und Mais die hauptsächlichen Ingredienzien liefern) und von Schnaps. Das Stroh passt als Futter und zum Hüttenbau (z. B. Sorghum, Dagosa). An Futterkräutern liefert Nordafrika Alexandrinerklee *(Trifolium alexandrinum)*, Luzerne *(Medicago sativa)*, Lupinen, Lubien *(Dolichos)*, Hafer (in Südabyssinien),

Schotenweiderich *(Epilobium)*, Halfa *(Poa cynosuroides)*; der Westen liefert Guineagras *(Panicum maximum?)*, das Innere Mais-, Sorghum- und Dochnstroh, unzählige wilde Gräser, Kräuter, Baumblätter u. s. w. u. s. w.

Reich ist Afrika an Oelpflanzen. Bemerkenswerth sind in dieser Hinsicht Ricinus, Sesam, Oelbaum *(Olea)*, Erdnuss *(Arachis)*, Nuk *(Guizotia)* in Abyssinien, halb angebaut sind im Centrum u. s. w. Kindi *(Hyptis spicigera)*, Schia- oder Butterbaum *(Butyrospermum)*, die Oelpalme *(Elaeis)* im Innern und im Westen. Wild wächst die *Lophira alata* der Monbuttu. Ich schweige hier von einer Anzahl untergeordneter, Fette liefernder Gewächse, an denen namentlich das Magreb, Aegypten und Abyssinien recht reich sind.

Gewebestoffe liefern der Hanf, Lein, Halfa oder Geddim *(Stipa tenacissima)*, die Baumwolle, Sencha *(Lygeum)*, eine Nesselart *(Urtica nivea)*, eine Zellenlinde *(Corchorus textilis)*, der Rokko-Feigenbaum *(Urostigma)*, die Weinpalme *(Raphia vinifera*, Westafrika*)*, *Pandanus*, eine Art Eibisch *(Hibiscus cannabinus* — im Nilthal, in Centralafrika). Zum Färben dienen Indigo, Krapp, Henna, Saflor, *Gardenia*, Rothholz *(Pterolobium)* und andere Producte.

Von diesen Gewächsen finden sich Sorghum (in Sennar), Reis (z. B. *Oryza punctata* in Kordofan), Ricinus (in Sennar, Abyssinien), die Oelpalme (in West- und Centralafrika), die Weinpalme (daselbst), Baumwolle (in Kordofan, Sennar, in manchen Gegenden zwischen Zambezi und Oranjefluss) wild. Andere Forscher sind freilich der Ansicht, es handle sich hier nur um ursprünglich cultivirte, später verwilderte Pflanzen. Letzteres kann nicht bewiesen werden. Der Weg der Culturverbreitung dieser Pflanzen ist noch zweifelhaft; bei andern kennt man diesen Weg genauer. So ist z. B. Manihot von Südamerika (Brasilien) aus über Angola nach dem Innern gelangt. Yamswurzel, Bataten, die Luftwurzelknollen der Helmia finden sich in verschiedenen Tropenländern, in Afrika auch zum Theil in

wildem Zustande; sie dürften sich hier als einheimisch erweisen.

Was nun die obenerwähnten Culturgewächse anbetrifft, so will ich nur bemerken, dass afrikanische Baumwolle zum Theil als vorzüglich gilt, dass ägyptischer Flachs und Hanf auf den Märkten mit Ehren bestehen, dass ebenso ägyptischer Krapp und Saflor von europäischen Auftraggebern gesucht werden, dass aber z. B. aller afrikanische Indigo, soviel auch davon Aegypten, Nubien, Centralsudan und Guinea cultiviren, soviel auch zum Färben der Toben (S. 108) u. s. w. verbraucht wird, nicht viel taugt. Dieser Indigo hält keine Concurrenz z. B. mit den weit bessern in den höhern Gegenden Indiens (Himalaja) und in Mittelamerika (z. B. in Costa-Rica, Tehuantepec) producirten Sorten aus.

Wenden wir uns nun zu den afrikanischen Fruchtpflanzen, so finden wir unter ihnen z. B. eine Anzahl, deren Ursprung zweifelhaft, andere, deren Herkunft dagegen sichergestellt erscheint. Obenan steht unter diesen nützlichen Gewächsen die Banane. Die über einen grossen Theil der afrikanischen Tropenländer verbreitete, gebirgige Gegenden hauptsächlich liebende Wildbanane, die Enset der Abyssinier *(Musa Ensete)*, wird von Schweinfurth, wenn auch mit Reserve, für die wahrscheinliche Urform der Culturbanane gehalten. Heuglin fand ausgedehnte Anpflanzungen der (zahmen) Enset in Habesch, nämlich im Woinathal, in Sabra und Schoada am Bellegas; Harris fand deren in Schoa, Speke in Uganda. Die jungen Schossen bilden ein Hauptgemüse vieler Abyssinier. Culturbananen *(Musa sapientum* und *paradisiaca* — vor allem erstere) erzeugen ungeheuere Plantagen in gewissen für ihre Pflege besonders geeigneten Gebieten, wie Uganda, Monbuttuland, Angola und Benguella u. s. w.

Während die Oelpalme nur in geringem Grade eine zur Speise geeignete Frucht, nämlich ihre süsse, fettige Pflaume darbietet, liefern die im wilden und auch halb-

angebauten, sowie durchaus cultivirten Zustande gedeihenden Delebpalmen *(Borassus Aethiopum)*, die Dompalmen *(Hyphaene thebaica)* und die Argun *(H. Argun)* eine nur dürftige Fruchtnahrung. An den tropischen Küsten zeigt sich die kosmopolitische Kokospalme, im Norden die Dattelpalme, beide unvergleichliche Fruchtbäume. Die Dattelpalme bringt in Dongola, in Wargla, Tuggurt und im Biled-el-Djerid ihre schönsten Pflaumen hervor, dagegen hört ihre Cultur im Süden des 14^0 nördl. Br. allmählich auf. Einzelne unfruchtbare und in ihrer sonst so stolzen Wedeltracht herabgekommene Exemplare verleihen noch kleinen Gärtchen des Innern, z. B. in der Seriba des Funjekönigs am Guleberge, einen dürftigen Schmuck. Wilde Dattelpalmen *(Phoenix spinosa, Phoenix reclinata)* treten in den Wäldern des mittlern wie südlichen Afrika auf; aus einer derselben möchte wol die Cultur-Dattelpalme des Nordens (und auch Westasiens) hervorgegangen sein.

Während die gewöhnliche Feige *(Ficus carica)* nur im Norden und im äussersten Süden fortkommt, liefern die überall nach der Mitte hin verbreiteten Sykomoren Früchte, welche wegen ihrer Insipidität eher von Affen als von Menschen verzehrt werden. Häufiger geniessen die herrlichen, weitästigen Sykomorbäume als schattenspendende Patriarchen einer ganz besondern Pflege seitens der Afrikaner. Unter heidnischen Gala gilt dieses, in Abyssinien Worka genannte, Naturerzeugniss sogar ebenso gut für heilig, wie das im Bertalande mit den verwandten Urostigmenarten der Fall ist. Der Schuppenapfel *(Anona senegalensis)* gewährt in Central- und Westafrika nur einen geringen Abglanz der herrlichen Frucht, welche als Gischda die Tische der Grossen in Aegypten und zu Chartum, als Cherimoya diejenigen der reichen Creolen in Peru u. s. w. ziert. Einen wilden Brotfruchtbaum *(Artocarpus)* bergen waldige Gegenden des Innern, während die verwandten, eine Wohlthat Indiens und Polynesiens bildenden Arten *(Artocarpus incisa, integrifolia)* nur an begünstigten

Küstenplätzen, z. B. des Ostens und Südostens, vollkräftig gedeihen. Die köstliche Mangofrucht ist ebenfalls ein Fremdling auf afrikanischen Küstengebieten.

An andern fremden Tropenfrüchten und an Agrumi oder Südfrüchten fehlt es hier und da nicht. Manche derselben arten jedoch aus; so erhalten z. B. die Orangen in Ostsudan einen faden, wässerigen Geschmack.

Cactus opuntia ist, wie die Agave, von Amerika her eingeführt und hat sich vom Norden und Süden aus an manchen trockenen Stellen völlig eingebürgert und sehr stark vermehrt. In Südafrika soll jetzt der Cactus beträchtlich wuchern und sich mit seinen dornigen Gehegen in alle möglichen Gebiete eindrängen. Die mit feinen Stacheln besetzten Früchte finden (auch unter dem arabischen Namen Dornenfeige — Tin schoki) hier und da Raum auf den Märkten.

Afrika liefert eine Anzahl von Waldfrüchten, welche nach dem Urtheile einiger Reisenden nach Pfefferkuchen und Chocolade schmecken sollen. Ich finde den erstern Geschmack wol an den Domfrüchten, den zweiten an gewissen, wahrscheinlich zu Zizyphus gehörenden Früchten der Landschaften Roseres und Fazoglo ausgeprägt. Säuerlich-süss sind die Beeren der Lotosbäume *(Zizyphus Spina Christi, Diospyros lotos)*, theils kressenartig und dabei süsslich diejenigen des Schau oder Suak *(Salvadora persica)*, sowie diejenigen des Tundub *(Sodada decidua)*. Einen Mischgeschmack nach Schmierseife, Honig und ranzigem Oel verräth der Hedjlidj (von *Balanites aegyptiaca)*, einen Doppelgeschmack von Mispeln und Kressen der Chum (von *Strychnos innocua)*. An Ananas erinnern die Delebfrüchte. Im Innern und im Süden mag es noch manche andere besser oder schlechter schmeckende Waldfrüchte geben, die bisher wenig oder gar nicht bekannt geworden sind. In Natal bereitet man unter anderm eine wohlschmeckende Conserve aus Amatungula, deren botanische Herkunft mir zweifelhaft geblieben ist. Die Eingeborenen sammeln alles solches Zeug und geniessen es frisch, ge-

trocknet oder mannichfach zubereitet. Aus Nebbek, Frucht vom Sidrstrauch *(Zizyphus Spina Christi)*, werden Brote und Fladen geknetet, ähnlich wie dies am Sinai aus Datteln und in Syrien aus Aprikosen (Mischmisch) geschieht.

Wilde Weinrebe *(Vitis abyssinica* etc.*)* durchrankt im Osten und im Süden die Wälder mit ungeheuern Festons. Die Beeren dieses Gewächses sind ohne Bedeutung. Der veredelte Weinstock ist von den Aegyptern vielfach angepflanzt und zur Herstellung von Traubensaft benutzt worden. Bacchische Gelage mit Spiel und Gesang scheinen bei den geistvollen und lebenslustigen Retu, welche von oberflächlichen touristischen Simpeln hier und da als ein verfinstertes, stockabergläubisches, philiströses Geschlecht dargestellt worden sind, an der Tagesordnung gewesen zu sein. Heutzutage liefert der Weinstock in Nordafrika mancherlei Traubensorten von nur geringer Güte; dagegen hat die Weincultur bekanntlich am Cap eine eigenthümliche Blüte erreicht und erfreut die civilisirte Menschheit mit den alleredelsten Producten.

An Gewürzpflanzen ist Afrika nicht so reich wie andere Tropenländer, wie z. B. West- und Ostindien. An der Ostküste hat man den Gewürznelkenbaum, Zimmtbaum, Muskatnussbaum u. a. angepflanzt, und diese gedeihen dort recht gut. Auch die Westküste zeigt Anpflanzungen solcher exotischen Gewürzpflanzen. Afrika producirt aber selbst deren einheimische, so z. B. im Nordosten und Osten noch manche wenig bekannte Amomaceen, ferner den Malaguettapfeffer *(Amomum granum Paradisi)*, den Aschantipfeffer *(Cubeba Clusii)* u. s. w. Der rothe Pfeffer, arabisch Schideda *(Capsicum frutescens, conicum)*, der Eppich, Koriander, Bockshornsamen, Schwarzkümmel, Senf, werden namentlich im Osten angebaut.

Einen grossen Formenreichthum zeigt der Gemüsebau der Afrikaner. In den gemässigten Gegenden des Nordens gedeihen viele Kohlsorten, Kresse, Salat, Lat-

tich, Spinat, Sauerampher, Rettich, Runkelrüben, Portulak, Meluchie *(Corchorus)*, Endivien u. s. w. Am Cap findet man alle nur denkbaren europäischen Gemüse in bester Qualität. Strauchbohnen, Lablab, Lubien *(Dolichos lablab, nilotica)*, Lupinen, Bohnen, Saubohnen, Linsen, Erbsen, Platt- und Kichererbsen, Artischoken, Eierpflaumen, Tomaten, Eibisch *(Hibiscus esculentus*, arabisch Bamie) werden selbst noch in manchen äquatorialen Gegenden mit bald mehr, bald weniger Glück cultivirt. Die Gurkenarten zeigen sich reichlich vertreten: neben unserer gemeinen Gurke finden sich im Nordosten die wohlmundende Chate, der Dudaim, die Karakuse; die süsse, die Wassermelone, der Flaschenkürbis sind hier überall verbreitet; letzterer erscheint in den allermannichfaltigsten Varietäten. Die Wassermelone tritt in manchen trockenen Strichen wild auf. Die südlichen Wüsten, z. B. die Kalihari, sind reich an wilden saftreichen Melonenpflanzen, an deren Fleisch sich die herumstreifenden grossen Thiere, sogar der Löwe, ferner auch nomadisirende Menschenstämme erquicken. Leider hat man bisjetzt noch keine Versuche zum Anbau und zur Veredelung so vieler dieser sicherlich Grosses versprechenden Cucurbitaceen gemacht.

Endlich sind einige harzliefernde Pflanzen zu erwähnen, welche hier und da, wenn auch nicht einem regelrechten Anbau, so doch wenigstens einer gewissen Schonung und durchdachtern Ausbeutung unterliegen. So z. B. im Nordosten der Papierrindenbaum *(Boswellia papyrifera)*, dessen Harz, arabisch Kafal oder Liban, zum Dichten von Gefässen und zum Räuchern dient, im nördlichen Somallande der echte Weihrauch (von *Boswellia Carterii*), sowie geringere, ebenfalls die Harze von Boswellia-Arten bildende Sorten. J. M. Hildebrandt, dem wir letztere Angaben verdanken, glaubt, auf Lepsius sich stützend, dass „Punt“ der altägyptischen Inschriften das Somalland bezeichne; das hat jedenfalls vieles für sich.

Von einer eigentlichen Waldcultur ist in Afrika

keine Rede. Man begnügt sich vielmehr damit, diese oder jene, den Ansiedelungen zufällig benachbart wachsende Waldbäume u. s. w. in gewisse Affection zu nehmen, sie regelrechter auszubeuten und ihnen einen bedingten Schutz gegen äussere Schädigung angedeihen zu lassen. So überwacht man unter anderm die Baobabs *(Adansonia digitata)*, deren Rinde man als Bast, deren frische Blätter man als Suppenkraut, deren Früchte man als Erfrischungs- und Heilmittel benutzt. Aehnliches geschieht mit dem Rokko *(Urostigma Kotschyanum)*, dem das Rindenzeug liefernden Baume der Waganda, Wanyoro, Monbuttu u. s. w. (S. 109). Im Lande des letztgenannten Volks hält Schweinfurth den Rokkobaum nur für angebaut.

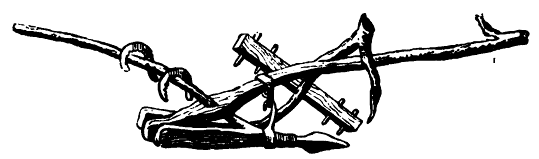


Fig. 61. Abyssinischer Pflug.

Die Schilluk und viele andere Nigritier pflegen in Nähe ihrer Dörfer wachsende Deleb- und Dompalmen. Riesige Crataeva- und Ficusbäume sind in Nordostafrika Gegenstand eines allgemeinen Schutzes, und sah ich die prächtigen grau-weissen Stämme des *Sterculia Hartmanniana* bei Dörfern durch Negerbuben sorgfältig von angeklebten Termitenröhren reinigen. Oefters befindet man sich im Unklaren darüber, ob derartige Schutzmaassregeln für sonst wildwachsende pflanzliche Erzeugnisse nicht als Gegenstände eines geregeltern Pflanzenanbaues zu betrachten seien. Eine Entscheidung kann hier unter Umständen recht schwer werden.

Als hauptsächliches Ackergeräth dient in einem Theile Afrikas der Pflug; er zeigt in Abyssinien, Aegypten und im Magreb eine noch ursprüngliche rohe Form. Hier freilich finden jetzt der verbesserte amerikanische und der

Dampfpflug neben manchen modern-europäischen, durch Ochsen u. s. w. bewegten Formen seinen Eingang. Im Süden des 14 ⁰ nördl. Br. hört der Pflug meist auf in Gebrauch zu bleiben, da tritt die einfachere Hacke in ihre Rechte, hier an kurzem, da an langem Stiel befestigt und mit sehr verschiedenartig gestaltetem Eisen versehen. Bei rohern und bei den unter dürftigen Verhältnissen lebenden Stämmen, z. B. bei versprengten Bedja, Nigritiern u. s. w. thut auch ein zugespitzter, vielleicht noch im Feuer gehärteter Stock das Seinige. In Ost- und in Centralsudan ist vielfach der Melot oder Molot üblich, ein kleines Spateneisen, welches zugleich als Handelsartikel dient. Die Funje nehmen eine kurzstielige, die Basuto u. s. w. dagegen eine langstielige Hacke zur Hand.



Fig. 62. Molot oder Melot.

Zum Mähen dient eine Sichel, oder wenigstens ein sichelartig gekrümmtes Eisen. Manche Ackerpflanzen von niedrigerm Wachsthum werden mit der Hand ausgerauft. Baumwollkapseln und verschiedene Früchte werden abgepflückt. In Aegypten benutzt man den auch in Syrien und in manchen Theilen der Iberischen Halbinsel gebräuchlichen, von Rindern gezogenen Dreschschlitten; in andern Gegenden lässt man die Körnerfrucht durch Menschen, Rinder oder Pferde austreten, man schlägt sie mittels Stöcken aus oder klopft sie lose mit Steinen. Dochn- und Maiskolben, sowie Sorghumähren werden öfter ganz, wie sie sind, abgeschnitten, getrocknet und in Vorrathsräumen, in Töpfen, Körben oder Gehängen aufbewahrt, sogar nur auf freistehenden Gerüsten oder Bäumen aufgehängt und zum gelegentlichen Gebrauche hervorgeholt. In Nubien und in Sennar bringt man die Baumwollkapseln in langen Packeten von derbhalmigen Sorghumstroh

unter, wie ähnliche auch von den ostafrikanischen Pagazi oder Gepäckträgern benutzt werden. Das Anfertigen von Vorräthen präparirter Feldfrucht liebt der Afrikaner, welcher mehr nur der Gegenwart lebt, nicht sehr, er richtet sich jedesmal so viel Mehl, Sesam, Ricinus u. s. w. zu, als er gerade nöthig hat. Etwas anderes zeigt sich in Gegenden, wo Producte des Ackerbaues u. s. w. für den Export vorbereitet werden, so z. B. in den Siedereien von Palm- und Kokosöl an der West- oder an der Ostküste; da wird natürlich im Grossen und auf Vorrath gearbeitet.

Der Ackerbau hat, wie in allen warmen Gegenden, auch in Afrika zahlreiche Feinde. Eine Unmasse von Vögeln verschiedener Art, selbst kranichartigen, wie der numidische Kron- und der Paradieskranich, von Sperlingsvögeln u. s. w. suchen die Saaten heim. In Walddistricten werden die Felder von Elefanten, an Fluss- und Seeufern von Nilpferden greulich verwüstet. Auch Nashörner, Zebras, Antilopen und ganze Schwärme von Nagethieren gehen in die Aecker. Die Affen sind nicht die geringsten Feinde des Landmanns; eine gefrässige Pavianheerde kann z. B. in einem Sorghumfelde binnen kurzem gehörig aufräumen. Dazu kommen eine grosse Zahl kleiner Feinde. Unter ihnen stehen die verschiedenen Arten weisser Ameisen oder Termiten obenan, sie sind von unglaublicher Gier, von grosser Intelligenz und von unverwüstlicher Zähigkeit. Ihre Minengänge und ihre aus Erdtheilchen und Speichel zusammengeklebten Röhren wissen sie an alles heranzutreiben und zwar in Zeitläufen, deren verhältnissmässige Kürze in Erstaunen setzt. Dazu gesellen sich andere, wirkliche Ameisenarten (z. B. *Formica maculata*), ferner Saatschnellkäfer, Rüsselkäfer, sowie zahlreiche Raupen, auch Heuschreckenarten. Schwärme derselben, zu denen namentlich das nördliche grosse, gierige *Acridium peregrinum* und das südliche robuste *Acridium devastator* mächtige Contingente liefern, werden oft genug zu den schrecklichsten Landplagen. Die Vor-

räthe an Feldfrüchten werden ebenfalls von Stachelmäusen, Mäusen, Ratten, Käfern, Termiten, Ameisen, Motten, Schaben u. s. w. angegriffen. Der Afrikaner trifft hiergegen, sowie gegen die Wirkungen der Feuchtigkeit (zur Regenzeit) u. s. w. mancherlei Vorkehrungen. Er sucht die Vögel durch Scheuchen, durch Schleudern, durch Schreien, die Elefanten, Flusspferde, Nashörner u. s. w. durch Feuerbrände, Rufen, Hörnerblasen, Trommeln u. s. w. zu verscheuchen. Gegen die Insektenwelt dienen mächtige Lehmtöpfe, z. B. bei Berabra, Bedja, Funje, Betchuana u. s. w.



Fig. 63. Basutohütte mit Lehmtopf.

Auf Pfählen ruhende Speicher von manchmal recht zierlicher Bauart gelten in vielen nigritischen Ländern gegen jene und behufs des Trocknens. Für letztern Zweck errichtet man hier und da ganz ingeniös construirte Getreidepuppen. Selbst Silos oder bedeckte Erdgruben mit Steinfutterung, mit verschmierter oder mit festgestampfter Auswandung, sind bei den Berbern u. s. w. in Gebrauch.

Die grimmigsten Feinde des Landbaues bilden in Afrika jedoch Hitze und Wassermangel. Diese veranlassen hier so manche Hungersnoth, sie haben so oft Wande-

rungen von Stämmen, Kriege und Verzweiflung in ihrem Gefolge! Algier, Nubien, das Bariland, die Betchuana-territorien u. s. w. sind schon häufig von solchen Uebeln in schrecklicher Weise heimgesucht worden; Massentod und Menschenfresserei waren bereits mehrfach in Begleitung



Fig. 64. Kornspeicher der Niam-Niam.

derartigen Unheils. In den Nilländern muss sogar ein geringes Steigen der Gewässer als ein bedenkliches Ereigniss betrachtet werden.

Es fehlt in Afrika nicht an allerlei Vorrichtungen zur Bewässerung des Bodens. Das Magreb hat seine artesischen Brunnen, Aegypten und Nubien haben ihre

Schadufs und die Sakien. Der Schaduf ist ein Schöpfeimer, der an langem Hebebaume auf- und niederbewegt werden kann. Die Sakie dagegen ist ein Paternosterwerk, ein Wasserrad, an dessen Speichen Reihen von Schöpfeimern auf- und niedergehen. Beide Vorrichtungen, welche sich zum Theil in China und zum Theil in der Noria Spaniens wiederholen, sind so alt, als das Nilthal irgend Bebauer zählt. Im Nordosten Afrikas begnügt man sich häufig damit, gefüllte lederne Schöpfeimer oder Wasserschläuche über das Ackerland auszuschütten. Man hilft sich auch hier und da im Innern mit Gruben, Gräben, Abdämmungen und künstlichen Rinnsalen. Zur Einpferchung dienen an ausgesetztern Stellen Dornverhaue, Palissaden, höhere und niedere Wallhecken oder lebendige Zäune von baumartigen Euphorbien, Aloes, Dornbüschen u. s. w.

Viehzucht. Waitz hat die puerile Sentenz von sich gegeben: „dass sich über die Viehzucht der Neger nicht viel sagen lasse; fast nirgends sähen wir ihre Thätigkeit dieser Beschäftigung mit Vorliebe widmen; eigentliche Hirtenvölker gebe es unter ihnen nicht. Das Hirtenleben, wo es unter ihnen vorkomme, sei fremden Ursprungs", und dergleichen Ausflüsse der Bücherweisheit mehr. Verschiedene kritiklose Nachtreter haben diese Sentenz zu copiren für gut befunden.

Die Züchtung der Hausthiere ist in wenigen Gebieten der Erde so zu Hause wie in den afrikanischen. Wenn auch in der moderigen Waldluft mancher Gegenden des Westens und Innern Viehrassen nicht recht gedeihen wollen, wiewol auch endemische und epidemische Seuchen und angeblich der Stich der Tsetsefliege *(Glossina morsitans)* die Integrität des Viehstandes stellenweise schwer bedrohen, Hausthierzüchtung treffen wir trotzdem als eine der vornehmsten Beschäftigungen des Afrikaners; sie geht in vielen Gegenden mit dem Landbau Hand in Hand. So z. B. bei den Aegyptern, Berbern, Abyssiniern, Nubiern, Funje, Bari, Berri, Balonda, Basuto, Angolesen, Benguellanern u. s. w. Wirk-

liche Hirtenvölker sind unter anderm die Bedja, Somal, Gala, Denka, Fulbe, manche Mauren des Senegal, ein grosser Theil der A-Bantu. Früher waren auch die Hottentotten starke Viehzüchter. Die ungeheuern Gebiete von Wüstensteppen, Grassteppen und Buschwaldungen Afrikas begünstigen die Viehzucht ungemein. Wir verdanken dem Züchtungstalent der Afrikaner nicht allein eine grosse Anzahl von wichtigen Culturpflanzen, sondern auch einzelne Culturthiere, d. h. Lebensformen, die jene aus dem wilden in den domesticirten und Hausthierzustand übergeführt haben. Ueber Culturpflanzen dieses Festlandes war bereits im Vorigen ausführlicher die Rede. Unter den mit grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit in Afrika durch Menschenhand geschaffenen Hausthieren nennen wir den Esel, das Mähnenschaf, den Windhund, den Pariahund, die Hauskatze, das Sennar-Schwein, das Frettchen, das Perlhuhn. Der Esel ist aus dem durch viele Theile Nord- und Ostafrikas verbreiteten Wildesel entstanden, welcher einen longitudinalen Rückenstreif, einen Querstreif über die Schultern und öfters auch Querstreifen an den Beinen hat. Er bildet nahe Verwandte des über einen grossen Theil Asiens verbreiteten wilden Kulan oder Gurkur. Man fängt noch jetzt den afrikanischen Wildesel in der nubischen Steppe ein und domesticirt denselben, gebraucht ihn auch zur Auffrischung des durch Geschlechter fortgepflanzten zahmen Stammes. Schönere Vertreter dieser Hausthiere als in Nordafrika und Westasien bekommt man nirgends zu sehen.

Das Mähnenschaf in Nord- und Mittelafrika, zu welchem übrigens auch das langbeinige Schaf Ost-, Inner- und Westafrikas gehört, wird von manchen als gezähmter Abkömmling des über Nord- und Nordostafrika verbreiteten, felsige Districte bewohnenden Wadan, Audad oder Mähnenmouflons *(Ovis tragelaphus)* angesehen, eine Annahme, für welche es bisjetzt an einer zutreffenden Begründung fehlt. Der Windhund

wird nach Manchen vom grossen, hochbeinigen, lang- und schmalköpfigen Wolfshunde der abyssinischen Hochgebirge, vom Kabberu oder Walgie *(Canis simensis)* abgeleitet; diese Idee hat vieles für sich. Der jetzt herrenlose Strassen- oder Pariahund der ägyptischen und nubischen Ortschaften scheint ursprünglich auch ein gezähmter Dib oder Wolfshund *(Canis lupaster, Canis Anthus)* gewesen zu sein, welcher unter dem intoleranten Gesetze des Islam zu einem verkommenen Vagabunden herabgesunken ist. Kleinere Rassen sind Schakalarten, so vielleicht der fuchsähnliche Bari- und der Buschmannhund, entsprossen.

Die schon den Aegyptern geheiligte Hauskatze war ein directer Abkömmling der über Nord- und Innerafrika verbreiteten niedlichen kleinpfötigen Wildkatze *(Felis maniculata)*. Letztere wird noch jetzt von Berabra, Bedja und Nigritiern eingefangen und gezähmt, auch wieder mit aus zahmen Geschlechtern stammenden Katzen gepaart.

Die Funje, Bertat, Noba u. s. w. fangen und zähmen ein kleineres, die afrikanischen Walddistricte zwischen Sennar und Senegal bewohnendes Wildschwein *(Fitzinger's Sus sennariensis)*. Dasselbe mag nur eine kleinere Varietät des über das Magreb und Aegypten, sowie Westasien verbreiteten gewöhnlichen Wildschweines *(Sus scrofa ferus)* sein.

Das Frettchen *(Mustela furo)* aus Nordwestafrika, bei uns als geschätzter Gehülfe auf der Kaninchenjagd bekannt, nach des alten H. O. Lenz Ansicht eine (constant gewordene) Albinoform des ebenfalls über die Berberei verbreiteten Iltis *(Mustela foina)*, ist als völlig domesticirtes Thier zu betrachten.

Das Perlhuhn, jetzt so häufig auf unsern Hühnerhöfen, stammt aus dem Innern des nordwestlichen Afrika und ist ein absolutes Zähmungsproduct.

Der Ursprung unserer Hausziege, des Schafes und des Rindes ist noch zweifelhaft. Berbern, Bedja und Nigritier züchten viele Ziegen- und Schafrassen. Unter den erstern

ist die monumentale thebaische hochbeinige Ziege, mit langen Schlappohren, convexer Stirn und vorstehendem Unterkiefer in gehörnten und hornlosen Rassen, tief nach dem Innern hinein verbreitet. Neben ihr finden wir in Nubien, Abyssinien, im Herzen und im Süden des Erdtheils eine weniger hochbeinige Ziege mit geradem Nasenrücken, stärkerer Hornbildung, langem Haar und langem Bart, sowie mehr nach dem Westen hin die niedliche Zwergziege *(Capra reversa)* in sehr mannichfaltigen Rassen verbreitet.

Die Schafe gruppiren sich ihrem Gestaltungshabitus nach in grosse, ramsnasige, zum Theil schlappohrige Rassen mit Fettschwanz, in solche mit Fettsteiss und kurzem Schweineschwanz, in kurz- und platt-, sowie in langschwänzige Rassen. Südlich vom 18° nördl. Br. im Nordosten, südlich vom 20° nördl. Br. im Westen verlieren die Schafe von jederlei Sorte gewöhnlich die Wolle und werden kurz- oder lang- und zottelhaarig. Südlich vom Vaalflusse zeigt das Schaf wieder Tendenz zur Stapelbildung. Der südafrikanische Wollmarkt tritt jetzt vereint mit dem argentinischen und dem australischen als gefährlicher Concurrent des europäischen in die Schranken. Man hat ja neuerlich, wol mit einem starken Anfluge von übereiltem Pessimismus, die Frage aufgeworfen, ob es sich für Europa, speciell für Deutschland überhaupt noch lohne, in der Wollproduction mit den fremden Welttheilen den Vergleich zu bestehen. Ein Nachlassen für uns hiesse jedoch in dieser Hinsicht die Büchse jedenfalls zu früh ins Korn werfen und einen Theil unsers Nationalwohlstandes in frivoler Weise preisgeben.

Während die alten Aegypter über schöne grosse Rinder mit starkem Nackenbug und mächtigem Gehörn geboten, scheinen im Magreb seit alters nur mässig grosse Kurzhornschläge existirt zu haben. Der hübsche zierliche Rinderschlag des spätern Aegyptens, welchen ich selbst noch 1860 in Blüte anzutreffen das Vergnügen gehabt habe, ist seitdem durch Viehseuchen

so gut wie vernichtet worden. Diesem identisch ist das manchmal fast antilopenähnlich gestaltete Rind von Dongola und von Berber. Südlich vom 18. bis 17. Breitengrade ersteckt sich der Zebu, dessen Fetthöcker je nach Schlag und Futterzustand einem grossen Wechsel in seiner Grössenentwickelung unterliegt. Sehr beträchtlich bildet sich dieser bei guter Mast heraus. Man unterscheidet in Afrika ohne Schwierigkeit eine Menge von Zeburassen, deren einige hier und da auftauchen, während andere eine gewisse Localfärbung verrathen. Im allgemeinen könnte man zwei Hauptrassen des afrikanischen Zebu unterscheiden: eine mächtiger gebaute mit kurzen Hörnern, welche dem indischen Braminenzebu ähnelt und eine schlankere Rasse mit riesigen Hörnern, letztere in erster Linie durch den Sanka oder Sanga Abyssiniens und der Galaländer vertreten. Indessen gibt es auch Formen, in denen die äussern Eigenschaften beider Rassen zu gewisser Ausprägung gelangen. In Südafrika, d. h. südlich vom Zambezi, ferner auch in Angola und Benguella tritt eine hoch und stark gebauete Rinderrasse mit emporragendem Bug und mit riesiger, manchmal abenteuerlich grosser Hornbildung auf. Diese südliche Rasse lieferte den alten Hottentotten ihre vielbesprochenen Bakkeleyen oder Kriegsochsen. Sie und die grosse altägyptische Rasse (S. 141) scheinen mir nördliche und südliche Ausläufer des Zebu zu sein, welchen ich a r t l i c h nicht vom Rind zu trennen vermag. Woher der afrikanische Zebu stammt, ist noch ungewiss, indessen spricht doch manches für seine asiatische Herkunft. Frantzius' Idee, Afrika sei die Urheimat des Hausrindes, halte ich bisjetzt für gänzlich unbegründet. Der nordafrikanische Kurzhornschlag könnte mit der europäischen Brachycerosform des Rindes in verwandtschaftlicher Beziehung stehen.

Fossile Pferdereste treten bekanntlich in mehrern Ländern auf, welche recenter e i n h e i m i s c h e r entbehren; so z. B. in Amerika. In Afrika zeigen sich

Rassen wie die numidische, Gala-, die dongolesische, auch wie der Komra oder das kleine Pferd von Futatoro und andern Gegenden Westsudans, welche den Eindruck machen, als seien sie Producte ihrer Scholle. Vielleicht ragt auch ihre Einfuhr in eine sehr alte Zeit hinauf und haben sie sich unter Anpassung an die äussern Verhältnisse der von ihnen bewohnten afrikanischen Länder in eigenthümlicher Weise verändert. Die alten Aegypter haben Pferde nachweislich aus Asien erhalten; die Rosszucht hat sich dann bei ihnen so gut und so rasch entwickelt, dass sie alsbald wieder Syrien und Palästina mit Exemplaren versorgen gekonnt. Später sind zahlreiche Nachschübe von Arabien und von Syrien aus erfolgt. Aegypten, Nubien, das Magreb, Abyssinien und die nördlichern Galaländer, ferner Darfur, Bagirmi, Waday und Bornu sind der Pferdezucht im allgemeinen günstig. Dagegen gedeiht dies Thier in Sennar, in Innersudan und in den Aequatorialgegenden nicht. Selbst in Südafrika fordern die Formen der Horsesickness oder Paardziekte zahlreiche Opfer.

Ueber Aegypten, Algier und die Colonien sind übrigens in neuerer Zeit viele fremde Hausthiere in Afrika eingeführt worden, diese gedeihen daselbst theils mehr, theils minder gut. So z. B. europäische Hunderassen, die europäische Hauskatze, britische, holländische, nordamerikanische, brasilianische und indische Pferde, spanische, italienische, syrische und brasilianische Esel wie auch Eselbastarde, englische, portugiesische und indische Schweine, Madeiraziegen, englische Fleisch- und Wollschafe, ungarische, englische, holländische, brasilianische und indische Rinder u. s. w.

Tauben werden überall gehalten. Hühner sind bei allen Nigritiern zu finden; man beobachtet unter anderm einzelne schöne Rassen, so z. B. die grosse von Roseres am Blauen Nil. Enten, Gänse und Truthühner zeigen sich zerstreut — als Fremdlinge.

Zucht von Ziervögeln ist nicht so verbreitet wie bei uns und in Amerika.

Rationelle Viehzucht in unserm Sinne kennt man natürlicherweise höchstens in Aegypten, Algier und in den europäischen Colonien. Eine methodische Einstallung wird bei den Eingeborenen vermisst. Dagegen sorgen der Bedja, Nigritier und Hottentotten wenigstens für nächtliche Unterbringung der Hausthiere in eine Einfriedigung, arabisch Zeriba und Murach, im südafrikanischen Welsch Kraal (vom portugiesischen Corral) genannt. Lieblingsthieren gewährt man auch wol in der Hütte ein Obdach. Bei Geburten leistet man eine durch Routine beeinflusste und geregelte manuelle Hülfe. Die Fütterung erfolgt theils am bestimmten Platz und ist dann bei Wiederkäuern und Einhufern grossentheils vegetabilischer Natur, während man Fütterung mit Fischen, Abfällen und Surrogaten wenig kennt; oder man lässt auch die Thiere weiden und sorgt durch gelegentliches Abbrennen des verdorrten Graswuchses für dessen frühzeitigen Wiederersatz. Hunde und Schweine überlässt man mehr sich selbst und leben dieselben häufig in einem fast herrenlosen Zustande. In mohammedanischen Gegenden bilden bekanntlich die schon genannten Pariahunde eine wahre Landplage.

Viele Afrikaner lieben ihr Vieh; namentlich die Hirtenvölker der Bedja, Denka, Fulbe und A-Bantu treiben die Liebhaberei mit ihren Hausthieren bis zum Kindischen. Fällt z. B. dem Denka seine Kuh, so trauert darob seine ganze Familie. Liebesnamen werden zur Bezeichnung der besten Stücke erdacht und des Beschauens, des Streichelns ist gar kein Ende. Viele nigritische Sprachen sind reich an Bezeichnungen für verschiedene Alters- und Geschlechtsstufen, für verschiedene Färbung u. s. w.

An Feinden fehlt es der afrikanischen Viehzucht nicht. Seuchen grassiren überall, namentlich zur feuchten Jahreszeit. Reissende Thiere, wie Löwen, Leoparden, Geparden, Hyänenhunde und Hyänen

sind stets zum Einbruch in die Heerden bereit. Dem Geflügel setzen Genett- und Zibethkatzen, Ichneumonen, Marder, Stinkthiere, Servale, Luchse, grosse Eidechsen, Riesen- und andere Schlangen u. s. w. zu. Krokodile lauern an den Flussufern; Zecken, Kothwanzen (Reduviaden), Bremsen und Dasselfliegen schaffen fürchterliche Plagen. Auch schreibt man der sogenannten Tsetsefliege *(Glossina)* Süd-, West- und Innerafrikas gar böse Wirkungen zu. Indessen ist das Verhalten dieses Geschöpfes noch nicht vollständig aufgeklärt. Der Sandfloh oder Bicho-do-pè *(Pulex penetrans)* fand neuerdings leider von Brasilien aus Eingang nach Guinea.

5. *Nahrung.*

Dieselbe wird in Afrika theils dem Thier-, theils dem Pflanzenreiche entnommen. Bei den Hirtenvölkern schlachtet man nur selten ein Stück Hausvieh. Man geniesst aber das Fleisch des gefallenen und macht ausgiebigen Gebrauch von der Milch im frischen sowie im gesäuerten Zustande. Fleisch von Jagdthieren ist fast überall beliebt, man geniesst es am Spiesse oder auf heissen Steinen gebraten, gekocht u. s. w. An rohem Fleisch mit und ohne Pfefferbrühe ergötzen sich der Abyssinier und der Gala. Frische rohe Leber vom Rind, Schaf u. s. w. mit frischer Galle übergossen, mit Salz, Pfeffer, womöglich mit Kümmel *(Cuminum)* und mit Zwiebeln überstreut, bilden unter dem Namen Amrara einen Hauptleckerbissen der Bewohner von Ostsudan. Auch die Zunge und die Därme verschmäht man nicht. Der Fuss des Elefanten ist ebenso gesucht wie der Höcker des Zebu und wie derjenige des Bullen der Elenantilope *(Oreas canna)*. Hunde werden im Magreb, bei den Mittu und Niam-Niam gemästet und gegessen. Schweinfurth meint, dass Saint-Pierre's Satz, Hunde essen sei der erste Schritt zum Kannibalismus, Wahres enthalte. Ich kann nur versichern, dass die

Hundeesserei auch in den grossen europäischen Städten in Blüte steht und dass viele unserer Proletarier Hundefett als untrügliches Mittel gegen Lungenschwindsucht u. dgl. preisen. Löwen- und Leopardenfleisch sind sehr geschätzt, dagegen vergreift man sich nicht leicht an der Hyäne. Vögel werden viel gegessen. Fettmäuse, Binsenratten und andere Nagethiere gelten strichweise sehr hoch. Der Chimpanse soll lecker sein, ebenso der grosse Ameisenscharrer *(Orycteropus)* und die Schuppenthiere *(Manis, Phatages)*. Obenan stehen Tauben und Hühner; letztere fehlen kaum einer Festspeise. Unter den wilden Hühnervögeln sind die Perlhühner und Frankoline, unter den Laufvögeln die Trappen beliebt. Der Strauss, verschiedene Wad- und Schwimmvögel wandern in die Kochtöpfe. Unter den Schwimmvögeln sind die Spornflügel-, Horn- und Nilgänse, die Wittwen-, Kriek-, Spitz- und Fuchsenten schmackhaft genug. Man kocht ferner Schildkröten, Krokodile und grosse Warneidechsen. Durch Fische befriedigt man natürlich hier wie überall manches Speisebedürfniss; man fängt sie mit Angeln, Netzen, Reusen, Harpunen, in vergiftetem Wasser u. s. w. Aermliche Stämme, wie Bongo, Doko, Abongo, Buschmänner u. s. w. begnügen sich auch mit Eidechsen, Schlangen, Fröschen, Spinnen, den flüggen Männchen und Königinnen der Termiten, mit fetten Käferlarven, Raupen und mit allerlei sonstigem Gewürm. Heuschrecken werden aber selbst von besser situirten afrikanischen Völkern in Masse vertilgt. Honig bildet eine im ganzen Continent beliebte Zuthat zu allerhand Gerichten. Eine wilde Ausartung in thierischer Speise ist die Menschenfresserei. Sie wird häufig gerade von civilisirtern Nigritiern geübt.

Verbreiteter als thierische ist Pflanzenkost. Ein Blick auf dasjenige, was ich über den Ackerbau und die Einsammlung wilder Früchte gesagt habe, lehrt uns, welche mannichfaltigen Producte die vegetabilische Welt dem Afrikaner aller Stämme zu liefern vermag.

In Aegypten und im Magreb enthält der Küchenzettel des Volks begreiflicherweise mancherlei complicirtere Gerichte, in denen wir neben mehrerlei Fisch- und Fleischspeisen das Weizenmehl, den Reis, den Mais, das Sorghum, die Bohnen, Erbsen, Linsen, Lupinen, die Weka oder Eibischfrüchte, die Kohle und Rüben, die Colocassiawurzeln und Kürbisse, die Datteln, Liebesäpfel, Eierpflaumen, sowie allerhand Gewürze, die Hauptingredienzien darstellen sehen. Pilaw und Kuskussu sind die weit und breit bekannten, wohlgepriesenen Nationalgerichte genannter Länder. Den Kebab, das mit Reis und mit Pistazien oder Rosinen gefüllte Lamm, sowie mancherlei Süssigkeiten, als Kunafe, Rachlet-el-Gum, Dattelwurst und Mischmisch werden selbst verwöhnte Europäermagen nicht leicht verschmähen, wogegen Lust an Zebibi und Kuschaf einen eigenthümlichen Geschmack voraussetzen. Der Berberi und Bedja haben ihre Luchme uud Assida als Nationalgerichte, bestehend aus Durrabrei mit zerlassener Butter, Zwiebeln, Pfeffer oder mit Mellach, d. h. einer aus Weka, zerriebenem Dörrfleisch, Butter, Salz und Pfeffer bereiteten Sauce angemacht. Zur Luchme gibt es auch wol Milch, zur Assida gekochtes Hühner- und Schöpsenfleisch.

Der Nigritier isst Brei von Dochn, Sorghum, Mais, sowie vielerlei auf die verschiedenartigste Weise zubereitete Gemüse, Knollen und Früchte. In Inner- und Westafrika liefern Yams, Bataten, Helmiaknollen, Colocassiawurzeln, Maniok oder Mandioca, Bananenfrüchte, Bananenkohl u. s. w. u. s. w. einen im Osten unbekannten Zuwachs zum Speisevorrath. Zuckerrohr wird nur gekaut. Die Berta und die Bongo säuern ihre Speisen mit den Kelchen einer Eibischart, welche sie neben ihren Sorghumfeldern ziehen; die Berta u. a. benutzen auch die Frucht des *Detarium senegalense*, viele sonstige Afrikaner von verschiedener Abstammung verwenden die Samenhülle des Affenbrotbaumes und das Ardeb oder die Tamarindenfrucht als säuerliches,

erfrischendes Genussmittel. Ein kressescharfes Gemüse liefert eine Kappernpflanze *(Polanisia)*, ein angenehmspinatartiges der *Corchorus.*

Die Bantu sind wahre Vertilger von Sorghum (M'abele), mehr aber noch von Mais (U'mbila). Dazu gibt es, ähnlich wie bei den Völkern des Nordostens, Colocassiawurzel (M'usumban), Fleischsauce, Kürbis und süsse Milch (U'bis) oder sauere Milch (M'as).*

Der Afrikaner kann lange hungern und zu Zeiten der Noth mit dem Geringsten auskommen. Bedja sah ich auf weiten Märschen oftmals mit einer für den Tag zwei-, höchstens dreimal wieder gefüllten Hand voll roher Durrakörner sich sättigen. Uns begleitende Funje waren trotz der Mühen einer Tagereise in sengender schwüler Luft der Regenzeit überglücklich, wenn sie etwas trockene Domfrucht, eine fade Orange und ein halbfaustgrosses Stück trockenen Zwiebacks nebst einem Schluck Wassers zu sich nehmen konnten. Von den Teda erzählt man (jedenfalls mit crasser Uebertreibung) sie könnten ohne sonderliche (?) Unbequemlichkeit fünf bis sechs Tage lang ohne Nahrung und zwei Tage lang ohne Wasser zubringen. Glaublicher klingt die Angabe, dass diese Leute sich mit frischem (künstlich gelassenem) Kamelblute, beigemengtem Knochenmehl, mit gebrannten Sandalen und andern Ledersachen im Nothfalle zu helfen verständen. Methodisches Blutabzapfen bei den Rindern und Handel mit Rinderblut herrschen bei Stämmen des Innern und des Ostens.

Sowie es irgendwo gute Nahrung gibt, überlässt sich der leichtblütige Afrikaner auch der unsinnigsten Prasserei. Ist z. B. in Taka oder in Sennar ein Büffel, ein Rhinoceros, Flusspferd oder Elefant erlegt worden, so strömt alles, Bedja, Berberi und Nigritier, herbei, um in frischem Fleischgenusse zu schwelgen. Wie Aasvögel fallen die Leute über den Cadaver her, sie schneiden, schinden und kratzen daran herum, bis kein Fetzen

* Diese Wörter stammen sämmtlich aus der Zulu-Sprache.

Muskel mehr davon übrigbleibt. Dass die Kaldaunen, dass selbst der stinkende Magen- und Darminhalt verschont bleiben sollten, wäre unerhört. Auch Hautgout am Fleische schreckt nicht von dessen gelegentlicher Verspeisung zurück. „Hat der Bari", so erzählt Missionar Kaufmann, „sein Getreide erhalten, dass es zur Reife gelangt, so ist seine freudevollste Zeit da, die Erntezeit; die ganze Familie hilft, und sie tragen in Körbchen die Getreideähren in eigens dazu bereit gehaltene Behältnisse, Gugu genannt. Denn es wird nicht gleich gedroschen, sondern nach Bedürfniss nach und nach, und das Dreschen ist Arbeit der Weiber. Der Mann ruht nun einige Wochen und thut sich gütlich, dann erst denkt er wieder an das zweite Anbauen. Die Bari sind die einzigen am Weissen Flusse (Nil), welche zweimal die Felder bestellen; doch das zweite mal bauen sie nicht mehr so fleissig an als das erste mal, sie bauen weniger Durra, die doch so ausgiebig ist, sondern mehr Bohnen und etwas wenig Taback — und diese zweite Ernte fällt Ende November. Bis dahin haben sie die erste Ernte schon meistens aufgezehrt, und werden mit dieser zweiten, als viel weniger ausgiebig, noch weit schneller fertig. Man kann sagen, dass um Neujahr wol wenige Bari noch mehr Getreide besitzen, als das Samenkorn für das kommende Jahr, der grösste Theil besitzt nichts mehr. Somit beginnen die schlechten Zeiten, wo die Bari auch viel böswilliger und schlechter als sonst sind. Nach der ersten Ernte sind sie wol noch grossmüthig und verschwenderisch, allein nach der zweiten Ernte und während derselben ist die Zeit der Kriege und Raufereien, welche einige Monate dauert. Nach drei Monaten ist dann die letzte Durra aufgegessen, der sonst so stolze und fesche Bari vagirt hungernd, bettelnd und stehlend umher. Wer sonst so viel, selbst halbreife Halmfrucht ass, dass er an schweren Blähkoliken kränkelte, magert nunmehr zum Skelet ab. Viele sterben vor Hunger, sowol Erwachsene als auch Kinder, viele werden erschlagen und

in den Fluss geworfen. Mütter stürzen ihre eigenen Kinder hinein, weil sie dieselben nicht erhalten können. Man hört da nichts als von Raub und Einbrüchen, von Diebstahl und Todtschlag. Es gilt nun das Faustrecht. Der Hunger thut weh, sagen sie, und ehe sie Hungers sterben, wagen sie alles.“

In Aegypten und im Magreb werden einfache Handmühlen von Stein benutzt, welche denen unserer Altvordern vielfach ähneln; südlicher bedient man sich der in Ostsudan Merhaka genannten steinernen Reibplatte, auf welcher mit einem konischen Reibstein (Ibn-el-merhaka) das in Wasser geweichte und damit übergossene Korn zerquetscht und zerrieben wird. Dergleichen Geräthen begegnet man bis nach dem Cap hinunter. In Abyssinien und in Westsudan nimmt man dazu auch Holz- oder Steinmörser. Der frische Kornbrei wird schnell auf der vorher mit Fett abgeriebenen Pfanne zu Fladen verbacken. Deren bereiten die Abyssinier aus Tef (S. 126), die Sudanesen aus Weizen, Sorghum und Dochn. Man findet dickere und dünnere, süsse und sauere Fladen, welche auch zugleich als Servietten dienen. Mit einer aus rothem Pfeffer, aus Salz und Kümmel bestehenden Würze bestreut, oder in fettige Zwiebel-, auch Pfefferbrühe getunkt, bilden diese öfters noch halb warmen Fladen ein selbst für Europäer ganz angenehmes Essen. In Habesch liebt man es, bei Gelagen die cylindrischen Weidenkorbtische mit Bergen von Tefbroten zu belegen; dazu gibt es scharfe Pfefferbrühe, rohes Fleisch und Hydromel oder Bier aus mächtigen Wontschas, d. h. Trinkhörnern.



Fig. 65. **Merhaka.**

Die Kaffern bereiten aus Mais grosse Klumpen Polenta, die sie mit dem Speereisen zerlegen und oftmals ohne weitere Zugabe verzehren.

An einheimischen gegorenen Getränken fehlt es den Afrikanern keineswegs. Der Islam reicht mit seinen Vorschriften nicht aus, um die Gelüste selbst seiner Anhänger aus der Welt zu schaffen. Will ein Gläubiger sich an Arraki oder Branntwein laben, so gibt es für ihn allerhand Ausflüchte, die ihm zur Entschuldigung dienen sollen, und wenn alle Stränge reissen, so gibt er wenigstens vor, den Schnaps als Medicin — arabisch Daua — benutzen zu müssen. Ich kann versichern, unter den Mohammedanern in Nordostafrika eine Anzahl recht leistungsfähiger Schnaps- und Biersäufer gefunden zu haben. Im Nilgebiete destillirt man ekeln Dattelschnaps und den scheusslichen, brenzlich-fuseligen Durrabranntwein. In andern Gegenden Afrikas hat man wieder andere aus Zucker, Kokosnuss u. dgl. gebrannte Aquavitsorten.

Der Abyssinier stellt aus Honig seinen Detsch oder Hydromel dar. In Ostsudan braut man aus Sorghum die Merisi, den Bilbil, Kabs-el-Tor und andere Arten Bier; sie alle schmecken nach abgestandenem Weissbier oder nach verdorbenem Breihan, in dem öfters noch sauere Brotkrume herumschwimmt u. s. w. In der Noth des Durstes nimmt man freilich auch mit solchen Getränken gern fürlieb. Im Niam-Niamlande bereitet man aus gemalztem Dagosa (S. 126) ein bitterliches Bier, dessen Eigenschaften Schweinfurth sehr rühmt. In Ostafrika weiss man aus der Bananenfrucht, in Guinea aus den Stämmen der Wein- und anderer Palmen gärende Säfte zu ziehen. Der Kaffer nennt alle berauschenden Getränke U'schwalla; Sorghum dient ihm hauptsächlich zur Anfertigung von Bier (U'schimmian).

Neben den einheimischen Branntweinen und Bieren finden auch fremde Branntweine Eingang in den dunkeln Continent. Die Masse von Rosoglio, Mastiche, Jamaicarum, Cognac, Cachassa, Agoa ardente de Canna, Genever, Gin und sonstigen Sorten, welche der alljährliche afrikanische Import aufzuweisen pflegt, soll eine wahrhaft ungeheuere sein. Der Nigritier kann viel

dergleichen vertragen und verlangt auch viel davon. Bei den Palavern in Guinea trinkt man Rum u. s. w. aus vollen Flaschen. Eingewanderte richten sich durch unmässiges Branntweintrinken leicht und leider auch häufig genug zu Grunde. Wein findet mehr in den bessern Häusern Eingang. Wenn der allezeit böse Leumund Wahres berichtet, so scheint der Sufret-el-Nebid oder Weintisch bei manchem hochbeturbanten Schekh, ja — schrecklich zu sagen — selbst bei manchem schweren Mollah in Nord- und Ostafrika recht beliebt geworden zu sein.

Daneben hat man viele unschuldigere Getränke, welche beim Araber unter den Gesammtnamen Scharab, Scherbet u. s. w. gelten und deren Anzahl überall Legion ist. Da hat man Limonaden aus allerlei Fruchtsäften, Zuckerwasser, feinen Rosoglio mit Wasser verdünnt u. s. w. u. s. w. Thee, Tschay wird weniger und mehr im Süden, Kaffee dagegen wird häufiger und überall getrunken. Afrika erzeugt in Kafa, Enarya, Fasoglo, Bertaland, im Innern und im Westen (Liberia) ganz vorzügliche Bohnen, die sich dereinst schon ihren Platz im Welthandel erringen werden, wogegen ihnen die Gegenwart aus Vorurtheil und aus Mangel an Courage noch die Wege versperrt.

Der Aschantipfeffer *(Cubeba Clusii)* wächst in Central- und Westafrika wild; er kann als Surrogat für den schwarzen benutzt werden. Eine gleich grosse Verbreitung hat der Malaguettapfeffer *(Xilopia aethiopica)*, von welchem die Pfefferküste in Oberguinea ihren Namen erhielt und welcher nach Schweinfurth bereits im Mittelalter ein kostbares Gewürz bildete. Die ebenfalls in beregten Gebieten vorkommende Kola- oder Gurunuss (von *Sterculia acuminata*) wird weithin durch den Handel vertrieben; ihr kastanienähnlich-hartes bitteres Fleisch gibt ein vorzügliches analeptisches Mittel ab.

Salz wird in verschiedenen Theilen Afrikas gegraben, aus Wasser abgedampft, oder aus Erden ausgelaugt. Steinsalz bildet den Artikel eines ausgedehnten Han-

dels. Dieses Naturproduct erscheint wie überall als eine der wichtigsten Beigaben für den Nahrungsbedarf und sein gänzlicher Mangel scheint unter den Afrikanern langwierige Krankheiten hervorzurufen, welche ungefähr an die Lecksucht unserer Hausthiere erinnern könnten. Zur Noth bedient man sich des Natrons, salzig schmeckender Vegetabilien, des Rinderharns u. s. w. Um den Besitz von Salzquellen, Salzteichen und Salzlagern setzt es nicht selten bittere Kämpfe. Stämme, welche die Erzeugnissstätten jenes hochwichtigen Naturkörpers unter ihrer Botmässigkeit haben, erfreuen sich meist eines grossen handelspolitischen Einflusses.

6. *Gewerbthätigkeit.*

Diese Bethätigung menschlicher Intelligenz und menschlichen Schaffensdranges äusserte sich bekanntlich schon bei den alten Aegyptern in sehr hervorragender Weise. Wer vermochte im Alterthum staunenswerthere Bauten aufzuführen — staunenswerthere durch kolossale Dimensionen und durch Kühnheit der Construction — als jene? Wem gelang noch lange vor der geläutertern griechischen Kunstaera die werkgerechte Bearbeitung difficilen Steinmaterials besser als den Retu? Ihre mechanischen Transportvorrichtungen, ihre Damm-, Kanal- und Wegebauten, ihre Schöpfung so vieler gemeinnütziger Einrichtungen im ökologischen Gebiete, wo möchte man, natürlich von Hellas und Rom abgesehen, ihrer so vortreffliche gefunden haben in den andern alten Culturcentren, wie z. B. Babylon, Ninive, Indien, Kmers, Altchina, Anahuac und Peru?

Selbst im eigentlichen Gewerbe waren die alten Aegypter weit vorgeschritten. Ihre Textilindustrie möchte manchem modernen Concurrenten zum Muster dienen; was gab es Schöneres als ihre Leinwand? (S. 107.) Ich selbst habe Lendenschurze und Leichentücher aus Byssus (Linnen) von unvergleichlicher Feinheit und

Elasticität des Gewebes in Händen gehabt. Ihre Matten, ihre Holzarbeiten, ihre tausenderlei Erzeugnisse der kleinen Industrie des alltäglichen Lebens, alles, von den Prunkstühlen, Sarkophagen, den Schemeln und Tischen bis zu den Töpfen, Sandalen, ja bis zu den Gliederpuppen der Kinder herab, alles das verrieth kunstsinnigen Geschmack, praktisches Verständniss. Wenn unsere heutige Geistesrichtung jene altägyptischen Erzeugnisse für würdig erachtet, zum Modell für so manches liebenswürdige Nipptischproduct auch unserer Gegenwart zu dienen, jetzt, noch nach Jahrtausenden, so muss es doch um die Gewerbthätigkeit der Retu sicher recht hoch bestellt gewesen sein.

Bekanntlich war die altnubische Cultur von Napet und Meroë nur eine Copie der äpyptischen. Aber auch sie trieb, wie bereits der eine Ferlini'sche Fund bewiesen hat[33], die schönsten Blüten eines in eigenthümlich-äthiopischer Weise modificirten Gewerbfleisses. Wir sehen auf einem thebischen, etwa der achtzehnten Dynastie angehörenden Gemälde eine äthiopische, aus dem obernubischen Nilgebiete stammende Fürstin, eine Kentaki, Candace, regierende Frau, welche etwa einer Sittina, Merem der heutigen Djaalin oder Funje entsprechen würde, reich und phantastisch geschmückt, mit einem mächtigen Federkopfputz, mit Ringkragen von bunten Glasflüssen und feinen durchscheinenden (Byssus-?) Gewändern angethan, auf reichverziertem zweiräderigen Wagen und prächtigem Jochgeschirr der vorgespannten hornlosen Rinder einherziehen. Die obern Nilländer lieferten damals Gold als Staub und in rohen (noch jetzt gebräuchlichen) Ringen, Blaustein(?), Katzen-, Leopardenfelle, Straussfedern, Ebenholz, Elefantenzähne, Rinder mit sonderbar geschmückten Hörnern, zahme Löwen, Antilopen, Giraffen, Affen, ferner Jagdhunde, röthliche Pferde(!) und Sklaven. Letztere treten mit denselben körperlichen Eigenthümlichkeiten, mit derselben Haartracht, mit denselben aus geschwänzten Fellen construirten Lendenschurzen auf, wie diese noch

heute unter den Völkern der obern Nilländer in genau denselben Formen vorkommen.

Die Sculpturen und Wandgemälde von Napet und Meroë (Bedjerauie) zeigen uns eine gewisse Pracht in den Costümen und Geräthen ihrer Inhaber. Wir sehen da wieder ägyptische Grundtypen, aber auch vieles ost- und innerafrikanische Beiwerk, wir erkennen Muster, wie sie noch heute unter den Abyssiniern, Bedja, Funje und Centralsudanesen sich finden. Man sieht jetzt leider nicht mehr viel davon — das haben die allgemeine Verarmung schon seit der Funje-Eroberung und der Türkenfuss verschuldet, unter welches letztern Tritt nach dem Sprichworte das Gras verdorrte. Wenn wir nun hier die heutigen Trachten, Geräthe und Industrieerzeugnisse Ost- und Innerafrikas in Kürze zu schildern unternehmen, so bemerken wir nochmals von vornherein, dass wir an jenen viele altägyptische und meroitische Muster wiedersehen. Solange sich aber diese Muster, diese Dessins als solche ausweisen, die nicht in andern alten Ländern wiedergefunden werden, so lange muss sich die schon oft aufgeworfene Behauptung, Altägyptens und Altnubiens Cultur sei eine fremde, nicht auf afrikanischem Boden wurzelnde, als eine müssige herausstellen.

Die Berabra und Bedja der Jetztzeit entwickeln entschieden mehr ureigenthümliche Industrie in hübschem Flechtwerk, Gold- und Silber-, sowie in landläufiger Weberarbeit als der Fellach und Kopte, bei denen, ausser ihren schönen typischen Töpferwaaren, die moderne Weberei, Wirkerei, das Schönfärben, die Seifen-, die Zuckersiederei und verschiedenes andere durch fremde Werkmeister und durch europäische Maschinerie eingerichtet und unterhalten werden. Der Abyssinier färbt mit eingeborenen vegetabilischen Mitteln Zeuge und Leder, er gerbt vortrefflich, schmiedet originelle Waffen, verfertigt einheimisches Pulver, webt gröbere und feinere, letztere mit farbiger Seide durchzogene, Baumwolltücher, er verfertigt hübsche Flechtwaaren. Die

Funje und Noba arbeiten gut in Eisen, erstere auch ganz vorzüglich in edelm Metall. Alle diese Völker benutzen einheimische Gerbestoffe, wie Garrad, Schoten der *Mimosa nilotica*, die Gere von *Hymenocardia Heudelotii*, Modus (S. 112), den Tertus (*Hydnora abyssinica*) u. s. w. Ihr Eisen schmelzen die nordöstlichen Völker in Gruben aus Braun-, Roth- und Magneteisenerz mit Akazienholzkohlen und zuweilen mit Zuschlägen von

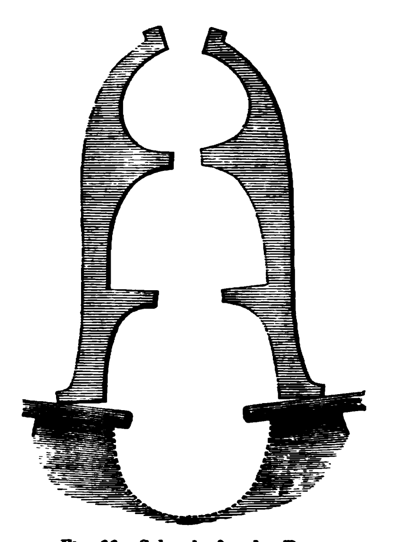


Fig. 66. Schmelzofen der Bongo.

Sand. Die Bongo, Balonda u. s. w. benutzen grosse thönerne Schmelzöfen von zum Theil recht ingeniöser Construction. Man gewinnt hier wie im Süden bei den A-Bantu ein weiches, meist wenig kaltbrüchiges Eisen, von welchem in vielen Gegenden spanartige Fragmente zu einer Art Damast zusammengeschweisst werden, welches Product recht dauerhaft erscheint. Während das Gold aus den Seifen, den Bächen u. s. w. ge-

waschen wird, gewinnt man Silber nur aus importirter gehaltvoller Münze und von Barren. Kupfer dagegen wird in zwar primitivem, aber immerhin durchdachtem Abbau in Südfur, in den portugiesischen Besitzungen von Niederguinea u. s. w. gewonnen. Schweinfurth macht viel Rühmens von der geschmiedeten Kupferpracht im Monbuttulande. Wo nun die eigene Industrie nicht ausreicht, hilft natürlich der Import. Messing, Blei und Zinn werden überall von fremd her eingeführt.

Im Magreb ragen vorzüglich Tunis und Marokko durch ihre sehr mannichfaltigen, originellen und zum Theil recht geschmackvollen Industrieerzeugnisse, namentlich in der Weberei, Lederzurichtung u. s. w. hervor. Derartige Producte finden, wenn auch vielfach nachgeahmt oder verfälscht (und dann bleibt immer doch die Urwüchsigkeit der Muster anzuerkennen), gerade zur Jetztzeit, ähnlich wie die vielleicht praktischern, aber weniger gefälligen japanischen und chinesischen Waaren, Absatz auf europäischen Märkten.

Die Stämme des Weissen Nil liefern nur wenig bemerkenswerthe Producte des Kunstfleisses. In Centralsudan dagegen verfertigt man sehr gut gewobene Ueberwürfe oder Toben (S. 108). In den Hausaländern arbeitet man recht hübsch in gefärbtem Leder (S. 104). Die Zeuge der Westafrikaner aus Baumwolle, Weinpalmenblatt und andern Pflanzenfasern, ihre Korb- und Mattengeflechte, ihre Holz- und Elfenbeinschnitzereien, die Goldschmiedewaaren der Aschanti verdienen alle Beachtung. Man sieht in diesen Producten selten ganz bunte Farben, wie bei Bedja, Abyssiniern und Funje, sondern mehr nur eine höchst bestechende Abwechselung von stumpferm Gelb, Braun in verschiedenen Schattirungen, von Schwarz, Roth und Grün. Wer die Nigritier für farbenblind, oder wer ihren Farbensinn für noch unentwickelt hält, mag sich an derartigen reizenden coloristischen Zusammenstellungen eines Bessern belehren. Die Industrie der Südafrikaner liefert ausser

den bei den Kaffern üblichen wasserdichten Körben, kunstvoll gearbeiteten Holz- oder Hornlöffeln und auch den (S. 112) erwähnten Perlenstickereien, nichts Erhebliches.

Bei dem Reichthum Afrikas an vorzüglichen Hölzern steht die Schnitzarbeit obenan, und selten findet man ein von Nigritiern bewohntes Land, in welchem nicht vortreffliche Ruhebetten, Bänke, Stühle, Schemel, Pfeifenrohre u. s. w. aus Holz gearbeitet würden. Ueber die gern geübte Verzierung der Kürbisschalen wurde schon auf S. 105 berichtet.



Fig. 67—70.
Geschnitzte Schemel und Gefässe der Niam-Niam.

In diesem Erdtheil sind die Handwerke oftmals kastenartig vertheilt. Bei manchen schwarzen erobernden Völkern werden gewisse als untergeordnete betrachtete Industrien den Unterworfenen überlassen und werden letztere danach in Klassen und in Kasten gesondert. In andern afrikanischen Gebieten verliert sich die kastenartige Eintheilung der Industriellen bis in das graue Alterthum hinauf und sind deren Ursprünge jetzt nicht mehr oder nur noch sehr unvollkommen nachzuweisen. Eine gewisse Pariastellung kommt meistens den Eisenarbeitern zu. Man ge-

braucht sie sehr nothwendig, betrachtet sie aber trotzdem als halbe Zauberer, mit einem aus Furcht und Hass gepaarten Gefühl. Eine interessante Zunft bilden in vielen afrikanischen Gebieten die Wanderschmiede. Deren pilgern namentlich viele längs des Weissen Nil und in Sennar von Dorf zu Dorf. Sie verirren sich nach Nordsennar, woselbst sie der commandirende Bei huldvoll behandelt, wenn nur der Haddad, der Eisenschmied, gelegentlich eine Zaumkette, eine Säbelscheide oder dergleichen des gebietenden Herrn auszubessern beflissen ist. Sonderbarerweise beschuldigt da und in Habesch der Volksmund die durchschnittlich sehr harmlosen Leute, sich nachts in Hyänen und in andere Ungeheuer verwandeln, in solcher Gestalt aber den scheusslichsten Unfug treiben zu können. Die Wanderschmiede sind eine zu charakteristische Erscheinung, als dass wir nicht einen Augenblick bei ihnen verweilen möchten. Sie rekrutiren sich hauptsächlich in eisenreichen Districten, so in Südsennar, bei den Bari der Belenian- und Kerekberge u. s. w.; sie gebrauchen keinen grossen Apparat; da sind ein plumper Eisenklotz als Hammer, ein fester Stein als Amboss und ein roher Blasebalg, an welch letzterm der Gehülfe aus zwei Lederschläuchen Luft durch eine gemeinschaftliche, in Thon gearbeitete Ausgangsröhre presst. Was nun die Leute mit solchen simpeln Mitteln leisten, macht ihrem Geschick, ihrer Routine alle Ehre. Statt der Bezahlung nehmen die Schmiede meist die Nahrungsmittel an, welche zu ihrer täglichen Nothdurft gehören.



Fig. 71. Verzierte Kürbisschale der Batoka.

Die Stoffweberei geschieht meist auf liegenden Webstühlen von einfachster Construction. Stehende Webstühle werden bei den Ischoggo Guineas gefunden; dieselben ähneln den altägyptischen sowie gewissen vorgeschicht-

lichen europäischen Webstühlen, wie z. B. Professor Worsaae dergleichen abbildet.[34] Ueberhaupt wird man unter den afrikanischen Schmucksachen, Geräthеformen und sonstigen Industrieerzeugnissen immer noch mancherlei wahrnehmen, was in seinem ganzen Stil und Muster an ähnliche Producte unsers Bronze- und Eisenalters erinnert. In dieser Hinsicht ist ein Gang durch ein

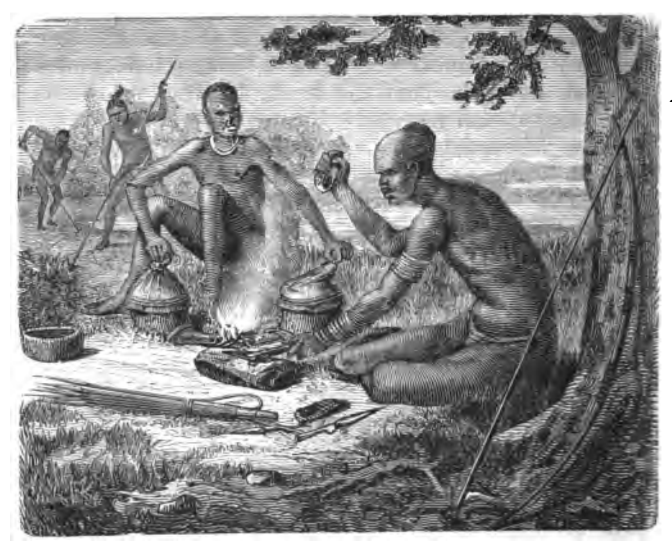


Fig. 72. **Wanderschmiede und ackernde Schwarze am Weissen Nil.**

grösseres archäologisch-ethnologisches Museum sehr belehrend. Immerhin gestattet schon eine Vergleichung der Werke von Worsaae, Hans Hildebrand, Montelius, Lorange und andern bedeutenden Alterthumsforschern des Nordens mit den in neuern afrikanischen Reisewerken enthaltenen Abbildungen ein günstiges Ergebniss für comparative Forschung.

7. *Handel und Verkehr.*

Der Afrikaner verschiedener Nationalität ist zum Commerz wie geboren. Der Aegypter, Magrebiner, Bedja, Abyssinier, die Nigritier, sie alle vereinigen Pfiffigkeit und Suada mit Zähigkeit, welche Eigenschaften nothwendige Erfordernisse für die Erwerbung kaufmännischer Geschäftsklugheit sind. Ein Fellach kennt die Bedeutung des Geldes so gut wie irgendein Djaali, und der marokkanische Pantoffelhändler weiss sowol die Colonnadenthaler und Maria-Theresienthaler auf ihre Güte zu prüfen, wie der Suaheli in Zanzibar die Guineen, Rupien und Toman. In vielen Gegenden Afrikas ist Geld nicht gebräuchlich, vielmehr dienen Tauschgegenstände und das Geld vertretende, oftmals ganz indifferente, werthlose Dinge zur Unterhaltung des Verkehrs. Aber auch mit solchen Geldeswerth symbolisirenden Gegenständen wissen der Pullo wie der Kanori, der Fiodt wie der Funje, der Monyamezi wie der Zulu Bescheid. Geiziges Festhalten am Besitz, Ergaunern von neuem Geld und Lust am Uebervortheilen sind durch alle Stämme des Continents verbreitet. Der Afrikaner feilscht gern und lange; er fliesst von Beredsamkeit über, er vertrödelt Zeit und verschenkt zahllose Worte, wenn es die Einfädelung, Weiterführung oder Beendigung irgendeines Handelsgeschäfts gilt. Im allgemeinen nur Detailkrämer, erstehen unter den Afrikanern auch manche grossartige, wahrhaft königliche Kaufleute von weiter Umsicht und von riesiger Geschäftsausbreitung; das entwickelt sich namentlich in Gegenden, in denen gewisse, dem Grosshandel anheimfallende, auf dem Weltmarkte gesuchte Waaren, wie z. B. Gold, Elfenbein, Palmöl, arabisches oder Copalgummi, Straussfedern, Häute u. s. w. erzeugt und vertrieben werden. In vielen Gegenden sind die Häuptlinge die ersten, oft sogar die einzigen Kaufleute des Stammes, sie monopolisiren auch gewisse Artikel voll-

ständig. Bei andern afrikanischen Völkern bilden dagegen die Kaufleute wie bei uns einen gesonderten Stand. In wieder andern Stämmen handelt alles pêlemêle nach Belieben durcheinander. Feste Normen existiren im erstern und letztern Falle keineswegs. An manchen Plätzen herrscht in Handel und Wandel Ordnung, an andern nicht.

Schon im ägyptischen Alterthum blühte der Handel; die Kaufleute bildeten damals eine rührige Menschenklasse. Das Land führte viele Erzeugnisse auf die fremden Märkte und nahm viele ausländische Producte in sich auf. Die Pharaonen erbeuteten mancherlei auf ihren Kriegszügen; die Inschriften nennen darunter kostbare Hölzer, Balsame, Oele, Butter, Grünstein, Blaustein (z. B. von Babylon), Erze, z. B. Blei, Natron, werthvolle Geräthe, Waffen u. s. w. u. s. w. Die Kaufleute holten aber auch, zum Theil selbst auf grossen Handelsexpeditionen, z. B. vom Somallande, Weihrauch u. s. w. herbei. Napet, Meroë, Myos Hormos, Adulis u. s. w. scheinen bedeutende Emporien für den Handel mit den Südlanden gewesen zu sein. Bei den bekannten streng bureaukratischen Einrichtungen unter den alten Nilbewohnern, in deren Regierungssitzen das Schreiber- und Kanzleiwesen eine so ungemein hervorragende Rolle spielte, fehlte es nicht an amtlicher Controle. Die öffentlichen Wagen zeigten die genaueste Einrichtung, die dabei benutzten, öfters in Form von Thierköpfen und von andern Naturkörpern dargestellten Gewichte scheinen höchst sorgfältig gearbeitet gewesen zu sein. Seefahrt, ausgedehnter Schiffsverkehr auf Flüssen, Kanälen und Landstrassen, grosse Transportwagen, Esel und Eselbastarde, menschliche Träger u. s. w. konnten den Verkehr zu Wasser und zu Lande in ausgedehntester Weise vermitteln. Da gab es grosse Jahresmessen, wie deren noch heute sich in genauer Copie der alten Zustände wiederholen.

An grossen Märkten und Messen fehlt es heute auch auf andern afrikanischen Plätzen keineswegs. Da ge-

wahrt man reges Leben und alle möglichen Artikel. So fanden wir auf der im Mai statthabenden Jahresmesse zu Hellet-Idris, dem Hauptorte der Funje am Guleberge: Roheisen, Goldstaub, Goldsachen, Silberschmuck, Elfenbeinringe, Elefantenzähne, Stücke von solchen, Flusspferdzähne, Stücke Elefantenhaut zu Schilden, Stücke Flusspferdhaut zur Verfertigung von Karbatschen, Rhinoceroshorn, Zibeth, Moschus, Weichselkirschen, celtischen Baldrian, Sandelholz, Futne (stark duftendes Oel, namentlich Geraniumöl), indischen und abyssinischen Pfeffer, Steinsalz, Kaffee, Bockshornsamen, Kümmel, Gewürznägelein, Muskatnüsse, Macis, Ingwer, Medicamente (wie Kusso, Isländisches Moos u. s. w.), Strauss- und Marabufedern, Farbstoffe, wie Indigo, Krapp, Curcumä, Saflor, Fernambuk; Hölzer, wie Babanus (Ebenholz von *Dalbergia melanoxylon*), Kitter (von *Acacia mellifera*), Sidr, Hedjlidj, Bambusröhre, roth gegerbte abyssinische Rindshäute, amerikanisches Baumwollzeug, Toben, Kattun, Schnupftücher, rothe türkische Kappen (Tarbusch), weisse Untermützen (Takien), rohe und gesponnene Baumwolle, Halsschnüre von allerhand Material (Glasfluss, Ebenholz, Harz), Matten, Körbe, Döschen zu Augenlidschminke und zu Schnupftaback, in Pappe und buntes Papier gefasste Spiegel, Lederarbeiten der verschiedensten Art, Waffen, Hacken, Zängelchen zum Herausreissen von Haaren u. s. w., Durra, Dochn, Sesam, Wachs, Honig, Rohzucker, Schlachtvieh, Reitthiere, selbst lebende Thiere (Affen, Genettkatzen, Stachelschweine, Igel, Papagaien u. s. w.).

Um die Märkte und Messen dreht sich ein gutes Stück afrikanischen Volkslebens. Vielen, auch einheimischen Bewohnern dieses Festlandes dienen die Handelsunternehmungen zur Befriedigung ihrer urwüchsigen Reiselust, ihres eigenartigen Wandertriebes. Man sieht nigritische Geschäftsleute oftmals gewaltige Länderstrecken durchziehen, um einen geringen Kram zu vertreiben, Neues anzuschaffen und irgendwo wieder zu verschachern. Die mohammedanischen Berbern und

Nigritier benutzen auch den Hadj, d. h. die Pilgerreise (nach Mekka), um unterwegs gelegentliche Handelsspeculationen auszuführen. Der Koran lässt dies geschehen. Obenan stehen hierin die schon vielgenannten Djaalin, welche nicht allein kleine Industriewaaren, sondern auch Droguen und Arzneien verhandeln.

Der geregeltere Marktverkehr in Centralsudan ist uns durch M. Park, Lyon, Caillié, Denham, Clapperton, Oudney, Barth, Beurmann, Rohlfs, Nachtigal u. a. in genügender Weise geschildert worden. Aber auch im Westen fehlt es nicht an Marktregeln, welche, abgesehen von den überall vorkommenden Willkürmaassnahmen und Eingriffen despotischer Gewalthaber, im allgemeinen befolgt zu werden pflegen. Bei den Funje und in Innersudan existiren Schekhs der Märkte und der Kaufleute. Zu Kanno, einem der besuchtesten Marktplätze Innerafrikas, vermiethet nach Clapperton der Marktschekh die Buden für einen gewissen Preis den Monat, und das Geld macht einen Theil der Einkünfte des Statthalters aus. Einer bestimmt auch den Preis aller Waaren, wofür er eine Kleinigkeit bekommt, 50 Whyda oder Kaurischnecken von jedem Kauf, der etwa 8000 Kauris beträgt. Der Verkäufer gibt jedem Käufer einen bestimmten Theil des Preises als angeblich segenbringend, als eine Art Heck- oder Glückspfennig, zurück. Clapperton rühmt die Vortrefflichkeit der Kauris als Scheidemünze; sie können nicht nachgeahmt werden und bilden bei der Geschicklichkeit der Leute im Rechnen ein bequemes Mittel, um schnell auseinander zu kommen. Die verschiedenen Waaren haben ihre bestimmten gesonderten Plätze u. s. w. Viele Märkte in Guinea sind reich versorgt, so z. B. Kumassi, Agbome, Whyda, Bonny u. s. w. Auf den Kimbundamärkten herrscht nach Magyar eine meist genaue Preisregulirung. Die Bonnyer im Nigerdelta sind nach H. Köler, dem wir eine interessante kleine Monographie über diese Gegend verdanken, eine durch und

durch kaufmännische Nation, da nur der Handel es ihnen möglich macht, ihre nichts producirende Küste zu bewohnen. Sie schaffen für die Waaren der Weissen, die sie als Zwischenhändler mit grossem Profit ins Innere absetzen, von dort sich die nöthigen Lebensmittel, Mais und Yams, herbei. Wenn nun zwar die ursprünglichen Verhältnisse des Landes sie gezwungen haben, vorzugsweise im Handel ihre Existenz zu suchen, so muss man doch jetzt sagen, dass sie sich vortrefflich in die süsse Gewohnheit dieses physischen Zwanges hineingelebt haben und recht con amore Kaufleute sind. Der Handel hat ihren Speculationsgeist geweckt, und ihm verdanken sie es, dass sie regsamen, strebsamen Sinnes sind und weniger wilde Sitten haben als andere benachbarte Stämme. Er hat ihnen aber auch die Schlauheit und Verschmitztheit gelehrt, die ihnen im Verkehr mit den Weissen so gut zu statten kommt, und hat sie mit der Lüge und dem Truge vertraut gemacht. Unter sich selbst stehen sie in beständigem Kauf- und Tauschverkehr, und das Messer oder Tuch u. dgl., was heute dem einen von ihnen gehört, ist morgen in den Besitz eines andern gekommen, der wieder damit zu speculiren sucht. Cameron schildert[35] uns den Markt zu Kawele in Udjidji, auf welchem es sehr lebhaft zugeht, der von den Völkerschaften Uguhas, Uwiras, Urundis und vielen andern am Gestade des Tanganykasees besucht wird. Die Leute bringen Mehl, süsse Kartoffeln, Yams, Oelpalmfrüchte, Bananen, Taback, Tomaten, Gurken, Töpfergeschirr, Pombe, Palmwein, Fische, Fleisch, Ziegen, Zuckerrohr, Netze, Holz zu Speeren und Bogen, Basttuch, Korn, Ruder, Netzgarn, Eisengeräth, Salz, Palmöl. Jeder Verkäufer hat täglich denselben Platz inne; viele bauen sich auch kleine Hütten aus Palmzweigen. Unter der Menge der Käufer und Verkäufer gehen andere Trupps umher, die von andern entferntern Gegenden nach diesem Mittelpunkte des Handels kommen, um Sklaven und Elfenbein abzusetzen, und da bei dem ganzen Handel so

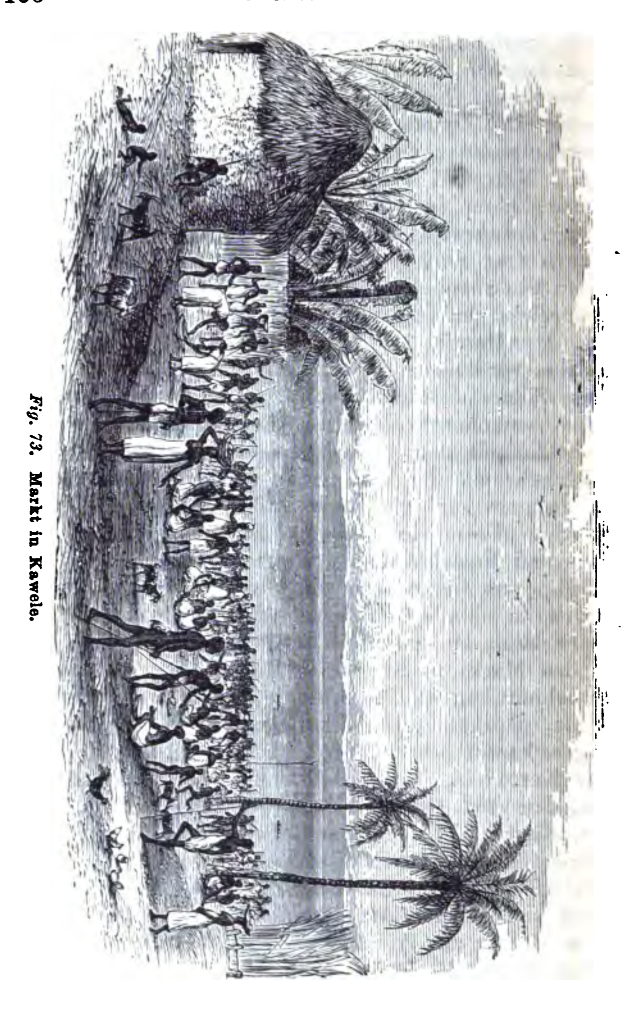


Fig. 73. **Markt in Kawele.**

laut als möglich geschrien wird, so ist der Lärm betäubend. Hier wird alles mit Perlen bezahlt, welche

Sofi genannt werden und ähnlich wie in kleine Stücke gebrochene Pfeifenröhre aussehen. Leute mit Quersäcken voll solcher Perlen wechseln diese bei Beginn des Marktes an Marktbesucher, die Einkäufe zu machen gedenken, tauschen sie nach Beendigung des Marktes von den Verkäufern wieder ein und machen natürlich, wie gewöhnlich die Geldwechsler, bei beiden Geschäften ihren Profit.

In den mohammedanisch-afrikanischen Gebieten spielt bei allen Werken des Kaufs oder Verkaufs eine grosse Rolle der Dellâl, eine Art Auctionscommissionär oder Makler, wenn auch nicht gerade häufig ein ehrlicher. Aehnliche Mittelspersonen zeigen sich sogar in den heidnischen Gebieten. Es scheint dieser Personenstand ein nothwendiges Erforderniss jedes auch nur einigermaassen geregelten Handelsverkehrs zu sein. Der Makler entwächst gewissermaassen dem Markte selbst; natürlicherweise darf man ihn ebenso wenig im Rancho oder Wigwam des Indianers wie in der Hütte des Buschmann suchen.

Ein ganz eigenthümlicher Handelsverkehr entwickelt sich in denjenigen westafrikanischen Küsten und Küstenflüssen, an denen der Export von Palmöl blüht. Die europäischen Kaufleute, welche das fettige Product ankaufen, wohnen auf den dort sogenannten Hulks oder Oelschiffen, abgetakelten Fahrzeugen von europäischer Construction, welche als Kaufplätze und Magazine zugleich dienen. Diese schwimmenden Factoreien sind gewöhnlich mit einigem Comfort ausgestattet und werden den Wohnungen an sumpfigen ungesunden Landplätzen vorgezogen. Dass es in einer solchen Factorei nicht an tausenderlei Tauschartikeln für die Schwarzen fehlt, ist selbstverständlich.

In Südafrika benutzen reisende Händler die hier üblichen riesigen, vierräderigen Planwagen, als fahrende Magazine, von denen aus sie ihren Schacher mit Hottentotten, Kaffern und Betchuanen unterhalten können.

In Ostsudan pflegen sich die Berabra als Kaufleute

und Kaufdiener, als Leibdiener und bewaffnete Begleiter zu verdingen. Intelligent und desperat, sind sie die Mittelspersonen geworden, mit deren Hülfe sich eine theils friedliche, theils gewaltsame Eroberung eines ungeheuern Ländergebietes von Centralafrika für Aegypten eingeleitet hat.

In Nordafrika herrscht bis etwa zum 10° nördl. Br. der Karavanentransport zu Kamel. In Ostsudan lassen die sogenannten Kamelschekhs, d. h. die Häuptlinge der hauptsächlich die Kamelzucht betreibenden Stämme, während der auf unsern Sommer fallenden Regenzeit jene Lastthiere nur sehr ungern über den 13° nördl. Br. nach Süden ziehen; letztere leiden alsdann zu sehr von Bremsen, Dasselfliegen, Zecken, von der Nässe und von feuchtem Futter. An der Ostküste reicht die Kamelzucht über den Aequator hinaus bis zu den Flüssen Odzi und Dana hinab.

Der Karavanenverkehr wird in diesen Gegenden übrigens nach ganz bestimmten Normen geregelt. Führung, Disciplin unter den Theilnehmern, Abgaben u. s. w. unterliegen strenger Controle und zwar theils durch die Kaufleute selbst, theils durch die Behörden der von den Handelszügen berührten Länder.

In Südafrika werden die S. 167 erwähnten, mit vielen Paaren rüstiger Ochsen bespannten Wagen zum Waarentransport benutzt. Im übrigen Afrika dagegen dienen menschliche Träger, im Osten des Erdtheils Pagazi genannt. Sie rekrutiren sich aus allerhand Stämmen und schleppen ihre Lasten, gewöhnlich etwa 50 Pfund für den Mann schwer, auf ihren Köpfen. Zum Schutze der Trägerkaravanen werden in Ostsudan und in Ostafrika sogenannte Soldaten, Asaker (Sing. Askeri) oder Faruch (Sing. Farcha oder Basingir) angeworben, zu welchem Handwerk die Berabra, Denka, Bongo, Niam-Niam und selbst die indischen Beludschen sich besonders geeignet erweisen. Cameron traf von den letztern 1000 Mann allein in Unyanyembe.

Die Händler haben tief im Innern ihre Factoreien,

welche mit Dornverhauen oder gar mit Verpalissadirungen umgeben sind. In den obern Nilländern nennt man eine solche Niederlassung Zeriba. In den Gegenden des Weissen Nils und des Gazellenflusses hatte sich während der Jahre 1845—68 von den Zeribas aus eine infame Art des Handels etablirt. Dieser nahm seinen Hauptsitz zu Chartum. Europäische, türkische, arabische, koptische und nubische Händler sandten nämlich ihre Barken voll Bewaffneter und ihre Träger aus, liessen Elfenbein, Sklaven oder Vieh rauben und letzteres wieder gegen Elfenbein und Sklaven theils an die beraubten Stämme selbst, theils an fremde Stämme austauschen. Durch diese schandbare Art des Verkehrs, an welchem sich vielgenannte europäische Häuser, der Vaudey, De Bono, Poncet, A. de Malzac u. s. w. stark betheiligten, wurden weite Landstriche mit Brand, Mord und Plünderung heimgesucht, sie wurden auf Generationen hin verwüstet. Acte gemeiner Barbarei wurden von den Banditen begangen und von seiten der Schwarzen durch blutige Repressalien geahndet. Solche Scheusslichkeiten riefen endlich das Einschreiten der ägyptischen Behörden wach, und nachdem nun auch eine gute Anzahl arabisch-nubischer Händler, die Ghattas, Abdes-Sammat, Biselli und andere Würdige sammt ihrer Räuberbrut theils am Fieber crepirt, theils zusammengehauen, in den Kochtöpfen nigritischer Kannibalen geschmort oder von den Aegyptern in Ketten gelegt worden sind, scheint der Unfug nachgelassen zu haben, wenn er auch leider noch nicht gänzlich ausgerottet werden konnte.[36]

Es darf hier wol kaum hervorgehoben werden, dass der Sklavenhandel seit alten Zeiten einen sehr grossen Theil des afrikanischen Handels überhaupt gebildet hat. Es ist ja über diese fluchwürdige Einrichtung schon so unendlich viel geschrieben, es ist das durch sie über den dunkeln Continent gebrachte Elend in so markerschütternder Weise dargestellt worden, dass wir hier davon schweigen können. Wenn nun

auch jener scheussliche Trafik, dessen selbst nur schüchterne Beschönigung wir gern unsauberm ethnologischen Pharisäerthum überlassen wollen, noch keineswegs gänzlich unterdrückt erscheint, wenn er auch in den ägyptischen Besitzungen, im türkischen Magreb, in Marokko, an der Ost- und Westküste hier und da weiter wuchert, so gehört er gottlob dennoch zum grössten Theile bereits der Geschichte an.

Sehr interessant sind die Mittheilungen, welche uns L. Magyar über den Karavanenhandel in den Hinterländern von Angola und Benguella gibt. „Unter den grössern und kleinern Karavanen (Ambakkas)“ — so sagt unser Reisender — „welche aus verschiedenen Gegenden Innerafrikas und auf verschiedenen Wegen an die Küsten kommen, zeichnet sich die von Bihe aus, nicht blos durch ihre Anzahl und Waffenmacht, sondern auch durch den Werth der mitgebrachten Waaren, als da sind: Elfenbein, Rhinoceroshörner, Wachs. Die Karavane von Bihe kommt gewöhnlich jedes Jahr zweimal nach Benguella, wo sie die mitgebrachten Waaren für europäische Erzeugnisse umtauscht. Eine solche Karavane besteht oft aus 3000 Köpfen, von welchen wenigstens die Hälfte bewaffnet ist; da es hierzulande keine Saumthiere gibt, so werden alle Waaren, auch in die entferntesten Gegenden, von Menschen transportirt. Der Vortrab der Karavane kommt gewöhnlich zwei oder drei Tage früher an, um die Kaufleute von der Ankunft des Zuges im voraus zu benachrichtigen. Diese rüsten sich nun zum Empfang der Gäste und schaffen die nöthigen Lebensmittel und Tauschartikel herbei. Dann kommt die Karavane in mehrern kleinern und grössern Haufen an; die einzelnen Abtheilungen begeben sich mit ihren Waaren sogleich zu ihren Bekannten, um sich daselbst einzuquartieren. Diejenigen, welche Waaren zum Verkauf gebracht haben, kleiden sich nach Vermögen in neue Stoffe und bringen die ersten drei Tage nach ihrer Ankunft mit Essen und Trinken zu. Hierauf

beginnt der Tauschhandel, welcher sechs Tage nacheinander dauert; endlich werden die eingetauschten Waaren verpackt und unter die Lastträger vertheilt."

„Es werden viele und verschiedenartige Waaren ins Innere Afrikas transportirt; daher erfordert das gehörige Verpacken derselben, damit sie nicht wegen der langen Reise infolge des Regens oder anderer Umstände beschädigt oder ganz verdorben werden, sowie auch die richtige Vertheilung unter den Lastträgern eine grosse Geschicklichkeit und Routine. Denn wenn man den Lastträgern eine zu grosse Last aufbürdet, so kann es leicht geschehen, dass sie darunter zusammenbrechen und dieselbe mitten in der Einöde liegen lassen. Ein Träger von Bihe wird gewöhnlich mit einer Last von 64 Pfund beladen und ausserdem muss er auch seine Nahrungsmittel, Waffen, Kochgeschirr und die Schlafmatte tragen, sodass die gesammte Last 90—95 Pfund beträgt" u. s. w. Magyàr bemerkt dann weiter, dass jede Karavane ihren Chef (Som Ambakka) habe, und jeder einer solchen sich anschliessende Reisende der Leibdiener bedarf, von denen einer, der Kissongo, welcher für das Leben und die Sicherheit seines Herrn wacht, von diesem gewissermaassen adoptirt wird.[37]

Im Schutze der osmanischen Besitzungen und der europäischen Colonien finden sich in den verschiedenen Gegenden Afrikas zahlreiche europäische Etablissements für den Handel; aber es gibt deren auch auf unabhängigen Gebieten. Diese sorgen dann selbst für ihre Sicherheit. An der Congo- und Loangoküste hat eine holländische sehr betriebsame Gesellschaft, die Afrikaansche Handelsvereniging, schon vielen Boden und grossen Einfluss erworben.

Gegenwärtig circuliren in Nord- und Südafrika, sowie an den Ost- und Westküsten eine grosse Anzahl europäischer und amerikanischer sowie auch dem indobritischen Reiche angehörender Münzen; manche der mohammedanischen Staaten prägen eigenes Geld. In

Abyssinien hat selbst heute noch der Maria-Theresienthaler seinen Werth, in Ostsudan geht neben diesem der altspanische Colonnadenthaler. Als Zahlungsobjecte von geringerm Geldwerth dienen Durrakörner (z. B. in Sennar und in Obernubien), Kauris, Glasperlen, Samen, Zeugstücke und Spateneisen (S. 134). Der Glasperlen gibt es so ausserordentlich verschiedene Sorten, dass man mit ihrer Aufzählung allein die Seiten eines Schriftchens füllen könnte (S. 112).

Das Zeuggeld umfasst ebenfalls viele Arten von Palmfaser- oder Gras- auch Rindenstoff, oder von Baumwollgeweben. Unter letztern liefern der englische, indische und amerikanische Markt eine wunderbare Auswahl, so die Merikanis oder Malekamis, Kanikis, Fazendas u. s. w. Sie werden in Stücke von verschiedener Grösse geschnitten oder gerissen und bilden so eine vielbegehrte Scheidemünze. In ähnlicher Weise dient Dowla, eine geringere Sorte indischen Seidenstoffs. Die Kaurischnecken *(Cypraea moneta)* passen wegen ihrer zierlich gerundeten Gestalt und ihrer porzellanartigen Weisse nebenher häufig als Schmuck. In Nordostafrika bildet endlich das abyssinische Steinsalz eine geringwerthige Münze (S. 152).

Die Schiffahrt der Afrikaner ist zu unserer Zeit nur unbedeutend. Die alten Aegypter befuhren nicht allein den Nil, sondern auch das Meer mit grossem Erfolge; ihre mächtigen Galeren fochten bei Salamis und bei Actium mit. Zu Nekao's Zeit scheinen ägyptische Seeschiffe weite Fahrten längs den afrikanischen Küsten unternommen zu haben. Sehr reges Treiben entwickelte sich auf dem von Fahrzeugen aller Art starrenden Nil. Diese ungeheuere Wasserstrasse diente auch mehrern thatkräftigen Pharaonen, wie unter anderm einem Tutmes I., dazu, ihre Stromflotten gegen die dunkeln Völker von To Chont (Dongola) und Kusch (Sudan) vorzutreiben. Das alles ist gegenwärtig in Verfall gerathen, wenngleich die Wasserstrasse des Weissen Nils es den Aegyptern neuerdings ermöglicht

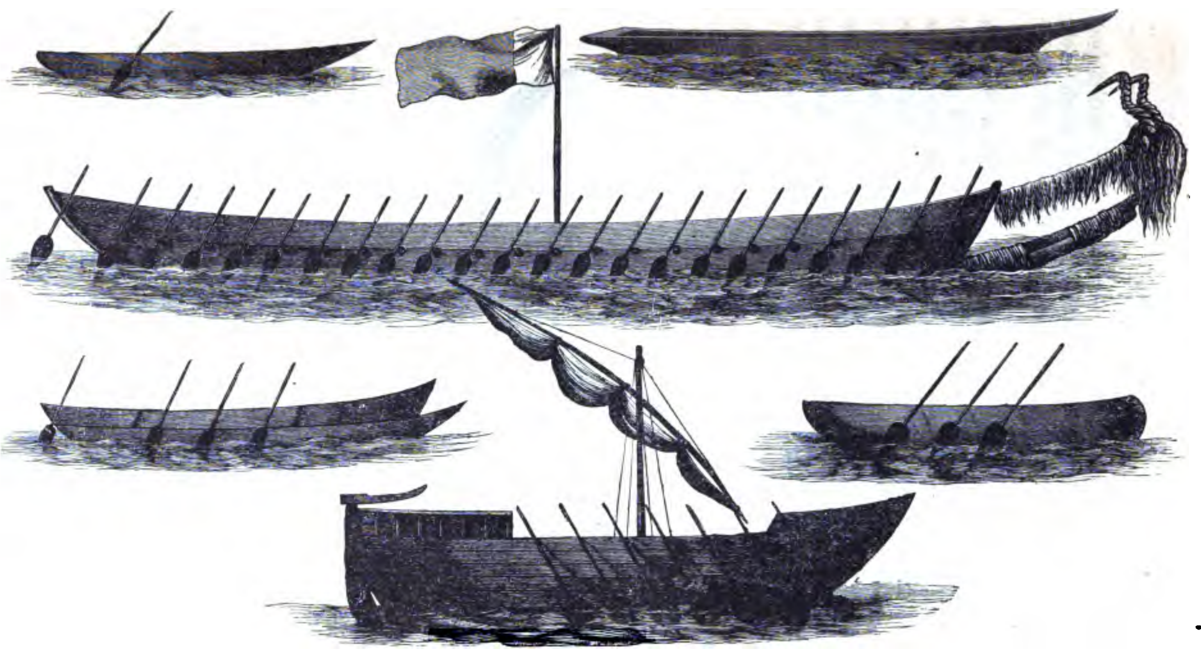


Fig. 74. **Afrikanische Canots u. s. w.**

hat, die Gebiete der Bari, Bongo u. s. w. militärisch zu besetzen. Aber der alte Glanz existirt doch nicht mehr; die Seemacht der heutigen Aegypter ist gleich Null.

Die Karthager haben bekanntlich als altes Seevolk das Ihrige geleistet. Wenn diese nun zwar zum grossen Theile aus Fremdlingen (Phöniziern) bestanden, so hatten letztere doch auch einen guten Theil Afrikaner, Berbern, unter sich, die an dem Ruhme grossartiger maritimer Bestrebungen theilnahmen. Später bildeten die kecken Raubzüge der nordafrikanischen Korsaren nur ein schwaches, trübes Nachspiel jener karthagischen Grossthaten.

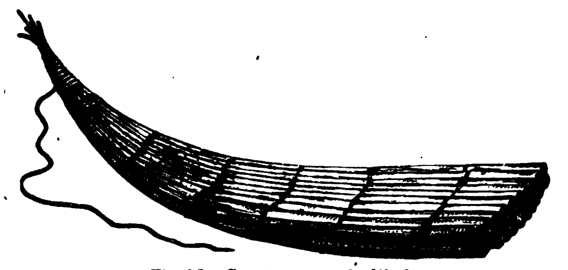


Fig. 75. Canot von Ambadjholz.

An der Westküste Afrikas haben sich die Crooboys oder Croomen, die Kru, einen grossen Ruf als kühne und geschickte Seeleute erworben. An der Ostküste sind ein Theil der Bewohner der Samhara oder des abyssinischen Küstenlandes und die Suaheli ebenso gern als Matrosen benutzt, wie die Leute von Mozambique, wie die Komoraner und die Madegassen. Eine starke Abneigung vor dem Meere haben die Kaffern.

Der grössere Theil der afrikanischen Flüsse ist wegen vieler Katarakten, Stromschnellen, Wirbel und Bänke für die Schifffahrt nur wenig geeignet. Diese entwickelt sich daher immer nur auf beschränktem Gebiet. Selten verwenden hier die Nigritier grössere Barken, sie be-

gnügen sich vielmehr mit nicht sehr grossen Canots, mit Flössen u. s. w. Letztere werden am Weissen Nil aus dem federleichten Holze des Ambadj *(Herminiera elaphroxylon)*, in Bornu aus Kürbisschalen verfertigt; sie dienen nur dem kleinern Verkehr.

Dagegen bilden die weiten Aequatorialseen ein für regen Schiffsverkehr wohl geeignetes Gebiet. Die hier angesiedelten Nigritier unterhalten recht stattliche und öfters phantastisch geschmückte Fahrzeuge. Vom Bord derselben aus liefern sie erbitterte und blutige Seeschlachten. Dergleichen Ereignisse schildert uns unter anderm Stanley mit grosser Lebhaftigkeit. Kann es wilder erregte Scenen geben, als die von ihm beschriebene grosse Seeschlacht zwischen den Waganda und den Wawuma bei Cap Nakaranga? Es fehlt den Nigritiern nicht an Talent zur Ausnutzung der Wasserwege, allein die Natur stellt ihnen zum Theil schwer besiegliche Hindernisse entgegen.

8. *Sitten und Gebräuche.*

K i n d h e i t. Die Kinder der Afrikaner verschiedenartigster Nationalität sind durchschnittlich weit anmuthiger, v e r h ä l t n i s s m ä s s i g geistig geweckter und viel liebenswürdiger als die Erwachsenen. Man findet unter den Sprossen der Bedja, der Funje, vieler echten Nigritier überaus anziehende Persönlichkeiten. Es gilt dies weniger vom frühesten Alter, in welchem gewisse Misverhältnisse der Physiognomie und der sonstigen körperlichen Gestaltung die Harmonie häufiger stören, als an den gleichalterigen Kindern der Europäer. Vielmehr erscheint die Mehrzahl der afrikanischen Kinder zwischen dem 5. bis 7. und dem 12. bis 13. Jahre am holdesten. Namentlich bringt hier das Knabenalter reizende Erscheinungen hervor. Da vereinigen sich öfters schlanke Gestaltung, offener Blick, schnelle Auffassungsgabe, frühreife Urtheilskraft, freundliches Anschmiegen

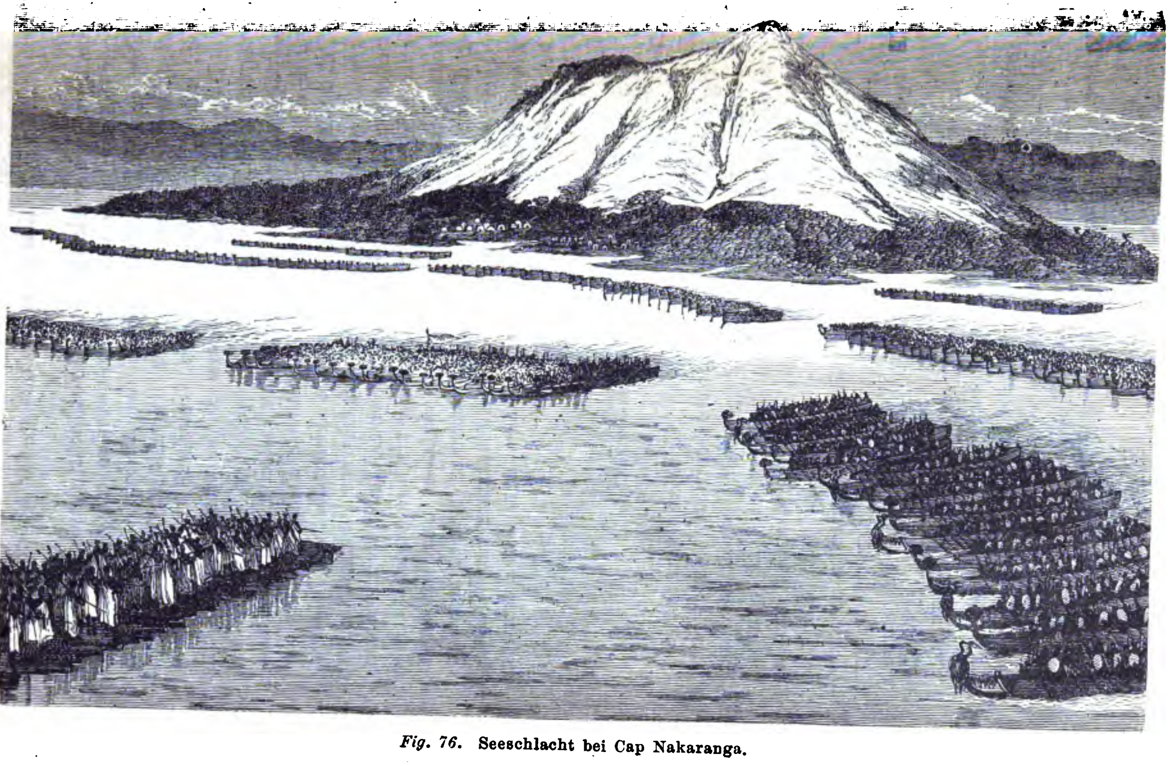


Fig. 76. **Seeschlacht bei Cap Nakaranga.**

und gutmüthiges Wesen zu einer trefflichen Gesammterscheinung. Auch unter den sehr jungen Mädchen trifft man liebliche Geschöpfe: sie sind jedoch im allgemeinen stiller, demüthiger und zurückhaltender als die Knaben. Heiterkeit ist den meisten Afrikanern angeboren, und die Spielplätze ihrer Kinder sind die Stätten fröhlicher Lust. Da geht es im Lärmen und Schreien gar toll her. Ich glaube nach meinen eigenen Erfahrungen und nach denen befreundeter Personen nicht, dass unter den Kindern auf dem dunkeln Continent ein sehr viel anderes Gebaren herrsche als bei unserer lieben Jugend daheim. Die Kinder der Indianer, der Mongolen, der Wassermalaien und Creolen sollen im allgemeinen ernster, ja düsterer sein als diejenigen der Europäer, Polynesier und Afrikaner, namentlich aber der Nigritier. Unter letztern gibt es auch hübsche Kurzweil mit Früchten, Samen, Steinchen, befiederten Stäben, mit geflochtenen Häuserchen, Nachbildungen von Thieren aus Holz, Thon u. dgl., mit dem Bau von Kraalen aus Sand u. s. w., endlich die Beschäftigung mit zahmen, lebenden Thieren.

Freilich fehlt diesem sonnigen Bilde auch nicht die schattige Kehrseite. In mohammedanischen Ländern wird die Unbefangenheit des Kindes sehr häufig durch wahnwitzige Furcht vor dem bösen Blick getrübt; dadurch werden die abergläubischen Aeltern dahin gebracht, ihre Sprösslinge zum Schutz gegen den Neid der Nachbarn einzupferchen, in Schmuz und Unkenntniss aufwachsen zu lassen. Wo, wie bei islamitischen Bambara, Fulbe, bei vielen Berbern, Djaalin u. s. w. religiöser Fanatismus herrscht, da verlangt der als Lehrer fungirende Marabout schon frühzeitig die ganze Hingebung und die zerknirschte Frömmigkeit seiner Talibe oder Schüler. Wiewol sich hier manchmal ein ganz hübsches Verhältniss zwischen Lehrenden und Lernenden entwickeln kann, so wird doch in den meisten der letztern die Jugendfrische bei zeiten durch frenetische Ascese zerstört. Aus solchen Kindern er-

wuchsen jene heiligen Streiter, mit deren Hülfe tollfanatische oder ehrgeizige Lügenpropheten, die Danfodio, Hadj Omar, Mohammed-el-Amin u. a. ihre zerstörenden Kriege gegen das Bestehende unternahmen. Unter den heidnischen Völkern wird die Kindheit nicht selten durch blödsinnige Furcht vor den Fetischen vergiftet. In noch andern Fällen knicken schnöder Sklavenraub und Sklavenhandel, scheusslicher Opferdienst und wilder Kannibalismus gerade die zierlichsten Jugendblüten.

Auch entwickeln sich bei vielen Afrikanerkindern schon im jugendlichsten Alter die schlechtern Seiten des afrikanischen Charakters: Hang zur Faulheit, zur Ausschweifung, zur Lüge und zur Grausamkeit. Schreckliche Tyrannen erwachsen manchmal aus noch im kindlichen Alter stehenden Nigritierfürsten. Junge Mädchen können schon früh zu entsetzlichen Megären werden, namentlich unter kriegerischen Nigritierstämmen.

Bei vielen Afrikanern wird der Uebergang aus dem Knaben- zum Jünglings- und aus dem Mädchen- zum Jungfrauenalter unter Beobachtung gewisser feierlicher Gebräuche offenkundig vollzogen; derartige Gebräuche gibt es ungemein vielartige. Unter einem grossen Theile der Nigritier ist die Beschneidung verbreitet. Wahrscheinlicherweise ist sie von da auf die Juden und Mohammedaner unter Vermittelung der alten Aegypter übertragen worden. Schwerlich hat dieser bis zum Herzen Afrikas und bis zu den A-Bantu reichende altübliche Gebrauch den entgegengesetzten Weg genommen. Unter den islamitischen Stämmen wird der Gebrauch nach dem bekannten Koranritus vollzogen. Statt der Beschneidung, welche mit gewissen Einschränkungen hier und da auch beim weiblichen Geschlechte ausgeführt wird, dient unter Denka, Herero und andern nigritischen Nationen das Ausreissen der mittlern untern Schneidezähne als auszeichnender Act während des Austrittes aus dem Knabenalter. Die kriegerischen Amazulu hielten ganz besonders auf die Ausbildung

ihrer männlichen Sprösslinge im Waffendienst, welche beschnitten, dann später in den festen Lagern oder Engandas untergebracht und hier ganz militärisch dressirt wurden.

Aehnliche Gebräuche herrschen unter den Betchuana. Die Knaben kommen daselbst in die Koma oder Beschneidungsschule, hier werden sie durch allerlei Leibesqual abgehärtet und in die Geheimnisse der Männlichkeit eingeweiht; natürlich erfolgt dabei die allen Bantu gemeinsame Beschneidung. Die ganze Procedur wird bei den Basuto das Pollo genannt. Alle, welche zusammen das Pollo durchgemacht haben, bilden eine Choëra oder Kameradschaft. Auch die Mädchen unterliegen einem Pollo. Sie müssen das Tauchen erlernen, sich mit dem Feldbau beschäftigen; sie schulen sich alsdann im Singen und Tanzen. Während der ganzen Zeit verüben sie allerlei Muthwillen und Unart. Die dem Pollo unterworfenen Knaben und Mädchen verharren übrigens in strenger geschlechtlicher Absonderung. (Endemann.)

Mannbarkeit und Alter. Die jungen Männer der Bedja und Nigritier werden zum Viehhüten, zur Jagd und zum Kriegsdienst angelernt. Bei manchen Stämmen beider Guineas erhalten sie noch nicht Zutritt zum Palaver, der öffentlichen Berathung, der nur reifen Männern und gedienten Kriegern gebührt. Die Mädchen unterstützen um die Zeit vor ihrer Verheirathung das weibliche Hauspersonal.

Die mohammedanischen und christlichen Heirathsceremonien unter den Afrikanern sind, wenn sie auch hier und da etwas landesübliche Beimischung erhalten, von so bekanntem Zuschnitt, dass sie hier keine besondere Erwähnung verdienen. Die in Aegypten und zum Theil auch im Magreb herrschende schändliche Unsitte, noch völlig unreife Kinder in das Ehebett zu geben, und dadurch den ganzen Stamm der Entartung in die Arme zu treiben, herrscht bei den Berabra, Bedja und Nigritiern weit weniger. Magyar beschuldigt die Kim-

bunda dieser Unsitte. Sonst wird bei obigen Stämmen, unter denen die Entwickelung des Körpers durchaus nicht durchgängig in so rapider Weise vor sich geht, wie es manche Reisende als allgemeine Regel aufgestellt haben, denn doch eine gewisse physische Reife abgewartet, bevor man den Ehepact schliesst.

Das Weib ist grösstentheils eine Waare, die man von den Aeltern um diesen oder jenen Preis ersteht. Daneben soll aber der zuweilen eintretende Fall einer einseitigen oder beiderseitigen Neigung gerechte Beurtheilung finden. Ein Afrikaner kann sein Mädchen lieben und muss doch, dem allgemeinen Brauche huldigend, sich dasselbe erst zum Anweiben für einen ihm zugemutheten Preis erkaufen. Bekanntlich ist es aber auch in unserm überfeinerten hypokritischen Europa vielfach Mode geworden, sich sein mit so und so viel Mille beschwertes Weiblein gegen Erlegung schnöder Kuppelgebühr zu erschachern. — Das jedoch nur beiläufig. Auch beim afrikanischen Weibe ist die Liebe nicht ausgeschlossen. Unter Gala und Bantu kam es vor, dass erkaufte Weiber, welche den aufgenöthigten Ehegatten nicht gut waren, sich lieber das Leben nahmen, als dass sie den für sie entehrenden Pact schlossen.

Der Afrikaner wird seltener in die Lage kommen, für seine Erkorene deren Aeltern klingende Münze hinzuzählen; vielmehr wird die Gesponsgebühr allermeist in sehr realistischen Materialien, wie Zeug, Getreide, Kühen und andern Hausthieren, in Goldstaub, Elfenbein, Straussfedern, Gummi, Palmöl, Sklaven und andern Handelsartikeln, in Waffen, Geräthen u. dgl. erlegt.

Wenn ein Denka (Weisser Nil) heirathen will, so pflegt er sich schon im Beginn der zwanziger Jahre zu befinden. Er macht sich selten an ein Mädchen, welches unter 16—18 Jahren steht. Der Kaufpreis richtet sich hier nach dem Vermögen der Aeltern. Für ein begütertes Mädchen bietet man 20—30 Ochsen und Kühe, auch Kupfer- oder Messingdraht und Glas-

perlen. Zur Hochzeit veranstaltet man ein Pickenick von Milch; man schlachtet eine Kuh oder einige Zicklein, schmausst auch wol halbgrüne Durraähren dazu. Aehnlich geht es bei andern Völkern des Weissen Nils und Centralafrikas her.

Der Bari ist nach Kaufmann noch mehr auf Vielweiberei erpicht als der Denka. Unser geistvoller apostolischer Missionar erzählt, dass solche Bari, welche recht gross thun wollen, sich alle Jahre ein neues Weib nehmen. So besass der vielgenannte Häuptling Nigilla zu Gondokoro über zwanzig Frauen. Manche haben in der Hungerzeit (S. 149) wenige, nehmen aber nach der Ernte die frühern Weiber und gar noch ein neues zu sich. Diese Beispiele mögen darthun, in welcher Art beim allergrössten Theile jener heidnischen Nigritier die Ehen geschlossen werden.

Unter den Betchuana geht man etwas umständlicher zu Werke. Hier muss ein Freund des Brautwerbers die Erkorene ansprechen; der Werber befragt dann die Aeltern des Mädchens, und sind diese gewillt, so consultirt man endlich den eigenen Vater. Dann schickt jener Weiber in den Kraal der Ersehnten, um letztere in Augenschein nehmen zu lassen. Abermals werden Weiber hingeschickt, die eine Art Scheinantrag stellen. Darauf sendet der Vater des Mädchens Leute in den Kraal des Werbers, um diesen aufzufordern, nunmehr seinen Antrag zu formuliren. Die Mutter der Braut sendet zugleich eine wohlgefüllte perlengestickte Schnupftabacksdose in das Heimatdorf; dann ruft der zukünftige Schwiegervater die Vetterschaft zusammen und sucht ihr beim Palaver das für den Bräutigam als Kaufpreis nöthige Vieh abzudrücken. Letzteres wird in den bräutlichen Kraal getrieben. Nun wird dieser vom Bräutigam und seinen Genossen aufgesucht, dabei kommt es zu mächtigen Ess- und Zechgelagen. Zurückgekehrt, wartet der Bräutigam Wochen und Monde, muss aber nun, bei Erneuerung seines Antrags, ebenfalls wieder Vieh abgeben. Endlich kommt man gegen-

seitig überein. Nachdem noch die Anverwandten der Braut Brandschatzung geübt, wird das Frauenzimmer vom Bräutigam unter mancherlei Gasterei und Ceremonien heimgeführt; unterwegs suchen die Braut und ihre Begleiterinnen wieder Geschenke zu erpressen. Die junge Frau kehrt nochmals zum heimischen Kraale zurück, holt Sorghumbier, Mehl, Korn, Bohnen, Taback, ihre Decken, Felle u. s. w. herbei. In der Folge gibt es im neuen Hause grosses Geschmause und Gezeche. Endlich, endlich hat die sehr weitschweifige Komödie ihren Schluss erreicht! Missionsdirector Wangemann, welchem wir diese ganze originelle Schilderung einer Basuto-Hochzeit verdanken, begleitet seine Auseinandersetzung mit den für seine Berufsthätigkeit charakteristischen Worten: „Was das ungebührliche Maass von Essen, Trinken und manches andere bei diesen Gebräuchen betrifft, so finden wir ja leider auch bei uns Christenleuten viel ähnliches. Aber dort unter den Heiden ist das Fressen und Saufen nur noch der geringere Theil der Feier, denn in allen seinen Gebräuchen zielt das Heidenthum auf Fleischessünden, Lügen, Zaubern, Geld- und Bluterpressen, und bedeckt all diesen Moder und Todtengebein nur mit einem ganz dünnen Tuche, das wie Freude, Höflichkeit und Freundlichkeit aussieht.“[38]

Da nun die Weiber in Afrika Geld kosten oder wenigstens Geldeswerth haben, so kommt es ihretwegen unter den nigritischen Stämmen des Innern auch wol zur Fehde. Letzteres geschieht namentlich dann, wenn die Familie oder der Tribu einer geschiedenen Frau die Zurückstellung des Kaufpreises verweigern. Das Los der Frau ist in Afrika im allgemeinen kein glückliches. Erhandelt, bildet sie den meist ausschliesslich arbeitenden Theil der Bevölkerung, wogegen der Mann auf Rathsversammlungen geht, beim Biertopfe sitzt, in den Krieg zieht, Jagd und Fischfang betreibt, im übrigen aber faulenzt und sich von seinem weiblichen Personal bedienen lässt. Nur bei manchen Stämmen, z. B.

den Funje, Schilluk, Nuer und Bari hilft auch der Mann beim Feldbau und auf der Viehweide.

Hier und da haben die Frauen gewisse Vorrechte. So z. B. ist in Centralafrika das Vorkommen von Polyandrie constatirt worden. Bei den Hasanie, einem Bedjastamm der südwestlichen nubischen Steppe, darf die Gattin für sich den dritten Tag jeder Woche in Anspruch nehmen und alsdann ihre Gunst einem andern, z. B. einem durchreisenden Fremden, gewähren. Unter manchen nigritischen Völkern sichert das Amazonenthum wenigstens gewissen Weiberklassen besondere Privilegien. Im Gebiete des Weissen Nils werden die Frauen zur Kriegszeit geschont.

Da Vielweiberei über das ganze islamitische und heidnische Afrika verbreitet ist, so muss die Ehegattin ihre Stellung mit Nebenbuhlerinnen theilen. Im Gefolge dieser Verhältnisse entwickeln sich alle die schon so häufig und so beredt geschilderten Schattenseiten der Polygamie. Unter manchen Nationen, namentlich den Aschanti, Dahome, Balonda und Bantu besitzen die Fürsten eine grosse Zahl von Weibern. Unter diesen wird es stets einige Favoritinnen geben, aber trotzdem trägt die ganze schreckliche Unsitte ihre bösen Früchte. Auch fehlt es nicht an Kebsweibern und an gelegentlich den Gelüsten des Hausherrn dienenden Sklavinnen. Einigermaassen werden die schlimmen Seiten der Vielweiberei dadurch gemildert, dass die einzelnen Weiber ihre eigene, getrennte Oekonomie führen; das lässt sich z. B. in Sennar überall beobachten. Unter den Kaffern hat nach Merensky jede Frau ihr eigenes Haus, ihren eigenen Hof, ihren Garten und ihr eigen Geräth.

Die Ehescheidung ist überall üblich und wird bald einmal wegen ganz geringfügiger Ursachen ins Werk gesetzt. Die 65. Sure des Korans schreibt vor, dass, wenn Sühneversuche vergeblich gewesen, die Scheidung eintreten dürfe. Es heisst da: „Die Frauen, von welchen ihr euch scheidet, lasset wohnen wo ihr wohnet, nach Bequemlichkeit der Wohnung, die ihr besitzet und

thut ihnen keine Gewalt an, dass ihr sie in Angst versetzet. Sind sie schwanger, so verwendet für sie, was sie nöthig haben, bis sie sich ihrer Schwangerschaft entledigt haben. Säugen sie ihre Kinder für euch, so gebet ihnen ihren Lohn und findet euch nach Billigkeit miteinander ab." — In Aegypten darf sich ein Mann zweimal von seiner Frau scheiden und kann sie (mit geringen gesetzlichen Ausnahmen) auch ohne weitere Förmlichkeit wieder nehmen. Beim dritten male der Scheidung dagegen wird die Wiedervereinigung sehr erschwert. Jeder Mann kann seine Frau ohne viel Wesen verstossen, wobei er ihr dies einfach mitzutheilen hat, er muss aber der Verstossenen einen Theil des Brautschatzes und den von ihr mitgebrachten Hausrath zurückgeben. Die Frau dagegen ist weit schlimmer daran; sie muss, will sie die Scheidung veranlassen, ihren Mann schlechter, roher Behandlung und grober Vernachlässigung überführen können, ist dabei auch meist genöthigt, die Sentenz des Richters anzurufen. In dieser Weise verfährt die Gesetzgebung des Islam in den der (sunnitischen) Religion des Imam Schafey huldigenden, ferner in allen den sogenannten Hanafiten und Malikiten folgenden afrikanischen Gauen. Freilich gibt es hier und da auch örtliche Sondervorschriften, wie z. B. in Dongola und Sennar, sie bleiben jedoch ohne Bedeutung für das Ganze.

Unter den Heiden ist die Scheidung ebenfalls sehr leicht. Am Weissen Nil bei den Denka behält die Verstossene ihr Haus, bleibt daselbst mit ihren Kindern und wird von dem geschiedenen Manne mit Nahrung, namentlich aber mit Milch, versehen. Bei den Bari sind die ehelichen Verhältnisse höchst lax. Nach Kaufmann laufen ihnen die Weiber in der Zeit der Noth leicht davon (S. 181), vorzüglich wenn erst der Hunger an die Thür des Aermern klopft. Bei den Loango-Bewohnern schildert Pechuël-Loesche eine bisjetzt unerklärte Art unzertrennlicher, sogenannter Leembe-Ehen. Unter den Kimbunda kann die Frau

nach Magyar nur dann eine Scheidung fordern, wenn sie binnen zwei Jahren kinderlos bleibt und wenn das Unvermögen des Mannes erwiesen wird. Die Kinder folgen alsdann der geschiedenen Mutter, welche sich baldig wieder verehelichen darf. Unter den Betchuana kann der Mann die Scheidung leicht aussprechen und ebenso leicht ausführen; er muss aber für den Unterhalt der Geschiedenen sorgen, falls diese nicht schuldig befunden wird oder sich neu verheirathet; auch muss der Mann das Kaufgeld preisgeben. Entläuft die Frau, so kann der Mann das Kaufgeld reclamiren. Kommt es zur Scheidung, so bleiben die Kinder bei der nichtschuldigen Partei. (Endemann.)

In Aschanti darf nur der Cabocir oder Häuptling seine Frau verkaufen. Berichtet ein Weib, dass ihr Mann ihr nicht gefalle oder dass er sie mishandele, so kann sie sich gegen Rückgabe des Brautschatzes von ihm scheiden, darf aber alsdann nicht wieder heirathen. Hört eine Frau während dreier Jahre nichts von ihrem Mann, so kann sie von neuem heirathen; der zweite Gatte hat dann mehr Recht wie der erste. Sonderbarerweise werden die Kinder der zweiten Ehe dem ersten Manne als Eigenthum zugesprochen und können von letzterm verpfändet werden.

In den mohammedanischen Gebieten Afrikas sind die Erbschaftsverhältnisse geregelter Natur, in den heidnischen Ländern dagegen herrschen betreffs jener vielfältige Gebräuche, die meist nach dem Herkommen normirt erscheinen. Um unsern Lesern einen Begriff von denselben zu gewähren, schildere ich hier, wie es in solchen Lagen bei einigen hervorragenden Heidenvölkern zugeht.

Unter den Denka, bei welchen das Weib thatsächlich die Sklavin des Mannes ist, erbt letzteres nicht, sondern dasselbe wird vererbt. Der Vater bestimmt schon vor seinem Tode den Nachlass für seine Söhne, um später einen Streit über die Theilung abzuwenden. Weiber und Töchter des Verstorbenen bleiben beim

ältesten Sohne, welcher nunmehr in die Rechte und Pflichten eines Familienhauptes eintritt. Derselbe erhält Kühe, sobald die bei ihm lebenden Schwestern sich verheirathen; dagegen hat er seine Mutter und die Stiefmütter zu unterhalten, falls letztere keine Söhne haben, bei denen sie gewöhnlich bleiben. Sind die von dem Verstorbenen hinterlassenen Kinder noch klein, so werden dieselben dem nächsten Anverwandten übergeben, bei welchem sie bis zum Erwachsensein bleiben. Ist letzteres Stadium eingetreten, so ergreifen die Söhne die väterliche Erbschaft und legen am Grabe des Verstorbenen einen Murach oder Viehkraal an. Bestehen die Hinterbliebenen nur aus Töchtern, so erben diese nichts, sondern sie gehen als Eigenthum nebst der gesammten sonstigen Hinterlassenschaft auf den nächsten Anverwandten über. (Kaufmann.)

In andern nigritischen Ländern des Innern geht es viel unordentlicher zu und werden junge Kinder nach dem Tode des Vaters gar zu häufig sammt ihren Müttern von den Häuptlingen oder von Anverwandten in die Sklaverei gebracht. In Aschanti erbt der König alles Gold seiner Unterthanen. In Loango erben sonderbarerweise die Weiber, und ein Liebhaber hat sich nicht an den Vater, sondern an die Mutter oder das Haupt der mütterlichen Familie seiner Liebsten zu wenden.

Unter den Wamasay bekommen nach Hildebrandt die Söhne mehr Erbe als die Töchter. Der älteste Sohn erhält die Waffen des Vaters. Beim Tode einer Frau erben deren Kinder und, sind keine da, so erben deren Geschwister. Unter den Wakamba und Wanika erben die männlichen, nicht aber die weiblichen Nachkommen. Nach Endemann ist bei den Basuto das älteste Kind Universalerbe, ausgenommen wenn es eine nach auswärts verheirathete Tochter ist; da aber die meisten Töchter sich verheirathen, so wird gewöhnlich der älteste Sohn Universalerbe; derselbe wird Vormund seiner jüngern Geschwister.

Tod und Begräbniss. Der Afrikaner ist grossentheils fatalistisch und dem Tode gegenüber sehr gleichgültig. In denjenigen Ländern, in denen man noch Menschenopfer bringt, die Gefangenen gewohnheitsgemäss abthut oder wo man Kannibalismus betreibt, gehen die Opfer mit stumpfer Resignation ihrem Verhängniss entgegen.

In den mohammedanischen Ländern ist die Sitte des Wulwal, der Erhebung des Klagegeheules allgemein verbreitet, wiewol sich der Koran eigentlich dagegen erklärt. Es geschieht diese laute Schmerzbezeigung theils durch die Verwandten des Verstorbenen, theils durch gedungene Klageweiber. In Nubien und Sennar führt man das Klagen gemeinschaftlich unter Verwandten, Freunden und mit Miethsweibern, aber mit zwischenliegenden Ruhepausen aus. Dergleichen Scenen pflegen auf den europäischen Reisenden den abscheulichsten Eindruck zu machen. Der mohammedanische Afrikaner wird nach seinem Tode gewaschen und in sein Leichentuch, Lalach oder Kefn, gehüllt; letzteres besteht aus reinem Baumwollzeuge. Fromme Moslemin führen ein solches selbst auf Reisen mit sich, es wird gewissermaassen im Turban repräsentirt, denn die Kopfbedeckung stellt den zusammengerollten Kefn dar. Während aber der Koran ein solches Tuch von nur sieben Ellen Länge vorschreibt, bergen manche Fanatiker 4—6 Kefn in ihren Turbanen. Letztere Kopfbekleidung ist oftmals von wahrhaft erstaunlichen Dimensionen bei den Ischans oder frommen Schekhs, bei den Mollahs und Pilgrimen in Centralasien, sowie bei den bigoten Kurden selbst kriegerischen Standes. Man begreift nicht, wie ein Menschenkopf eine solche Last in Hitze und Staub zu balanciren vermag, namentlich wenn man, wie die martialischen Kurden, noch ein schweres Waffenarsenal an sich herumschleppt. In Afrika pflegt der Turban kleiner zu sein; indessen thut der Fanatismus in dieser Hinsicht zuweilen auch das Seinige.

In Aegypten und im Magreb wird die Leiche vom Kefn fest umhüllt, auf eine Bahre gelegt, diese wird mit Tüchern, Shawls oder Teppichen bedeckt und erst zur Einsegnung in die Moschee, dann aber hinaus zur Gruft getragen. Unterwegs wird gesungen, gebetet, geheult und gebrüllt, dabei geht es im schnellen Hundetrab vorwärts. In Sudan trägt man die Leiche auf einer Bettstelle oder Angareb. Hier wird das Grab weniger sorgfältig behandelt als in Aegypten, wo man es gewölbeartig ausbaut; dort vielmehr legt man die Leiche in eine manchmal nicht sehr tiefe Grube und gibt sich nur selten die Mühe, einige Luftziegel hinzuzufügen. An solchen Gräbern können Hyänen und Honigdachse ihre List üben. Die Füsse der Leiche werden stets in die Richtung nach Mekka gebettet. Dann wird ein flacher, länglicher Hügel darüber errichtet, mit weisslichen Kieseln, Schnecken oder Muschelschalen, am Meere mit Korallenstückchen u. s. w. umlegt. Vorübergehende bessern dies im Sturmwind leicht verwehbare Grab mit den Händen aus, fügen einen oder mehrere Steinchen hinzu, murmeln eine Fatcha (den Anfang des ersten Korangesanges) u. s. w.

Unvergesslich bleibt mir der Eindruck zweier junger, schlanker Funje, welche stundenweit herbeigekommen waren, um auf dem malerisch gelegenen Begräbnissplatze am Berge Djerebin (oder Gerebin) in sanftem, melodischem Redeflusse die Geister ihrer verstorbenen Verwandten zu begrüssen. Unter diesem Volke herrschen noch halb heidnische Todtengebräuche.

Während man den vornehmen Moslemin Mausoleen errichtet, an deren Aufbau und Ornamentirung sich oftmals der schönste Geist orientalischer Tektonik erschöpft, hat man in verschiedenen, dem Islam huldigenden ärmern Gegenden Afrikas besonders gebenedeieten Schekhs oder Heiligen einfachere Grabdenkmäler errichtet, welche wie gewisse, gleichem Zwecke dienende Topes oder Tepes West- und Centralasiens zuweilen zu Stätten der Wallfahrten, der Waschungen

und Gebete der Gläubigen werden können. Selbst an düstern Stellen der übrigens urwaldstrotzenden Ufer des Blauen Nils erblickt man solche, dort meist zuckerhut- oder kegelförmige Kubbat, d. h. Kuppeln genannte Schekhgräber.

In den heidnischen Gebieten Afrikas bettet man die Leichen bald in ausgestreckter, bald gekrümmter Stellung, bald nackt, bald bekleidet, theils mit, theils ohne Todtengaben an Speise, Trank, Früchten, Waffen, Geräth u. s. w. unter die Erde. Ueberirdische Pfahlgräber, wie sie uns aus Nordamerika, Australien u. s. w. bekannt geworden sind, benutzt man meines Wissens unter den Nigritiern nicht. Wol aber wendet man hier und da Einpackung der Leiche in Felle, Schnüre, Baumrinde oder, wie bei den Niam-Niam, in hohlen Baumstämmen an. Letzteres Volk verschalt sogar die Gräber mit Holzscheiten, wodurch eine Art Abkammerung erzeugt wird; das erinnert, wie Schweinfurth ganz richtig angibt, an die Vorschriften des Islam. Uebrigens opfern die Niam-Niam in Todesfällen ihren sorgsam gepflegten Haarschmuck (S. 85). In Guinea bemüht man sich hier und da, die Cadaver von Königen bei langsamem Feuer einzutrocknen und birgt sie später in sargartigen Truhen von Holz, Stein oder von Erdmauerung. In Senegambien werden die Leichen der Barden, der öffentlichen Sänger (Griots) in den hohlen Stämmen des Affenbrotbaumes *(Adansonia)* beigesetzt. Die hohe Temperatur dörrt auch hier bald den fettesten Cadaver aus. Die Gräber der Vornehmen schmückt man im nigritischen Afrika mit Schädeln, Steinhaufen, Votivpfählen, Fetischen, mit roh geschnitzten Thier- und Menschenfiguren, Thonkrügen, Muscheln, Thiergehörnen, mit Fahnen, Lappen u. s. w. aus.

Im nigritischen Afrika gibt es viele Gegenden und Stämme, bei denen kurz nach eingetretenem Tode die Klage erhoben wird und wo, sobald es sich um eine Person von irgendwelcher Bedeutung handelt, das Blut der Sklaven und selbst gewisser Freien vergossen

wird. Theils will man durch Besprengen des Grabes mit frischem Menschenblut den Todten ehren und seine überirdische Existenz sichern, theils will man ihm die für seinen neuen Wandel im Jenseits nöthige Bedienung mitgeben. Hier und da werden neben den Menschen auch allerhand Thiere oder es werden diese allein ge-

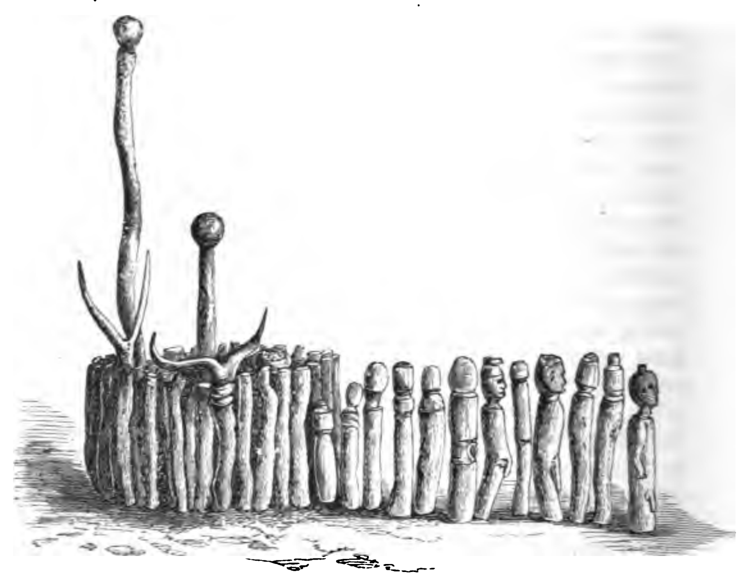


Fig. 77. Holzfiguren auf einem Bongo-Grabe.

schlachtet. Zu andern malen will man durch blutige Opfer die Götter versöhnen, die Schatten des Todten beschwichtigen oder dem wirklichen Schmerze Ausdruck geben. Es kommt sogar vor, dass beim Tode eines geliebten Mannes und Herrn Weiber, Kinder, Sklaven und Diener sich selbst umbringen oder von andern willig umbringen lassen. Bahodu, König von Dahome, liess beim Leichenbegängniss und noch lange nach dem Tode

seines Vaters Gezo unzählige Menschen niedermetzeln. Dieser Bahodu aber war zugleich éin gewaltiger zeitgenössischer Kaufmann und unsern Sklavenhändlern, Elfenbein- und Oelkrämern an der Westküste eine durchaus erwünschte, sympathische Erscheinung. Das Klingen baaren Geldes übertönt in diesen wilden Districten so leicht das Blutgurgeln und das Todesröcheln der zur Ehre der grossen Sitte Geschlachteten. Verlieh doch der starke Bahodu für Zeuge, Glasperlen, Gewehre, Pulver, Kupferwaare u. s. w. so manches Handelsprivilegium. Kaum anders verfuhren die Könige von Aschanti, Benin und von andern Punkten des Westens in der Zeit selbst noch unserer lebenden Generation. Als des Zulukönigs Tchaka Mutter U'mnanda an der Ruhr gestorben war, folgte nach dem Zeugnisse Fynn's eine ungeheuere Menge, darunter die kriegsgeübten Legionen des Despoten. Unbeschreibliches Klagegeheul und wilde Kriegsgesänge ertönten, dann fielen Opfer und endlich zerfleischten sich die exaltirten Legionäre gegenseitig mit einer Art bestialischer Zerknirschung, bis ihrer etwa 7000 den Boden deckten. Dann wurde die Leiche der alten Frau in eine offene Grube gebracht und zehn der hübschesten Mädchen mit ihr zugleich lebend in dasselbe Grab geschleppt. 12,000 Legionäre bewachten letzteres ein ganzes Jahr lang. Alle, welche bei dem Begräbniss U'mnanda's nicht zugegen gewesen waren, wurden noch nachträglich aufgesucht und umgebracht, dasselbe geschah mit den während des nachfolgenden Trauerjahres geborenen Kindern, ja sogar zum Theil mit deren Aeltern. Nur schwer stand der wilde Despot davon ab, das eigene Volk der todten Mutter wegen in seinem Cäsarenwahn noch weiterhin zu ruiniren.

Poesie, Musik, Festlichkeiten. Den Naturvölkern Afrikas fehlt keineswegs der Sinn für einfache dichterische Gestaltungen. Das heitere, mittheilungssüchtige Naturell des Nigritiers äussert sich gern und häufig in einer Redeweise, welche man durchaus nicht

durchgängig eine poetische zu nennen vermag, der es aber selten auch wieder an charakteristischem Ausdruck und an gewisser phantastischer Wortformung fehlt. Uebrigens improvisirt der Schwarze und zwar nicht ohne Geschick; er wählt darin eine blumenreichere Sprache, als er sie sonst im alltäglichen Leben anzuwenden pflegt.

Aegypter und westliche Berbern haben schon frühzeitig eine dichterische Begabung bewährt. Das was uns im alten Nilthal die Monumente erzählen, klingt hochtönend, aber packend, eindringlich. Wer diese unvergleichlichen Documente näher zu studiren wünscht, möge über sie in Brugsch's Geschichtswerk über Aegypten nachlesen. Dieser ausgezeichnete Gelehrte versteht es meisterlich, dem Stile seiner Uebersetzungen alter Retu-Inschriften ihre lapidare Ausdrucksweise auch in der deutschen Uebersetzung zu belassen. Letztere ist aber die blumig angehauchte echt afrikanische, sie ertönt von den Zinnen der abyssinischen Alpenfelsen so gut wie in den Palavern der Loango-Neger, in den Pits'os oder Rathskreisen der Betchuana. Diese Ausdrucksweise vermisse ich ungern in den sonst so interessanten Romanen von G. Ebers, dessen Diction, ein Zugeständniss an die materialistische Richtung unserer Zeit, mir stets zu nüchtern deutsch klingt.

Erinnert man sich nun der poetischen Leistungen der Retu, so gönnt man dem Heldengedichte Pentaur's, welcher die Grossthaten seines götterhaften Ramses II., einer der edelsten Erscheinungen in der gesammten Geschichte der Menschheit, verherrlicht, gern den ersten Platz. Unter den westlichen Berbern soll so manches einfache, anmuthige Hirtenliedchen erklingen. Die Tuarik haben ihre Kriegsgesänge. Duveyrier theilt als Muster einen Ausfluss der wilden und treffenden Ausdrucksweise jener kriegerischen Wüstensöhne mit, es ist dies ein Spottgedicht auf die schlemmerischen, befeindeten Schambaa.

Die arabische Dichtkunst hat auch in Afrika schöne

Blüten getrieben. Wo hier die Klänge der semitischen Mundart des Berr-el-Arab ertönen, vernimmt man auch die von Alt und Jung gern gehörten phantastischen Berichte der Märchenerzähler. Die Nilschiffer vollbringen ihre schwere Arbeit des Barkenschleppens unter Hersagung oft ganz witziger Improvisationen; abends am Feuer geht es lustig damit weiter. Manche Kassida steigt von den Lippen des beduinischen Reiters in den leichten Aether der Wüste hinauf. Wie schön ist unter anderm ein Theil der Verse zur Verherrlichung des Rosses, wie sie uns Abd-el-Kader von den Nomaden Algeriens überliefert hat.

Feierlich und ergreifend hört sich das einfache Grabliedchen an, unter dessen Hersingung die wilden Bari den von ihnen sehr geliebten apostolischen Missionar Don Angelo Vinco bei Gondokoro zur Erde bestattet haben. Feierlich klingt es auch, wenn die Berberiner ihre kurzen, melodischen, im Texte so simpeln Liedchen durch die tiefe Stille der Wadys von Dongola erschallen lassen. Schwermüthiger ertönten der Abendgesang von den Lippen der Bagara-Reiter zu Roseres oder ein Lied der Kordofaner, in welchem diese den Tod des tapfern furischen Eunuchen Msallim-el-Makdum in der blutigen Entscheidungsschlacht von Bara, sowie die dadurch herbeigeführte Unterjochung ihres Vaterlandes durch die Aegypter besangen.[40]

In Central- und in Westafrika existiren öffentliche Barden. Schweinfurth gibt uns die sehr charakteristische Figur eines solchen „Nsanga“ der Niam-Niam mit seinem tollen Federputz, seinem Behang von wunderbar wirkenden Wurzeln und Hölzern, von allem möglichen Plunder, von Producten des Thierleibes, wie er nur den indianischen Uechaschawakonn (im Dakota), d. h. Medicinmann, oder den sibirischen Schamanen zu schmücken vermag. Auch am Monbuttuhofe fehlten solche Leute nicht. Clapperton übermittelt uns das wilde Lied, welches vor ihm zwei Sänger zum Lobe des Statthalters von Katagum vortrugen. In Sene-

gambien sind die Griots oder Barden (S. 189) längst bekannte Erscheinungen; man achtet sie weder hier noch im Innern besonders hoch, hält sie vielmehr für untergeordnete Menschen. Den Griots verweigert man sogar das gewöhnliche ehrliche Begräbniss.

Zuweilen verirren sich solche innerafrikanische Barden oder Skalden nach Algier, Tunis, Aegypten, Djidda



Fig. 78. **Herumziehender Negerbarde in Konstantinopel.**

oder auch mal nach Konstantinopel, woselbst man sie in zerlumptem und zusammengesuchtem Costüm herumbetteln sieht. Aber auch in Aegypten und im Magreb selbst erstehen einheimische Barden derartigen Schlages, die der Araber Haschasch oder Hanswürste nennt. Wir begegneten mehrern dieser tollen Kerle zu Siut und Esneh in Oberägypten.

Die drehenden und tanzenden Derwische, sowie noch manche andere Orden dieser „Mönche des Islam“ (wie H. Vámbéry sie nennt) geriren sich mit ihren sonderbaren Komödiengebräuchen als wahre Haschasch. Am ekelhaftesten benehmen sich die rohe Schlangen fressenden Rifaa-Derwische.

Auch die Kaffern haben ihre poetischen Ergüsse. Jeder ihrer Stämme gebietet nach Holden über seinen eigenen Poeten, jeder Chef über seinen eigenen Hofdichter. Den Productionen dieser Leute soll es, wie mir natalenser Freunde versichern, nicht an derbem Witz und an schlagender Charakteristik fehlen. Endemann macht uns mit niedlichen Räthsel- und Tanzliedern der Basuto bekannt. Eine interessante Erscheinung sind die durch ganz Afrika, von Kordofan bis zum Cap, verbreiteten F a b e l n, in denen auch Thiere eine Rolle spielen; sie können unmöglich von Europa aus eingeführt, sie müssen einheimisch sein.

In der alltäglichen Lebensbeschäftigung aber vergnügt sich der Nigritier mit Improvisationen, deren naive Inhaltslosigkeit häufig an die Plaudereien unserer Kinder erinnert.

Bei dem geringfügigen Zustande der Künste in Afrika ist hier auch die Musik im ganzen nicht weit gediehen, obwol naturwüchsige m u s i k a l i s c h e A n l a g e dem Nigritier keineswegs mangelt. Unter den alten Aegyptern mochte diese Kunst nur wenig über den Stand der heutigen inner- und westafrikanischen Negermusik erhaben gewesen sein. Ich schliesse das aus der Beschaffenheit der bei den Retu gebräuchlich gewesenen Instrumente. Diese waren Flöte, Doppelflöte, Cymbal, Handpauke, Harfe, Laute, eine Art Hackebret, das Horn, die Klapper und das Sistrum. Bei den neuern Aegyptern zeigen sich ein zitherartiges Instrument, der Kanun, ferner die Kemange oder Violine, der Ud oder die Guitarre, der Naj oder die Flöte, alles das aber nur in der b e s s e r n Musik. Das Volk benutzt die Tar oder Rikka, Tamburin, die Darabukka oder die

Handpauke, den Tabel oder die Trommel und die Zummara oder Rohrflöte. Unter den Berberinern, Bedja und Funje findet man die Rebaba oder Laute, die Handpauke, den Tamburin, verschiedene Flötenarten und das Kuhhorn. Letzteres gibt klagende Töne von sich, welche an den nunmehr verschollenen Hornfeuerruf unserer Nachtwächter erinnern. Grosse Schekhs der Bedja und Funje verfügen über eine kupferne Kesselpauke — als Zeugin ihrer Macht. Unter den Niam-Niam ist eine Harfe gebräuchlich, wie sie sich ähnlich



Fig. 79 u. 80. **Harfen der Niam-Niam.** *Fig. 81.* **Harfe der Waganda.**

bei den alten Aegyptern, den Abyssiniern und den Waganda vorfindet. Unter den Niam-Niam, Monbuttu und den westlichen Stämmen bis zum Atlantischen Meere kommen ferner eiserne und hölzerne Glocken, diese bei den Gabun-Stämmen fast von derselben Form wie bei den Niam-Niam, sowie die Elfenbeinhörner in Anwendung. Letztere zeigen manchmal die volle Länge eines ausgewachsenen Zahnes, nämlich 5—7 Fuss, sind dann künstlich verdünnt und geben, an den mitten daran befindlichen Mundlöchern angeblasen, furchtbare heulende und brüllende Töne von sich. Oder die Zähne

sind kürzer, 1—3 Fuss lang, und mit sorgfältigen Figurenschnitzeleien voll treffender Züge und zuweilen derben, aber köstlichen Humors verziert. Die besten Leistungen dieser Art schafft die Industrie der Fiodh an der Loangoküste. Die Elfenbeinhörner dienen meist als Ruf- und Signalinstrumente. In Aschanti, wo man diese Geräthe mit Gold, den Kinnladen erschlagener Feinde, mit Seidenquasten u. s. w. verziert, haben nach Bowdich alle obern Cabocirs oder Häuptlinge besondere Melodien für ihre Hörner, welche kurzen Sprüchen angepasst sind, die jedermann kennt und die, wenn man in den Strassen promenirt, jeder Aschanti wiederholt, selbst wenn die Hörner so weit entfernt sind,



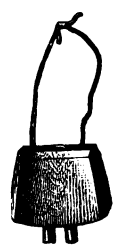


Fig. 82. Eiserne Glocke *Fig. 83.* Holzglocke der Niam-Niam.

dass man sie kaum hört. In Bornu und in andern centralsudanesischen Staaten entlockt man langen Holztrompeten gedehnte, klagende Laute. Am obern Weissen Nil und in ganz West- wie Innerafrika hat man ausser den Hand- auch grosse Standpauken, welche mit Klöpfeln geschlagen werden.

Es lässt sich erwarten, dass mit so unvollkommenen Instrumenten wie die oben erwähnten im allgemeinen nur eine wilde, chromatische, nicht selten an Disharmonien reiche Musik erzielt werden kann. Diese wird häufig mit leiserm tremulirenden, näselndem oder mit lautem quäkenden und brüllenden Gesange, sowie mit dem durch ganz Afrika üblichen, lauten und takt-

mässigen Händeklatschen begleitet. Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich der Vermuthung Raum gebe, die im Alterthum berühmte Tempelmusik der Aegypter sei in den heiligen Hallen von Dendera, Theben und

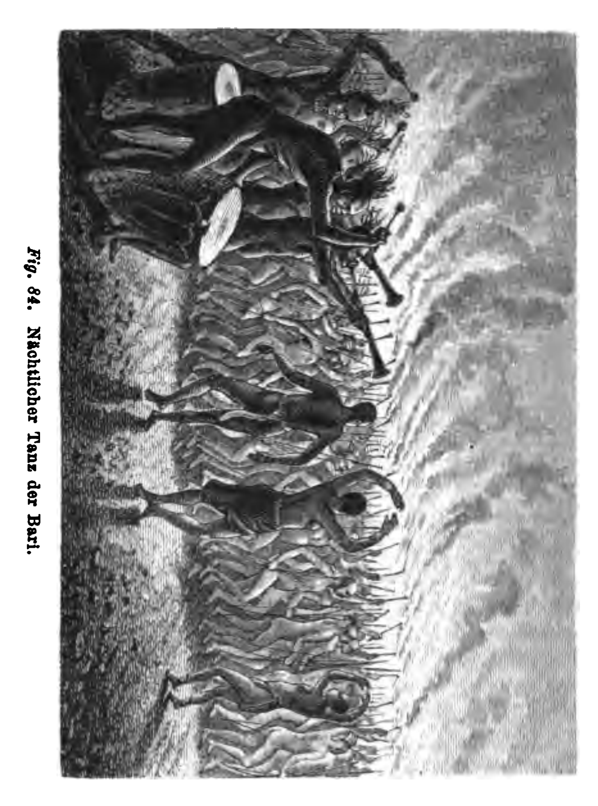


Fig. 84. Nächtlicher Tanz der Bari.

Edfu nicht viel melodischer gewesen als ein heutiges Concert beim Monbuttu- oder Aschantikönig u. s. w. In Inner-, West- und Ostafrika ist die Marimba in Gebrauch. Sehr gewandt soll sie bei den Balonda ge-

spielt werden, woselbst das Instrument auch am besten construirt zu werden scheint. Dasselbe besteht aus zwei nebeneinander befestigten, leicht gebogenen Holzstangen, über denen 15—20 hölzerne Täfelchen liegen, unter deren jedem eine oben offene Kürbisschale als Resonanzboden angebracht ist. Die Dicke der Holztafeln richtet sich nach der Tiefe der darauf zu erzielenden Töne. Dies Instrument wird mit Schlägeln gespielt und soll durchaus nicht übel klingen.

Ein anderes, ebenso wol in Loango wie auch in Bihe und bei den Batoka gebräuchliches Instrument, welches bei den Kimbunda Wissandschi, bei den Betchuana Sansa heisst, besteht aus einer Reihe von Eisen- oder Rohrstäbchen, die auf einem Bret oder auf dem Boden einer Kürbisschale befestigt sind und an deren frei hervorragenden Enden der Finger herumklimpert. Sie gibt bald klingende, bald surrende Töne von sich.



Fig. 85. Sansa.

Nationales Instrument der Südafrikaner ist ferner der Gubo der Zulu, die Bucumbumba der Kimbunda, ein mit einer Saite versehener Holzbogen. Die Saite hat an ihrem einen Ende eine kleine Kürbisschale als Resonanzboden. Der Gubo wird in eine Hand genommen und mit dieser nach Bedürfniss gespannt, die andere Saite wird dagegen mit einem Stäbchen berührt; das gibt nun schwirrende und summende Laute.

Die Rohrflöte zeigt von Aegypten bis zum Cap die mannichfaltigsten, sonderbarsten Formen und Modificationen. Sie ist einfach, doppelt, vervielfältigt, letzteres als Papagenoflöte, wie sie Livingstone bei den Batoka wiederfand.

Gesang, Musik und Tanz sind so recht das Element des im allgemeinen sehr heitern, vergnügungssüchtigen Afrikaners. Wie bei den meisten Südländern dient die kühlere Nacht zur Ausübung solchen Plaisirs; Feuer werden angeschürt, die Rumflasche, der Biertopf, die

Kalebasse, das Methhorn werden zurecht gerückt und credenzt. Pauken, Pfeifen, Guitarren, Hörner und was sonst noch an Musikinstrumenten vorhanden ist, ertönen. Die festlich geschmückten, manchmal bemalten und häufig überaus phantastisch geputzten Tänzer treten auf; Jagd- und Kriegstänze werden nur von Männern ausgeführt; sonst pflegen beide Geschlechter an der Vorstellung theilzunehmen. Die Tänze finden im Solo, in gesonderten Paaren, in Gruppen, Schwärmen oder Reihen statt. Man darf in Afrika nicht die choreographisch so wirksamen Tanzfiguren erwarten wie bei uns, wo der Walzer, Contre, Cotillon, die Cracovienne, Mazurka, der Czardas, Fandango, die Tarantella u. s. w. u. s. w. durch graziöse Elemente das Auge des Zuschauenden erfreuen, vielmehr leiden die afrikanischen Tänze sehr an Einförmigkeit. Erotische Mimik, etwa von der Beschaffenheit des Cancan, der creolischen Zamba-cueca u. s. w., aber selten mit der hierbei üblichen Glut und Zierlichkeit ausgeführt, vielmehr oft recht roh-indecent und bäuerisch-plump dargestellt, steht obenan. Manchmal ahmt man die Bewegungen wilder Thiere nach, oft auch begnügt man sich nur mit unschönen Rundgängen und mit unregelmässigem Springen. Die Zuschauer klatschen, den Gesang und die Musik begleitend, in die Hände, die Tänzer aber springen und stampfen dabei den Boden, dass dieser erdröhnt. Am besten klingt es noch, wenn Gesang, Musik, Händeklatschen und Fussstampfen nach einem gewissen Rhythmus ausgeführt werden; man sagt ja,



Fig. 86. Gubospieler (Zulu).

der Name Hottentott sei von dem rhythmischen Stampfen auf die Erde (während des Tanzens) hergeleitet worden.

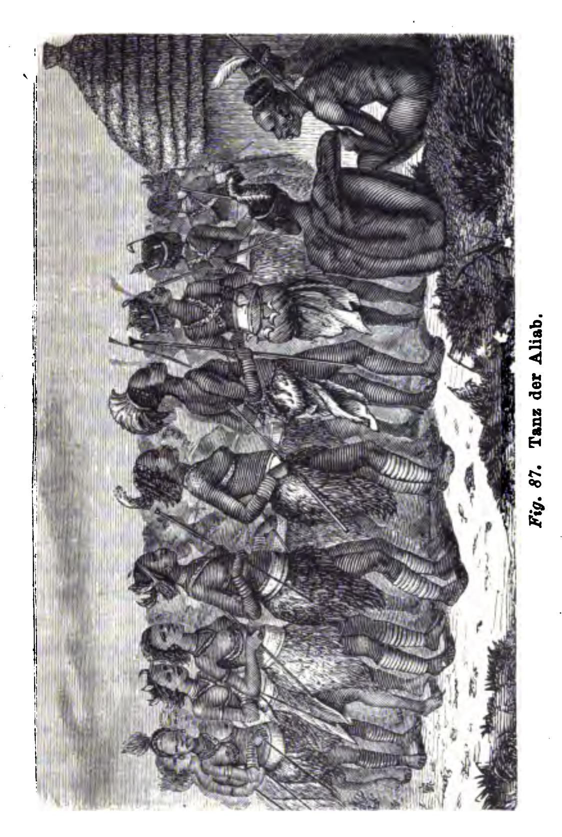


Fig. 87. Tanz der Aliab.

Der Afrikaner, möge er nun Fellach, Bedja, Londa, Bantu oder Hottentott heissen, kann bei solchen Vergnügungen viele Nächte hintereinander zubringen, ohne zu ermüden. Je mehr er singt, tanzt und trinkt, desto

stärker erregt er sich. Leider begeht er in der Hitze des Herumtollens öfters Streiche wilden Uebermuthes, die er und sei er noch solch rüder, kecker und muthiger Bursche, später öfters sehr bitter zu bereuen hat.

Neben der Musik und dem Tanz lieben die Afrikaner pomphafte Aufzüge und Gastereien. Für die mohammedanischen Bewohner gelten die hier vorgeschriebenen Festtage, unter denen der grosse Bairam namentlich feierlich begangen zu werden pflegt. In Aegypten sind das altpharaonische Fest des Steigens des Nils und des Dammdurchstiches noch heute üblich, wenn es jetzt auch wol kaum noch mit dem Glanze wie selbst zur Zeit Mehemed-Ali's begangen wird. In Kairo sind die Tage des Abgangs und der Ankunft der Mekkakaravane, sowie die Präsentirung des geheiligten Kamels, auf dessen Rücken der Machmal oder der Prunkbaldachin nach Mekka getragen wird (einem alten Brauche zufolge das Symbol der Oberherrlichkeit des ägyptischen Vicekönigs) von ganz besonders festlicher Bedeutung. Hierzu kommen Messen, Jahrmärkte u. s. w.

Im christlichen Abyssinien fehlt es nicht an hohen und an niedern Festtagen. Viele sind kirchlicher Natur, so z. B. Tömketa-Kröstus, die Taufe Jesu, Bala-arba, das Fest der Reinigung Mariä, Bala Bekab, Fest zwischen Ostern und Pfingsten u. s. w., auch feiert man in jenem Lande Krönungs- und Siegesfeste. Die Pfaffen haben hier verschiedenartige Tänze, welche manchmal an den Zikr, die Andachtsübung der tanzenden Derwische, erinnern.

Im nigritischen Afrika drehen sich die Zeiten der Feste zum Theil um religiöse Vorstellungen, wie man denn die Erscheinung des Neumondes, gewisse Fetischangelegenheiten u. s. w. celebrirt. Auch begeht man hier Neujahrs-, Geburts-, Todten-, Sieges-, namentlich aber Erntefeste. In einem grossen Theile des dunkeln Continents bietet das Reifen der nationalen Brotfrucht, des Sorghum, Gelegenheit zur Bethätigung ausgelassenster Freude dar. In Aschanti feiert man die

zur Verherrlichung des Reifens der Yamswurzel (*Dioscoraea*, S. 147) dienenden Feste, bei denen es überaus toll hergeht. Leider fliesst in Westafrika bei solchen Gelegenheiten das Blut geopferter Sklaven u. s. w. sehr reichlich. Die stetigen Begleiter solcher Feste sind hier Singen, Musiciren, Declamiren, Tanzen, Essen, Trinken u. s. w. Auch pflegt man an derartigen Tagen allerlei Liebesabenteuer ganz besonders mild zu beurtheilen.

Der Afrikaner hat auch im erwachsenen Alter seine Spiele. Die Altägypter hatten ihre Mora-, Würfel-, Schach-, Ball-, Reifen-, Ring- und Fechtspiele, ihr Schifferstechen u. s. w. Bei den Neuägyptern hat man Schach, Dame, Puff, Mangala, Tab, ein ziemlich complicirtes Wurfspiel mit Einsätzen von Marken auf einem Spielbret, das Fechten mit dem Stock, das Ringen



Fig. 88. Mangalaspielbret der Niam-Niam.

und das Werfen mit dem Djerid, dem Palmblattstiele, vom Pferde herunter. Das Mangala ist nach Schweinfurth aus Centralafrika nach Nubien und Aegypten gelangt. Es ist bei den Völkern des Gazellenflussgebietes, bei den Monbuttu, Wolof, Mandinka, den Kadje, den Fulbe bekannt. Letztere nennen es Uri. Das Spiel findet mit einem länglichen dicken Spielbret statt, in welchem bei den Nubiern 12, bei den Niam-Niam 16 Löcher eingeschnitten sind. Jeder Spieler hat etwa 24 Steinchen oder Kaurischnecken, welche aus einer Grube in die andere hin und her verlegt werden. Statt des Spielbretes dienen auch wol in den Erdboden gekratzte Gruben. Aehnlich ist das von Magyar geschilderte Tyela- oder Tschelaspiel der Kimbunda. Die Anzahl der in zwei gleichen Reihen voneinander abstehenden Löcher beträgt im Spielbret 40.

Man benutzt dazu rundliche Dinge, meistens die Kerne von Waldfrüchten, deren jeder Mitspielende drei Stück zur Hand hält. Diese drei Kerne werden von ihm wie Würfel auf eine in der Mitte des Bretes befindliche Wulstung geworfen; die Kerne rollen mit grösserer oder geringerer Schnelligkeit in die Gruben der einen oder der andern Reihe. Davon hängt Gewinn oder Verlust ab. Wenn der von einem der Spieler geworfene Kern in irgendein Loch des andern Spielers rollt, so legt dieser den darin gefundenen Kern in sein Loch.

9. *Religiöse Vorstellungen.*

Es ist hier nicht der Ort, über die Grundlehren des einen grossen Theil der Nordhälfte Afrikas einnehmenden Islam mich zu äussern. Nur so viel mag noch gesagt werden, dass die islamitischen Missionare seit der ersten Khalifenzeit ihr Bekehrungswerk mit ausserordentlichem Eifer, mit kühner Verwegenheit und mit zäher Energie zu verfolgen gewusst haben. Sie haben sich in dieser Hinsicht den christlichen Glaubensboten durchweg überlegen gezeigt; der Erfolg ist stets auf ihrer Seite gewesen. Die lockern Principien des Islam passen sich auch den schlichten, rohen Sitten der afrikanischen Heidenwelt weit leichter an als die strengern Satzungen des Christenthums. So z. B. lässt der Koran bekanntlich die unter den nigritischen Heiden allgemein verbreitete Vielweiberei zu Recht bestehen, es einigt der mohammedanische Glaube Leute jeder Nationalität und jeden Standes, er gestattet eine gewisse Ungebundenheit im Verkehr zwischen hoch und niedrig, wie sie dem afrikanischen Naturmenschen so wohl behagt. Letzterer aber legt nicht den Maassstab rationeller Kritik an gewisse Vorschriften des Koran, welche vor unserm Verstande nicht Stich halten, dazu ist die Logik der Mehrzahl der Nigritier denn doch zu wenig entwickelt. Viele abergläubische Vorstellungen, welche

der Islam nährt, finden in dem Aberwitz des Fetischmus ihren Wiederhall und die Aussicht auf die materiellen Freuden des Paradieses erweckt die Sehnsucht und Lüsternheit des sinnlichen, zum Koran sich bekehrenden Afrikaners. Man darf dem Islam eine hohe, culturgeschichtliche Bedeutung auch für Afrika keineswegs absprechen. Diese Religion war es, welche aus den zerstreuten und zerfahrenen Gemeinden der Nordhälfte des Welttheils grosse in sich abgeschlossene Staaten schuf, in deren Machtsphäre sich ein eigenthümliches, blütenreiches Culturleben und die Grundlagen einer nicht geringen Gesittung entwickelten. Wo, wie in Aegypten, in Numidien und Mauretanien noch gewaltige Reste antiker Menschengrösse sich vorfanden, da gab der Islam mit seinem Gefolge von semitischer Geistesschärfe, von arabischem Phantasiereichthum und von iranischem Dichterglanz eine erhöhte Anregung. Wir dürfen hierbei freilich auch den hohen Einfluss des Byzantinerthums in Kunst und Wissenschaft nicht verkennen. Diese belebenden Culturelemente, welche die Verbreiter des Islam nach Afrika hinüberpflanzten, fanden hier in der, wie schon bemerkt, altcultivirten, geistig hochbefähigten Berberrasse den geeignetsten Boden; da erblühte denn die Glanzzeit der sogenannten arabischen Cultur, welche erst im spätesten Mittelalter von der neuerwachten abendländischen Bildung überflügelt und erdrückt wurde.

Selbst in den sudanesich-nigritischen Staaten, wie namentlich Darfur, Waday, Bornu, Sonray, Melle u. s. w., über deren Bestehen und Verfall wir schon früher (S. 48) in Kürze berichtet haben, vermittelte der Islam eine zwar beschränktere, aber immerhin doch unserer Beachtung nicht ganz unwürdige Culturbewegung. Dieselbe ging hier von den mohammedanischen Priestern und deren Schülern, Talibe (S. 178), aus.

Der Aegypter, Magrebiner, Ost- und Centralsudanese sind im allgemeinen nicht fanatische Moslimen; dergleichen finden sich jedoch unter manchen vereinzelten

Gemeinden und Sekten Westsudans, unter den Tekarine und Tukuler, den Nationen der Bambara, den Fulbe oder Fellata. In den innern und selbst östlichen Wüstengebieten macht neuerlich eine bigote, gewissermaassen puritanische Sekte, die Snussi, viel von sich reden.

Bei manchem Guten bringt aber der Islam schon seit Generationen eine grosse Stagnation in die Masse seiner Anhänger. Moderner Fortschritt und Aufklärung vertragen sich nicht mehr mit den Satzungen einer durch ihre Exclusivität gepanzerten Religion.

Altchristliche Afrikaner sind die Kopten und die Abyssinier. Erstere, seit vielen Jahrhunderten unter dem Druck der ägyptischen Mohammedaner leidend, nicht mehr im Besitz ihres selbst als Schriftsprache der liturgischen Bücher mehr und mehr verloren gehenden Idioms[41], sind politisch, bürgerlich und moralisch sehr herabgekommen; selbst gegenwärtig, unter toleranterm Regiment, vermögen sie sich kaum mehr aus ihrer Versumpfung emporzuheben. Immerhin bleibt jedoch der Zähigkeit, mit welcher sie, die Kopten, ihrem alten Glauben in Sturm und Drang treu geblieben sind, unsere volle Anerkennung.

Abyssiniens politische und wirthschaftliche Zustände sind im allgemeinen bereits seit Generationen recht trostlose geworden. Die öffentliche Moral findet kein rechtes Heim mehr in den Alpenthälern des so schönen, von der Natur so reich bedachten „äthiopischen Hochlandes". Das abyssinische Christenthum hat keine Blüte entfaltet und hat den in sich zerfahrenen Bewohnern bisjetzt nicht zum Segen gereicht. Priester und Laien bewegen sich hier in der gleichen rohen Unwissenheit, in dem gleichen Schmuz der Gesinnung und des Wandels. Der christliche Ritus hat sich hier niemals über einen ganz öden Formelkram erhoben; höchstens dürfte in Schoa, wo unter der intelligenten, aus Amhara und Gala gemischten Bevölkerung ein Menilek nach den liberalern Principien seiner

Vorgänger, der Asfa Wusen, Wusen Segged und Sachela Selasie regiert, gemachsam Besseres zu erwarten stehen.

Von den durch römisch-katholische und protestantische Missionare bekehrten neuern afrikanischen Christen lässt sich bisher nicht viel Aufmunterndes und Erfreuliches berichten. Alle Achtung vor der Hingebung und dem guten Sinne jener Glaubensboten, von denen viele ein wahres Martyrium erdulden gemusst. Wir wollen auch gern Act davon nehmen, dass ausnahmsweise nigritische, hottentottische und selbst berberische Neophyten schon jetzt sich als brave, brauchbare Mitglieder einer gesitteten Gemeinschaft bewähren. Indessen sind doch die Missionserfolge auf dem dunkeln Continent im ganzen bisher noch zu geringe gewesen. Ich möchte dem heidnischen und selbst dem mohammedanischen Nigritier noch nicht die rechte, ich könnte wol sagen ethische Reife für das Christenthum und die mit letzterm verbundenen Anforderungen der modernen Cultur zutrauen. So ungern ich es hier ausspreche, so muss ich dennoch bekennen, dass ich den Islam für eine Religion halte, die, trotz ihrer groben logischen Irrthümer, als Durchgangsglauben für den afrikanischen Fetischanbeter vorläufig noch besser passt als das Christenthum. Eine besondere christliche, die ethnischen Eigenheiten tolerirende Confession für den Nigritier zu erklügeln, widerspricht nicht allein unserm Gefühl, sondern auch unserer gesunden Vernunft. Das Christenthum darf selbst dem afrikanischen Heiden nur in reiner, unverfälschter Form von überzeugungstreuen, sittlich tüchtigen und hingebenden Verkündigern, denen zugleich die volkswirthschaftliche Wohlfahrt ihrer Neophyten am Herzen liegt, überliefert werden. Die Confession, von der hierbei die Bewegung ausgeht, scheint mir Nebensache zu sein. Leider dürfen wir aber erst für die fernere Zukunft Ergebnisse erwarten, die so mancher wahre Menschenfreund für die Gegenwart herbeiführen zu können erträumt. — Wenn ich nun in diesen Dingen als nüchterner Selbstbeobachter

vor unzeitigen und vielleicht schädlichen Illusionen warne, vor Illusionen, denen crasse Enttäuschung überall auf dem Fusse folgen könnte, so sei es doch fern von mir, die Bestrebungen philantropischer und begeisterter Apostel irgendwie bemängeln zu wollen, denn hier müssen Werke, nicht Ansichten entscheiden.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf das afrikanische Heidenthum. Dasselbe äussert sich unter sehr mannichfaltiger Form. In Nordostafrika ist der eigentliche Fetischglaube nicht recht ausgebildet; hier berühren sich Islam und gewisse Formen des Fetisch- oder Gestirndienstes an mehrern Punkten. So z. B. erlebte der belgische Reisende E. de Pruyssenaere am Guleberge in Sennar Festlichkeiten, bei denen trotz des Islam der hier herrschenden Funje von anwesenden lauen Moslimen oder vielmehr Heiden phallische Holzgebilde und ein thönerner Altar benutzt wurden. Diese Leute stellen beim Erntefest ein geschnitztes hölzernes, eine Menschenfigur bildendes Götzenbild aus. Auch benutzen sie das bei den Berta beliebte Amulet des heiligen Rüsselkäfers (soll wol heissen Pillenkäfers — *Ateuchus Aegyptiorum*, eines schön grünen in Südsennar gemeinen *Scarabaeus*).

Die Hammedj in Roseres und die Djebelauin in Fazoglo haben sonderbare Erntegebräuche. Zur Zeit der Durrahreife wird nämlich der Fürst des Landes von vier Ministern oder Räthen auf einem Angareb (Ruhebett) vor das Dorf getragen, es wird an einem Bein des Angareb ein Hund angebunden und dieser erhält von jedem Bewohner einen Ruthenstreich. Buchère glaubt, diese Sitte verrathe noch dunkle Anklänge an einen etwa im grauen Alterthum stattgehabten Cultus einer im Hunde incarnirten Gottheit.[42]

Die Berta umtanzen zur Zeit des Neumondes die von ihnen für heilig gehaltenen grossen Bäume, feiern dabei wüste Gelage und vermischen sich untereinander wie die Thiere. Das ist leider alles, was man bisjetzt über ihre Religion kennt.

Von den Gala wird ein unsichtbares Wesen verehrt, welches Woka oder Waka heisst und zu dem sie, wie ich mich selbst überzeugt habe, die Arme fast in derselben Stellung emporheben wie der berühmte betende Knabe des berliner Sculpturmuseums. Die Imomatta flehen zu Waka, den sie auch wol mit Bana, Herr, anreden, um Regen. Dieses Volk hat Priester, nach Krapf Luba und Kalidscha genannt, deren erstere Augurien abhalten, während die andern böse Geister aus den Kranken austreiben und auch sonst noch doctoriren. New erwähnt namentlich eines Ekera genannten bösen Geistes der Gala, an dessen Existenz sich übrigens nur vage Vorstellungen zu knüpfen scheinen.

Die Wakamba glauben nach Hildebrandt an einen Gott Mlungu, den Stifter des Guten, und an einen Teufel, den Veranstalter des Bösen. In der Noth opfern sie dem Gotte, spenden ihm auch aus Dank kleine Speise- und Trankgaben, sobald sie etwas geniessen. Dem Teufel treten sie mit Amuleten entgegen.

In den heissen, dürren Gegenden Afrikas, in denen jeder Tropfen Wasser eine Wohlthat ist, bildet der Regen eine Gnadengabe der Natur, und manche Völker, wie die Gala, die Masay, Wakuafi, verehren in ihrer Gottheit zugleich die Regenspenderin. Die den Kenia und Kilimandjaro umhüllenden Wolken sind gewissermaassen sichtbare Zeugen der Anwesenheit Ennyay's, der Gottheit selbst. Ueberall im dunkeln Continente sieht und hört man um Regen beten. Der Regendoctor oder Regenmacher, Kodjur der Denka, Bunit (Mehrheit Bunek) der Bari, welche Würde auch Weibern zugängig ist, spielt bei diesen Nationen, bei den Wakamba u. s. w. eine hervorragende Rolle. Trifft, wenn der Zauberer „Regen zu machen" versucht, der Niederschlag (wobei jenem manchmal eine gewisse Routine in der Wetterbeobachtung zugute kommt) wirklich ein, so herrscht grosse Freude und der Kodjur wird allerwegen geehrt, heimst auch wol Vieh, Getreide und andere Gaben ein. Bleibt aber die ersehnte Berieselung

aus, so schlägt man den Regendoctor ohne Federlesen todt. Man reisst ihm, sogar noch lebend, den Bauch auf, um darin nach dem angeblich versteckt gehaltenen Regen zu suchen. Man kann sich auch nicht wundern, wenn in dürren Gegenden sich an einen diese durchströmenden Fluss, welcher hier allein das pflanzliche und thierische Leben ermöglicht, religiöse Vorstellungen knüpfen. Die Osiris-Mythe der Aegypter symbolisirt ja unter anderm nur das Anwachsen, die jährliche Ueberschwemmung und die befruchtende Wirkung des Nils, während Osiris' feindlicher Bruder Typhon wieder die Dürre, die vertrocknenden Wirkungen des Chamsin, überhaupt die elementare Macht des heissen Wüstenklimas symbolisirt. Daher bilden der Niger, Gabon, Ogowe, Congo u. s. w. auch Hauptfetische für gewisse Nigritierstämme.

Bei den Waganda werden einem in besonderer kleiner, viereckiger Hütte verehrten Muzimu oder Hausgeiste Schneckenhäuser, aus Lehm geformte Kugeln, Kräutermischungen, kleine Stückchen Wachholder (?) und ein mit eiserner Spitze versehenes, in den Boden gestecktes Stück Antilopenhorn als Opfergaben dargebracht. Um derartige Geister, um diejenigen der Verstorbenen, sowie um Zaubermittel scheinen sich die religiösen Anschauungen dieses Volks wesentlich zu drehen.

Die Schilluk am Weissen Nil verehren Nyekomm als Stammvater ihres Volks. Er soll manchmal in Gestalt eines beliebigen kleinern Thieres auf einem Baume sichtbar werden. Man bittet Nyekomm um Regen und um gesegnete Ernte. Der Nil ist dem Volke heilig. Die Geister der Verstorbenen werden als in Nähe der Lebenden weilend gedacht.

Die Denka dagegen huldigen dem Deng-det, welcher für sie Erschaffer der Welt und Vertreter des Guten ist. Ihre Zauberer, die Tiit, machen nicht blos Regen (Deng), sondern sie beschwören auch die Dijok oder bösen Geister, die namentlich von Verstor-

benen herrühren sollen. Die Tiit treiben Hokuspokus und Bauchrednerei.

Von den Bongo berichtet Schweinfurth, sie betrieben ebenso wenig wie die andern Schwarzen des von ihm betretenen Gebietes einen eigentlichen religiösen Cultus. Ihrer Sprache fehlt der selbstständige Begriff der Gottheit. Loma bedeutet ebenso das Geschick, Glück oder Unglück, wie auch das von den mit ihnen verkehrenden Moslimen angerufene höchste Wesen. Sie fürchten sehr die Geister, Bitobo, welche ihnen nur als böse erscheinen, namentlich die Waldgeister, Ronga. Letztere treten in Gestalt zwar wunderlich gebildeter, übrigens jedoch harmloser Thiere auf, wie z. B. gewisser Fledermäuse, eines Halbaffen *(Otolicnus)*, der Eulen u. s. w. Sie suchen sich gegen sie durch zauberkräftige Wurzeln zu schützen. Zauberdoctoren heissen bei diesem Volke Beloma. Zur Besprechung von Krankheiten u. s. w. lassen sie gewiegte Kodjuren der Denka kommen. In den Verdacht der Hexerei treten hier leider bald einmal alte Leute, deren Existenz durch den scheusslichen Aberglauben, ganz in der Weise unserer Hexengerichte, gefährdet wird.

Hexenglaube in Afrika ist überhaupt weit verbreitet. Selbst in dem mohammedanischen Nordosten, besonders in Sennar sowie im christlichen Abyssinien, glaubt man an Sachar oder Budda, d. h. Wichte, welche sich nachts in Hyänen umzuwandeln vermögen. In dem ägyptischen Grenzfort Famaka wurden mir selbst vicekönigliche schwarze Soldaten gezeigt, von denen das Gerede ging, sie könnten sich nachts in Flusspferde verwandeln und in dieser Ungestalt den Blauen Nil durchschwimmend, am andern Ufer Unzucht mit den dortigen halbheidnischen Frauenzimmern treiben. Dieser Buddaglaube reicht tief nach Central- und Südafrika hinein. Die Aba-Takati oder Ama-Tagati (Hexenmeister) der Amazulu sind ebenso wie die ähnliches bezeichnenden westnigritischen Wundermänner gefürchtet und gehasst. Gerade der Glaube an Zauberer und Hexen ist es, welcher in

Afrika so viele schreckliche Ordalien, Confiscationen und Metzeleien hervorruft. Dass hierbei übrigens häufig persönliche Feindschaft und Gehässigkeit, sowie Habgier sehr wirksame Factoren bilden helfen, das leuchtet wohl jedermann ein.

Waldkobolde herrschen ja in allen mit dichtem, düstern Baumwuchs bestandenen Forstgebieten. Die Sagen vom Mandel gewisser südostdeutscher Gebirgsforste und vom harzer Hackelberg, sowie vom Jurupira und Caypora der brasilianischen Indianer, finden ihren entfernten Widerhall in dem Gerede von centralafrikanischen Waldunholden, wie sie z. B. angeblich im Gebiete der Wau auftreten sollen.

Die Niam-Niam benutzen bei Vornahme wichtiger Handlungen ein Augurium, welches sie „borru“ nennen. Sie fahren nämlich mit einem in Wasser angefeuchteten Holzpflock wie mit einem Hobel über die glatte Fläche eines Holzschemels hin. Gleitet der Pflock leicht hin und her, so bedeutet dies etwas Gutes, adhäriren dagegen die feuchten Holzflächen aneinander, so gibt dies eine schlimme Vorbedeutung. Ausserdem haben sie noch andere Augurien. Sie geben z. B. einem Huhne Fetischgetränk, stirbt es daran, so ist das Unglück vor der Thür; oder man taucht den Kopf eines lebenden Hahnes eine Zeit lang unter Wasser, kommt das betäubte Thier danach wieder zu sich, so ist alles gut. Uando, König der Niam-Niam, unternahm nur deshalb keinen Angriff auf Schweinfurth und seine Karavane, weil der Trank ein dem Augurium gewidmetes Huhn getödtet hatte.

Die Monbuttu, welche die Beschneidung üben, konnten von Schweinfurth hinsichtlich ihrer religiösen Begriffe nicht genauer erforscht werden. Merkwürdigerweise übersetzte man das Wort Allah, Gott, mit Noro. Nor bedeutet aber im berberinschen Mahasdialekt ebenfalls Gott.

Vom Uëllegebiet ab nach Westen, nach dem Senegal, dem Atlantischen Ocean und dem Coanza hin herrscht

crasser Fetischglaube. Das Wort Fetisch ist aus dem portugiesischen Feitisso, Zauberei, Hexerei, verdreht worden.

In Aschanti hat man die dunkle Ahnung von einem höchsten Gotte, dem Schöpfer, Jan Kompune. Unter diesem stehen als untergeordnete Gottheiten Fetische, die in besondern Flüssen, Wäldern oder Bergen wohnen. So waren zu Bowdich's Zeit die Flüsse Tando, Kobbi und Odirri Lieblingsfetische der Nation. Der König und die höhern Klassen verbringen nach dem Tode ein Leben voller Prasserei bei der höchsten Gottheit. Stirbt ein Vornehmer, so tödten sich bei der Leichenfeier desselben Leute beiderlei Geschlechts, um wenigstens als Dienstleute des Verstorbenen der Freuden des Paradieses mit theilhaftig werden zu können. Gleichem Bestreben sind die Menschenopfer bei Gelegenheit der Todtenfeier hochgestellter Personen beizurechnen. Diese Schwarzen haben ihre Fetischtempel, Himma. Ihre Fetischpriester bilden eine besondere erbliche Kaste, welche nicht geringen Einfluss erwirbt. Jeder Priester verfügt über einen kleinen Tempel und seinen heiligen Stein, das Hauptsymbol der Gottheit. Solche Steine sind Meteore oder in Ermangelung derer auch Stücke Magneteisenstein, die sich hier und da auf dem Boden finden und von den schlauen Bonzen auch gelegentlich, zufällig, unter Donner und Blitz der Gewitter, eingesammelt werden; man schmückt damit die Altäre. Jeder Priestersohn, der wieder Priester werden soll, muss in den Besitz eines solchen Steines gelangen. Die Tracht dieser Kaste ist die weisse; sie lassen sich das Haupthaar so lang wachsen, als dies bei ihrer Rasse möglich wird, nur scheren sie sich den Bart. Eine Art Oberpriester wohnt zu Kumassi, ist aber ohne grosse oberhirtliche Gewalt. Ausserdem gibt es bei ihnen wandernde Fetischmänner oder Wunderdoctoren, die aber keinen heiligen Stein mit sich führen dürfen. Sie haben vielmehr nur einen Lederriemen, an welchem Amulete und Zaubersteinchen befestigt sind. Aus diesen

Talismanen sagen die Fetischmänner wahr. Auch gibt es unter ihnen Fetischweiber, welche in grossem Ansehen stehen. Das Opfern an den Himma ist allgemein. Es gibt einige Sekten, die hinsichtlich des Essens gewisser Fleischspeisen und des Opferns verschiedenartig gefärbter Thiere sich ganz different verhalten, auch voneinander abweichende Festtage feiern.

Eine grosse Rolle spielen in Aschanti wie auch in andern Staaten Guineas die sogenannten Agriessteine; sie sollen ursprünglich aus Benin stammen, werden dem Golde gleichgeschätzt und nach dem Gewichte verkauft. Sie sind entweder einfarbig blau, gelb, grün und roth oder auch vielfarbig, in letzterm Falle manchmal sehr hübsch gemustert; einige machen den Eindruck zierlicher Mosaik. Diejenigen, welche ich selbst vor Augen gehabt, erinnerten mich lebhaft an das unter anderm von Kubary so genau beschriebene Geld der Palauinseln im Pacific, ferner an gewisse ähnliche ägyptische, indische und selbst alteuropäische, Schmuckperlen darstellende Gräberfunde. Es sind das theils gebrannte Thone, theils langsam verwitternde Glasflüsse, aber auch wirkliche Steine, so z. B. Quarzvarietäten, Karneole, Achate, Jaspise u. s. w.; diese Steine bedeuten Glück. Kinder, die reich erben, werden mit den zu Pulver geriebenen Steinen bestrichen, um ihr Wachsthum zu befördern u. s. w. u. s. w. Endlich geben die Aschanti sowie andere heidnische Nigritier beider Guineas viel auf arabische Zaubersprüche, Koranverse u. s. w., die ihnen von den in ihrer Mitte verweilenden Moslemin für schweren Geldeswerth aufgeschrieben werden. Die Verfertiger solchen Krams sind Berbern, die weit wandern und von ihrer im Arabischen ausgeübten Schreibekunst grossen materiellen Vortheil ziehen. Denn überall in Afrika treibt man mit solchem islamitischem Schwindel eine ausgedehnte und sehr erfolgreiche Schacherei.

In Dahome ist der Thierdienst hauptsächlich entwickelt. Hauptfetisch ist der Leopard. Auch in Loango

bildet letzterer einen grossen Fetisch, der nach Bastian fürstlicher Natur ist, weil selbst der plebejische Büffel, meiner Meinung nach der kleinere, weniger wehrhafte *Bos brachyceros*, sich von ihm besiegen lassen soll.

In vielen Gegenden sind mehrere Arten von Schlangen die Landesfetische. Zu Whyda oder Juida an der Küste von Dahome, dem Sitze eines schwunghaften, zum Theil auch durch Europäer betriebenen Handels, existirt ein Schlangentempel, in welchem der französische Marinechirurg Dr. Répin eine grosse Zahl von nicht giftigen, zu den Familien *Python* und *Leptophis* gehörenden Ophidiern züchten sah. Das Volk erweist diesen Bestien abgöttische Ehren. Die selbst unabsichtliche, rein zufällige Tödtung eines solchen Gottes zieht hier schwere Folgen nach sich. Mehrere in Guinea weilende Europäer, denen beiläufig ein derartiges Malheur passirt war, vermochten sich nur mit grosser Mühe und unter Opferung beträchtlicher Beschwichtigungssummen der Volksrache zu entziehen. Durch das ganze tropische Afrika kommt eine Riesenschlange (*Python Sebae*, *Python natalensis*) in mannichfaltigen örtlichen Varietäten vor. Dieselbe ist hauptsächlicher Schlangenfetisch. Wir finden ziemlich naturgetreue farbige Darstellungen dieses Thieres in den thebaischen Königsgräbern u. s. w. Sie hat nämlich im Religionsdienst der Aegypter ihre Rolle gespielt, wie denn auch die sehr giftige, durch ihren Biss zuweilen schnell tödtende Uraeus- oder Haje-, d. h. Brillenschlange (*Naia haje*), Symbol der schnell treffenden pharaonischen Königsmacht war. Nach Krapf zollen die Gala der Schlange (*Python*) eine hohe Verehrung, indem das Reptil nach ihrer Vorstellung die Mutter des Menschengeschlechts war. Da nun auch die Abyssinier vor ihrer Bekehrung zum Christenthum eine grosse Schlange angebetet haben sollen, so vermuthet der wackere Missionar hieraus und aus andern Verhältnissen mit Recht einen Zusammenhang zwischen

dem altägyptischen und dem altäthiopischen Götterdienst. Vom Schlangencultus findet sich auch etwas unter den Kaffern. Bei letztern wohnen nämlich die Amachlosi oder Isiduta, d. h. die Geister der Verstorbenen, in Schlangen. In einer Art derselben hausen die Geister von Häuptlingen, in andern die des gemeinen Volks, in noch andern die von Weibern. Kriecht eine Schlange in eine Hütte und bleibt daselbst, so ist sie ein Itongo oder Pänat, entfernt sie sich dagegen wieder aus der Behausung, so ist sie eine dem Hause fremde Erscheinung. Wird eine Schlange getödtet, weil sie wirklich giftig ist oder für giftig gehalten wird, so erscheint der in ihr wohnende Geist den Leuten im Traum. Tödtet man eine dem Geiste eines Häuptlings zur Behausung dienende Schlange, so wird dieselbe begraben, ihr Gerippe am Thor der Niederlassung aufgehängt und ihr Tod wird durch ein Opfer gesühnt. Merensky, welchem wir diese Nachrichten verdanken, fügt hinzu, dass unter den Basuto dieser Glaube an Incarnation der Geister in den Schlangen nicht zu bemerken sei. Bedenkt man aber, dass die Schlangen auch unter manchen Derwischgemeinden des islamitisch-berberischen Afrika eine Rolle spielen, erinnert man sich ferner an den Schlangen-Hokuspokus der antiken Psyllen, so wird man doch versucht, in dem Schlangendienst verstreute Reste eines uralten, über einen grossen Theil Afrikas verbreitet gewesenen Fetischcultus zu erblicken.

Von Afrika ist der Schlangendienst durch die Transporte nigritischer Sklaven auch nach Amerika verpflanzt worden; er hat als Wodudienst auf Haïti und selbst in manchen Gegenden von Louisiana und Florida seine recht hässliche, betrübende Auferstehung unter Niggergemeinden gefeiert, denen man schon längst die Pflege aufgeklärterer, christlich-humanitärer Ideen zuzuschreiben geneigt gewesen war.

In Aschanti wie auch weiter südlich über Benguella hinaus fürchtet sich der ungebildete, abergläubische

Mensch vor bösen Geistern. Der Jan Kompune der Aschanti kann Gutes und auch Böses über die Menschen verhängen. Unter ihm treiben aber noch dämonische Unholde ihr Wesen. Auch in andern guinensischen Ländern sind böse Dämonen die Quälgeister der dortigen schwarzen Herren der Schöpfung. Alles was hier dem Individuum oder der Gemeinde Schlechtes passiren kann, gilt als Werk eines bösen Geistes, dieser hat häufig seine lebenden Vertreter in einzelnen Menschen, Hexenmeistern, auch weiblichen Hexen, welche in Loango Endoxes heissen. Um diese angeblichen gemeinschädlichen Wesen zu entdecken und zu entlarven, dient das Institut der Ogangas oder Fetischpriester. Solche von Hause aus abgefeimten käuflichen Betrüger bezeichnen nach Gutdünken, sei es aus Rache, aus Aerger über nicht dargebrachte Spenden, aus habgierigen Zukunftsideen oder um nur überhaupt ein Opfer stellen, um Einfluss behaupten zu können, beliebige Personen als Endoxes; wenn diese nun nicht einem über sie verhängten Gottesurtheil verfallen, so unterliegen sie doch der Volkswuth, wobei sie dann mit raffinirter Grausamkeit zu Tode gequält werden. Sobald, nach Falkenstein's Mittheilung, in Loango ein Mann von Rang plötzlich stirbt, so wird seine Leiche mit einem Perlenhalsbande geschmückt und vom Oganga gefragt, ob sie den Verursacher des Todes selbst suchen wolle; wird dies vom Todten durch den Mund des Priesters bejaht, so schleppt man die Leiche in einer Machilla oder Hängematte in den benachbarten Oertern umher, lässt sie bei einer längst vorher bezeichneten Hütte halten, zerstört diese und opfert deren Inhaber. Als einer der besten und kräftigsten Lingsters oder Dolmetscher und Commissionäre der Dr. Güssfeldt'schen Loango-Expedition gestorben war, wurden verschiedene Personen dem Gottesurtheil anheimgestellt und zum Theil auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Die Gottesurtheile bestehen im zwangsweisen Trinken von wässerigen Auszügen oder im Einnehmen von

Pulvern der Calabarbohne *(Physostigma venenosum)* und der Nkassa, letztere Rinde des *Erythrophlaeum guineense*. Haben die Leute eine solche sehr häufig durch Herzlähmung tödtende Probe glücklich überstanden, d. h. die Giftgabe ausgebrochen, so erhalten sie von der anklagenden Partei (nach Lenz) eine Entschädigung. Diejenigen, welche den Trank oder das Pulver länger bei sich behalten und nicht daran sterben, werden getödtet. Zuweilen müssen Ankläger und Angeklagte sich dem Gottesgericht zugleich unterwerfen, manchmal trifft dies den Oganga selbst. In einzelnen Fällen wird letzterer, falls man eine seinerseits begangene Fälschung erkennt, der Volkswuth geopfert. Der Oganga vermag nämlich das Ordal so einzurichten, dass es in einem Falle schadet, im andern nicht; er kann auch zugleich Brechmittel beibringen. Persönliche Willkür, Habsucht, Rachgier sind auch hier wieder die Triebfedern seines Handelns; gewöhnlich entscheidet er zu Gunsten derjenigen Partei, die ihm am meisten bietet.

Cameron spricht ebenfalls vom M'ganga oder Medicinmann der Warua (westlich vom Tanganyka). Ein solcher steckte in einem weiten Zeugrocke, hatte um den Hals eine Schnur von Kürbisstücken, Vogelschädeln und roh aus Holz geschnitzten Figuren; das Haar wurde von einem breiten, mit verschiedenfarbigen Perlen besetzten Bande zusammengehalten, über dem ein hoher Federbusch wehte; Gesicht, Arme, Hände waren mit Pfeifenthon angeweisst; von seinem Rücken hing ein Bündel kegelförmiger eiserner Schellen herab, die beständig klingelten, während er mit gespreizten affectirten Schritten durch das Dorf stolzirte. Das Gefolge bestand aus einer Frau, die in einem ausgehöhlten Kürbis seinen Götzen trug, einer zweiten mit seiner Matte zum Niedersitzen und aus zwei kleinen Jungen mit seinen übrigen Habseligkeiten. Sowie er sich sehen liess, stürzten alle Weiber aus ihren Wohnungen und liefen zu der Teufelshütte des Dorfes, vor welcher sie, wie

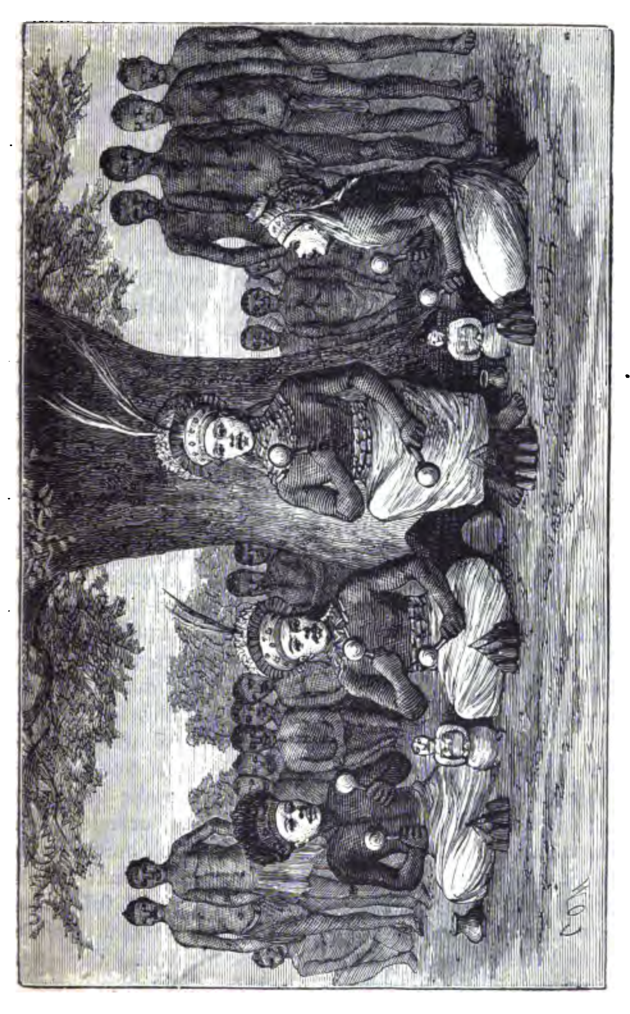


Fig. 89. **Waganga der Warua.**

es schien, Gebete verrichteten, indem sie den Kopf tief zur Erde neigten, in die Hände klatschten und seltsame unartikulirte Klagelaute ausstiessen. Bald kamen aber noch ähnliche Waganga, ganz ähnlich ausstaffirt und mit ähnlichem Gefolge, dazu, bis ihrer fünf beisammen waren; nun veranstalteten sie einen gemeinsamen Umzug und hielten dann auf einem freien Platze im Dorfe still. Hier breiteten sie ihre Matten aus, setzten sich in einer Reihe darauf nieder und holten ihre Götzenbilder und Zaubergeräthe hervor. Die Befragung der Waganga wurde durch die Häuptlingsfrau eröffnet, welche ihnen als Opfergabe ein halbes Dutzend Hühner verehrte; als sie sich wieder entfernte, sah sie sehr beglückt aus, denn der oberste Waganga hatte ihr die Ehre erwiesen, ihr ins Gesicht zu speien und ihr einen Thiergötzen in Form einer Kugel als Talisman geschenkt; diesen trug sie eiligst in ihre Hütte, um den Schatz in Sicherheit zu bringen. Nun erklärten sich auch die Waganga für Anhörung und Beantwortung von Fragen aus dem Volk zugänglich; auf einige gaben sie sofort Bescheid, andere dagegen machten ihnen scheinbar grosse Schwierigkeiten, deren Lösung unter vielerlei Reden und Gesticuliren gesucht wurde. Bekannten sie aber zuletzt, selbst keine Antwort finden zu können, so mussten die Götter befragt werden und nun ertheilte einer der Fetischpriester, der sich aufs Bauchreden verstand, den gewünschten Bescheid, während die armen Betrogenen des Glaubens waren, der Götze habe gesprochen. Je reicher die Spende des Fragenden war, desto günstiger lautete die Antwort, die das Orakel gab. Auf diese Weise erzielten die Waganga im ganzen einen ausserordentlich befriedigenden Ertrag ihres Wahrsagens, ja zwei von ihnen hatten solches Gefallen daran gefunden, dass sie folgenden Tags wieder kamen, aber da ging das Geschäft flau, wahrscheinlich mochte sich das Volk nicht alle Tage den Luxus der Orakelbefragung gestatten können.

Die Kimbunda sind nach Magyar Fetischdiener, welche

namentlich Thiere als Sinnbilder der Göttlichkeit verehren; sie kennen aber auch ein höchstes Wesen, Suku-Wanange (der Name erinnert an den Waka der Gala, S. 209), welches jedoch an dem Schicksal der Menschen sehr wenig Antheil nimmt. Ausser ihm existiren Kilulu-Sande oder gute und Kilulu-yangolo-apessere oder böse Geister. Die Seele ist unsterblich und kommt nach dem Tode in eine unterirdische Welt, Kalunga, wo es Tag ist, wenn es oben Nacht ist und wo es lauter Sinnengenüsse gibt. Je nachdem ein Lebender gehandelt hat, wird er unter die guten oder die bösen Geister versetzt; letztere sind zahlreicher als erstere und quälen die Menschheit entsetzlich. Indessen erschreckt Suku-Wanange von Zeit zu Zeit die bösen Geister mit dem Donner und schlägt die bösesten zugleich mit dem Donnerkeile. Man bringt den bösen Geistern häufige Opfer dar; die Vermittelung mit ihnen übernehmen Hausgötzen, deren hölzerne oder thönerne Abbilder in der Hauskapelle aufgestellt und mit Antilopenhörnern umpflanzt werden; diese Hörner sind voll Kohle und Fett. Man entzündet nun dieses Gemisch und beräuchert damit sich und die Götzenbilder; letztern dürfen sich nur der Hausherr und der Opferpriester oder Kimbanda nähern.

Zu Beginn der trockenen und der Regenzeit setzt man öffentliche Processionen zu Ehren der guten Geister in Gang. Man verfertigt eine Zeugpuppe in Lebensgrösse und trägt sie unter einem Baldachin mit Musik und mit Gesang von Ort zu Ort; festlich gekleidete Männer umtanzen das Idol und preisen es in ihren Gesängen. Die den Zug begleitenden Kimbanda oder Priester aber betteln Geld von den Hausherren zusammen. Letztere hoffen durch solche Gaben die Gunst der guten Geister zu gewinnen, namentlich in ihren Handelsunternehmungen. Gewöhnlich opfert man Thiere, Menschen nur bei der Einsetzung der Fürsten oder bei Regenmangel. Gottesgerichte existiren auch hier.

Ein Theil der Fetische der West- und Innerafrikaner

sind Holzfiguren in stehender oder hockender Stellung mit grotesk ausgeschnitzten Zügen und mancherlei phallischen Attributen. Sie sind schwarz, weiss, roth oder bunt bemalt, mit Haaren, Federn, Thierhörnern, Zähnen, Schnecken, Muscheln, Spiegelstücken, Perlen, Zeuglappen und allem nur erdenklichen andern Kram phantastisch aufgeputzt. Es fehlt nicht an Rasseln, Pauken, Trommeln, Schalmeien und sonstigen Instrumenten zur Erzeugung der etwa wünschenswerthen Fetischmusik. Man baut den Fetischen grössere Tempel



Fig. 90. Fetische von Ruanda.

oder kleinere Kapellen, selbst nur offene Schuppen; die Ausschmückungsweise dieser heiligen, manchmal an den malerischsten Stellen des Waldes angebrachten Behausungen ist überaus mannichfaltig, grösstentheils sind ihrer viele wunderlich ausstaffirt. Manche Fetische begeben sich auf Reisen, um gelegentlich bei Krankheiten oder dergleichen consultirt zu werden. So z. B. vollführt der bekannte und gefürchtete Götze Mangaka in Kabinda nach Bastian seine derartigen Kunstreisen in einer Tipoia oder Tragmatte. Es lässt sich keine Art des unsinnigsten Aberglaubens und des Hokuspokus

ersinnen, welche in dem Fetischdienste nicht platzgreifen sollte. Sind manche der Götzen auch harmloserer Art, so gibt es leider auch solche, die an Blutdurst dem Huitzilipochtli der Azteken kaum etwas nachgeben. Leistet der Fetisch übrigens nicht das Erwünschte, so prügelt man ihn wol, beschimpft ihn sonst noch, schmeisst ihn beiseite und macht sich einen andern Götzen. Das Christenthum hat gegen diesen

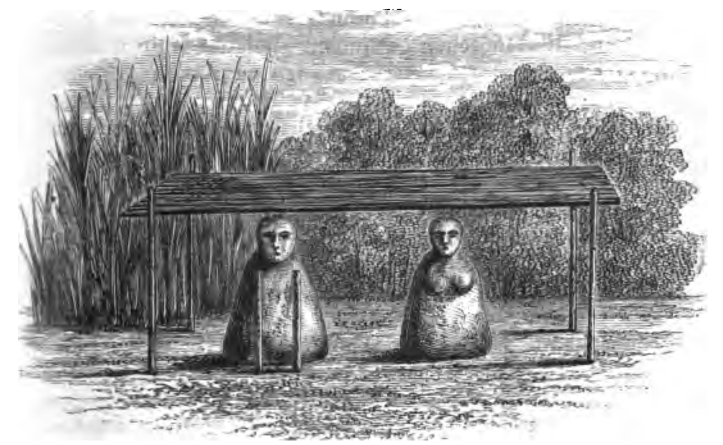


Fig. 91. **Fetischhütte in Lowale.**

finstern und fest eingewurzelten Aberglauben erst sehr weniges zu erringen vermocht.

Bei den A-Bantu herrscht nach den Angaben verschiedener Reisender gar keine Religion. Merensky fühlt nun das Bedürfniss, diesen Angaben entgegenzutreten, wie mir scheint nicht mit Unrecht. Die Betchuana glauben an Modimo, Morimo oder Morinno, ein höchstes Wesen, welches die Welt erschaffen, Leben und Tod gibt, Glück und Wohl spendet. Man wendet sich nur in gewissen Fällen im Anrufen direct an Modimo. Dieser Name findet sich bereits bei dem alten

portugiesischen Schriftsteller De Barros, wird aber auch von den heutigen Zauberdoctoren gebraucht, d. h. von Leuten, auf welche weisse Ansiedler und Missionare erst am spätesten Einfluss erhielten. Deshalb hält Merensky nichts von einer Uebertragung des Begriffs Modimo durch die Weissen und Missionare. Auch die Amazulu, Amaswazi und andere Küstenstämme sprechen von einem Itongo oder höchsten Wesen; die Badimo und Amatongo wirken auf sie als Götter mit übermenschlicher Kraft, die besonders durch Träume Einfluss auf die Menschen gewinnen. Bei den Zulu werden die Geister verstorbener Häuptlinge zu Amatongo oder Göttern; sie unterscheiden vom Itongo noch einen allerhöchsten U'kulunkulu, welcher die Menschen aus dem Moraste, U'mchlanga, erzeugte, aus dem er selber herstammt. Chuboane (der Mosuto) erschuf die Menschen aus U'mchlaka, Sumpfwasser. Es existiren nun mancherlei kosmogenetische Sagen der A-Bantu, welche aufzuzählen hier der karge Raum verbietet. Bei den Zulu spielen die Geister der Verstorbenen, Amachlosi oder Isiduta mit. Das angebliche Verhältniss derselben zu den Schlangen haben wir oben (S. 216) näher erörtert. Die Badimo oder Elohim, Geister, Götter der Basuto, wohnen auf Bergen, in Höhlen, an abgelegenen Orten. Die Seelen der verstorbenen Häuptlinge werden als Schutzgeister der Familie und selbst des Stammes betrachtet; man schlachtet ihnen Thiere und hält es für gut, wenn diese bei ihrer Tödtung recht laut schreien. Bei den Kaffern thut man in Krankheitsfällen Fleisch und Blut eines Opferthieres, z. B. eines Rindes, in eine gut gereinigte Hütte, verschliesst diese nachts und gibt so, wie man wähnt, den Amachlosi Gelegenheit, sich durch Beriechen und Belecken des Fleisches zu laben; dann wird das letztere vertheilt und gegessen. Die Knochen des Opferthieres werden bei manchen Stämmen verbrannt. Bei den Basuto opfert man nur beim Tode von Häuptlingen dessen Vieh. Bei Unglücksfällen, welche das Volk oder die

königliche Familie treffen, wird ein schwarzer Ochse an den Gräbern der Häuptlinge geschlachtet. Die Baganansoa erzählten von solchen alten Ruhestätten, an denen man durch eine (oben gewöhnlich verdeckte) Oeffnung Bier als Trankopfer zum Schädel des Todten herablaufen liess. Auch die Basuto glauben an das Herumspuken von Seriti, d. h. abgeschiedenen Seelen. Spuren von Menschenopfern zeigen sich nach Merensky in der Geschichte des Zulukönigs Tchaka und des Bapedifürsten Sekwati. Ein kleiner Matabelestamm betreibt die Menschenopfer noch ganz offenkundig und jagt die dem Pollo unterworfenen Knaben (S. 179) durch den Rauch verbrannter Geopferter hindurch. Der Häuptling dieser Barbaren salbt sich den Leib mit Menschenfett u. s. w. Im Basutolande hat man heilige Berge, Steine, Quellen und Bäume. Diesem Volke sind ferner das Krokodil und der Ibis *(Harpiprion Hagedash)* heilig. Wird jemand von ersterm gebissen, so wird er ferner für unwürdig erklärt, in der Gemeinschaft des Stammes zu verbleiben. Der Ibis darf deshalb nicht getödtet werden, weil sein Tod den Regen vertreiben oder verhindern könnte. Die Kaffern verschmähen in ihrer Kost Fische, Eier, Hühner, Raubthiere, Raubvögel sowie zahme Schweine. Der Grund dafür ist nicht bekannt. Die Gala, Somal, Djagga, Wakikuju, Wakamba und Wataita essen weder Vögel noch deren Eier, auch nicht Hühner, ferner keine Fische. Letztere werden nur von Küstenbewohnern, von Somal, Makua und Swazi verspeist. Unter den nördlichen Stämmen sind Talismane jene Wurzeln, Knochen, Zähne u. s. w., die durch das Würfeln des Fetischmannes für heilbringend erklärt werden. Die Bachalaka verehren ein Knollengewächs, das sich auch in grosser Dürre hält.

Die den Waganga der nördlichern Völker ähnelnden Bantupriester oder Zauberdoctoren bilden eine Klasse für sich. Bei den Kaffern üben sie einen grossen Einfluss auf das Volk aus. Es gibt auch weibliche

Zauberdoctoren; sie heilen Krankheiten von Menschen und Vieh, machen Diebe und Hexenmeister ausfindig, treiben Wahrsagerei, Augurien und schaffen Regen. Sie putzen sich mit Federn, Haaren, Knochen, Zähnen, Hörnern, Perlen, lebenden Schlangen u. s. w. nach echter Ganga-Manier sehr abenteuerlich heraus. Die als Hexenmeister (Aba-Takati oder Ama-Tagati der Zulu) Erkannten, häufig völlig harmlose, unschuldige Personen, werden auf grausame Weise hingeschlachtet. Allerdings gibt es auch Leute, die ihren Nebenmenschen durch sympathische Verrichtungen und durch Gift zu schaden wähnen oder thatsächlich zu schaden suchen, diese werden dann auch einmal von dem über sie verhängten Spruche in gerechter Weise betroffen.

Die Doctoren der Basuto oder Njaka, welche nach Urtheil der Missionare nicht so wild und agressiv zu verfahren scheinen wie diejenigen der Kaffern, wahrsagen mit Hülfe von Dickagare oder mit aus Fusswurzelknochen des Rindes bereiteten Würfeln. Die Baloi oder Hexenmeister, welche nachts im nackten Zustande umherlaufen und angeblich vielerlei Bosheit treiben, wozu sie sich gezähmter Paviane bedienen sollen, sind auch unter den Betchuana sehr gefürchtet.

Sehr merkwürdig zeigen sich die übrigens doch so gering entwickelten religiösen Vorstellungen der alten Hottentotten. Ein berühmter Mann, Heitsi-Eibib oder Tsui-Coab, d. h. Wundknie, scheint sich bei ihnen in ähnlicher Weise Vergöttlichung erworben zu haben wie ein grosser Pharao, ein Sohn der Sonne, bei den Aegyptern oder wie ein Heroe, ein Halbgott, bei den Griechen. Indessen hatten sie auch eine dunkle Vorstellung vom guten Gunnia-Tiquoa oder Tuquua, dem Gott der Götter, dem Schöpfer aller Dinge. Daneben war Tutuqua der Vertreter des Bösen. Dem Monde ward von ihnen, wie auch von andern afrikanischen Stämmen, eine gewisse Verehrung gezollt. Ein geradflügeliges Insekt, das Weinhähnel oder die *Mantis*, dessen derjenigen einer Betenden ähnliche Stellung

einer in Südeuropa gemeinen Art den Beinamen *religiosa* einbrachte, war den Hottentotten heilig. Uebrigens hörte dieses Volk auch auf seine Medicinmänner oder Zauberdoctoren ganz so wie andere afrikanische Heiden. Zur Zeit hat das Christenthum den grössten Theil der alten abergläubischen Ideen bei den Hottentotten verdrängt. Ihr neueres Wort für Gottheit, U'tixo, ist durch sie und die Missionare auch bei den Kaffern eingeführt worden.

10. Regierung und Staatsverfassung.

Nominelle Oberhäupter der afrikanischen Moslimen sind der türkische Sultan und der Kaiser von Marokko. Das wirkliche Oberhaupt von Aegypten, Tripolis und Tunis ist der Sultan in Konstantinopel. Algier ist französische Colonie, Marokko ist unabhängig. In Aegypten regiert der Khedive, in Tripolis der Pascha (arabisch Bascha), in Tunis der Bei. Aegypten hat gegenwärtig grosse Erwerbungen im Süden gemacht und das Generalgouvernement Beled-Sudan um das Land Dar-Fur, um die Schilluk-, Denka- und Bari-Territorien bis zum Belenian, und um die Berta-Länder bis Fadassi, erweitert. Dieser Staat ist ferner auf bestem Wege, auch die bedeutendsten der paradiesischen äquatorialen Seegebiete, Unyoro und Uganda, zwar allmählich, aber sicher zu annectiren. Ausserdem gebietet der Khedive jetzt über die Küstenstädte am Rothen Meere; seine Anschläge auf Abyssinien sind vorläufig mislungen, diejenigen auf Wadai sind nur vertagt. Mit den Niam-Niam- und Monbuttu-Ländern wird man ebenfalls fertig zu werden suchen. In Aegypten, woselbst die Thronfolge durch Decret des türkischen Sultans vom Jahre 1866 eine gründliche Aenderung erfahren hat, ist das türkische Staatsgesetz obligatorisch. Das Land hat einen jährlichen Tribut an die Pforte zu entrichten; die Steuern werden in

des Padischah Namen eingetrieben und das Geld muss die Tugra, den Namenszug des letztern tragen. Die sogenannte Tanzimati-Cherieh von Gülkhaneh, in welcher die alten Grundgesetze des türkischen Reichs im Sinne der modernen Weltanschauung umgeändert und worin namentlich das Verhältniss der Moslimen und der Nichtmoslimen zueinander geregelt werden sollte, gilt für Aegypten sowol als auch für die andern Besitzungen der Pforte in Afrika. In allen diesen Ländern gelten der Koran und die Sunnehgesetze, d. h. Commentare und Interpretationen desselben, die türkischen Staatsgrundgesetze, die herkömmlichen Staatseinrichtungen, sowie die von den Statthaltern des Sultans erlassenen speciellen Verfügungen als bindend. Die erwähnten herkömmlichen Einrichtungen tragen in den Ländern Aegypten, Tripolis und Tunis einen verschiedenartigen, in Uebereinstimmung mit den localen Verhältnissen befindlichen Charakter. Sind wir nun auch im ganzen daran gewöhnt, diese Staaten gewissermassen als Provinzen des türkischen Reichs zu betrachten, so geniessen dieselben dennoch eine grosse factische Selbständigkeit und es geschehen hier Dinge, die nur wenig Einklang mit den Wünschen und Bestimmungen der suzeränen Regierung verrathen. Wo aber in den türkisch-afrikanischen Gebieten den von den Statthaltern derselben abhängigen Beamten und Vasallenfürsten das Recht über Leben und Tod nicht unmittelbar zusteht, wird dies dennoch von ihnen häufig ohne weiteres factisch in Anspruch genommen oder mit Zuhülfenahme von heimlicher Gewaltthätigkeit und von ränkevoller Beschönigung oder Verclausulirung ausgeübt. So sollte z. B. in den Jahren 1859 und 1860 im ägyptischen Sudan kein Todesurtheil ohne ausdrückliche Genehmigung des ägyptischen Statthalters zu Kairo ausgesprochen und vollzogen werden. Wer aber kehrte sich daran? Der Bei in Chartum liess ebenso gut köpfen wie die Beis in Taka und in Kordufan; der Grossschekh der Schukrie tödtete so gut wie derjenige der Abu-Rof

oder der Melik (König) der Funje. Ein jeder im Süden commandirende ägyptische Major oder Hauptmann verfuhr in gleicher Weise. Von einer Berufung an höhere Instanzen war hier in solchen Fällen keine Rede; es scheint dort auch jetzt noch nicht besser geworden zu sein.

Die unabhängigen moslimischen Fürsten verfahren als unumschränkte Herrscher; sie haben ein jeder ihren Wekil oder Wesir, auch wol deren mehrere, sie hören den Rath weltlicher oder geistlicher Honoratioren; trotzdem aber findet eine Beschränkung ihres Despotismus durch jene Berather, die ja nur Werkzeuge und officielle Bestätiger der fürstlichen Willkür sind und nur selten hemmend einzugreifen wagen, so gut wie niemals statt. Auch der Medjlis oder Rath, der hier und da für politische, für Handelszwecke u. s. w. aus Beamten allein oder aus diesen und aus andern Notabeln zusammenberufen wird, bleibt meist ohne Einfluss, hat vielmehr in den allerhäufigsten Fällen nur eine Prüfung vorgelegter Fragen zu vollziehen. Nur sehr wenige erleuchtetere unter den Despoten hören einmal auf guten Rath. Die den Aegyptern tributpflichtigen Grossschekhs der Bedja, Furaua und Funje, welche nicht, wie die nubischen Berabra, direct unter ihren Nassiren, Mamuren, Mudiren u. s. w. stehen, üben zwar eine ziemlich weitgehende Herrschaft über ihre Unterthanen aus, sind aber doch am Ende ihrer Obliegenheiten, unter anderm für Anstiftung von Krieg und Frieden, den nächsten Statthaltereibehörden verantwortlich. Ihre Wekile sind nicht nur Stellvertreter, sondern auch hauptsächliche Commissionäre, denen noch eine Anzahl anderer Officianten, als Marktschekhs, Befehlshaber der Kriegsmacht, Sklavenaufseher, Eunuchen, als Obmänner der bei ihnen lebenden Fremden, als untergeordnete Districtschefs u. s. w. unterstehen. Recht wüst sieht es noch in den neu unterworfenen Gebieten der Schilluk, Denka und Bari aus, in denen die Reste einer überkommenen volksthümlichen Häuptlingschaft unter der temporären

Aufsicht ägyptischer Oberbehörden eine nur schwächliche Wirksamkeit ausüben.

In Uganda bildet nach Stanley den grössten Theil des Volks der Bauer, Kopi, von dessen einfältig-idyllischem Leben unser grosser Reisender ein so überaus anziehendes Bild entwirft. Ueber dem Kopi stehen die Vornehmen, das sind zunächst die Wakungu, dann die Watongoleh oder Häuptlinge zweiten Ranges. Die höchste Stellung nimmt der Katekiro oder oberste Minister ein. Stanley sah Mtesa circa 250,000 Soldaten unter 13 Wakungu oder Generalen und 154 Watongoleh oder Obersten gegen die Wawuma ins Feld führen. Mtesa, der Kabaka, d. h. Kaiser, der Oberherr über verschiedene, weite Gebiete regierende Könige ist, hat ausser seinen Weibern noch Haushofmeister, Pagen, Boten, Musikanten und — Scharfrichter um sich. Long-Bei entwirft von der Thätigkeit der letztern, der langbärtigen, wildblickenden Marsala, ein gar düsteres Bild. Sie vollführten, phantastisch gekleidet, vor den Augen und zur Ehre jenes dem Khedive dienenden Amerikaners blutige Menschenopfer. Letztere scheinen zur Zeit Stanley's (1875) bereits abgekommen zu sein. Mtesa und sein Hof waren nämlich Moslimen geworden und hatten ihre Sitten denn doch in etwas gemildert. Trotz dieser Religionsänderung blieben die Wangandahäuptlinge halbe Heiden, sie gingen bunt bemalt zur Schlacht und folgten ihren Zauberern. Amin-Bei (Dr. Schnitzler aus Neisse?) äussert sich im vorigen Jahre wieder tadelnd über die Sittenrohheit des despotischen Mtesa, den Stanley zum Christen gemacht zu haben glaubte. Wie nun der Kabaka hart und gewaltthätig verfährt, wenn er Land und Würde seiner in Ungnade gefallenen Wakungu von den in seiner Gunst gestiegenen Höflingen aufzehren, d. h. in Besitz nehmen, und wie er selbst den Namen der alsdann seiner Rache Geopferten von den designirten Nachfolgern adoptiren lässt, schildert Stanley in höchst drastischer Weise. Wie lange dürfte es aber noch dauern und der gross-

mächtige, übermüthige Kabaka bettelt als geduldeter Grossschekh der Waganda vor dem Divan zu Ras-el-Tin um die Gunst seiner Meister und blickt scheu verwundert auf die Parade der schwarzen Garden an den Kasernen Kassr-el-Nil oder Kassr-el-Ali, die ihn und seine Hunderttausende mit ihren Hinterladern, mit ihren Krupps niedergeworfen hatten. Wenn erst einmal bessere Wirthschaft in Kairo eingeführt sein sollte, so dürften wir uns aus menschlichen Rücksichten wol darüber freuen, eine derartige Vision in ein Bild der Wirklichkeit umgewandelt zu sehen.

Bei den Schilluk herrschte bis zu dem Zeitpunkte, in welchem nach den einleitenden Grossthaten des nicht officiellen Banditen Mohammed-Cher, der officielle Kurde Ali-Bei das Land jener Schwarzen der kairoiner Regierung definitiv unterwarf, ein König über die ganze sehr individuenreiche Nation. Derselbe residirte zu Denab am Weissen Nil, nach Pruyssenaere in einem besondern Weiler, welcher aus den Togule seiner Weiber, Kinder und Sklaven bestand; er verliess denselben niemals, um sich seinem Volke zu zeigen. Er bemalte sich nicht, trug an Armen und Beinen silberne und goldene Ringe, auf der Brust aber Perlenschmuck und hielt stets eine oder zwei Lanzen in der Hand. Er hatte in seinem Weiler ungefähr 150 seiner Söhne und ebenso viel Sklaven, alle bewaffnet, die für seine Sicherheit zu wachen hatten. Die Söhne, die noch zu jung waren, um die Waffen tragen zu können, wurden ausserhalb des königlichen Dorfes erzogen. Der Fürst hatte auswärts noch eine bedeutende Anzahl Sklaven als Hüter seiner Heerden. Alle Tage zeigte er sich von fern den bedeutendsten Häuptlingen, die ihn, in respectvoller Stellung niedergekauert, betrachteten. Er empfing gern den Besuch der fremden Bedja und Berabra, einerlei, ob ansässig oder nur vorbeireisend, weil sie ihm ein Geschenk gaben, das dann erwidert wurde. Weisse zu empfangen verweigerte er früher (1859) noch hartnäckig. Seine Einkünfte waren die

Sendungen gewisser Mengen von Durra, die ihm die ackerbauenden Dörfer lieferten, ferner zwei Drittel alles Elfenbeins, welches seine Unterthanen auf der Jagd erbeuteten. Wer einen Elefanten tödtete, musste dem König die beiden Zähne bringen, der dem Jäger ein Drittel des Elfenbeins oder dessen Werth gab. Der König erhielt ferner sämmtlichen Moschus der erlegten Krokodile, sowie den Schwanz von allen getödten Giraffen; letzterer Gegenstand hatte nämlich als Schmuck bei den Schwarzen einen grossen Handelswerth. Wer unerlaubten Umgang mit einem jungen Mädchen pflegte, musste Strafe an ihn zahlen. Endlich erhielt er noch Geschenke von denjenigen Händlern, die freie Erlaubniss für ihre Geschäfte haben wollten. Der König hatte drei Minister um sich, wovon der eine die, übrigens seltenen, Kriegszüge befehligte, an denen jedoch das Oberhaupt niemals persönlich sich betheiligte. Derselbe ernannte ausserdem in jedem Dorfe einen oder zwei höhere Häuptlinge, die unter sich wieder andere von geringerm Rang hatten. Im allgemeinen wurde die Regelmässigkeit und Gerechtigkeit der Verwaltung sehr gelobt. Die Aegypter haben nun, wie schon angedeutet worden, den letzten alten Schillukkönig Katkor beseitigt, ihn, wie schon so manchen Nigritierfürsten des Sudan, mediatisirt und ein Regiment eingeführt, welchem die oben geschilderte Regelmässigkeit und Gerechtigkeit der altnationalen Verwaltung nachzurühmen, auch dem servilsten Partisan des jetzigen Divan mislingen dürfte.

In Darfur hatte die alte, aus dem kriegerischen Stamme der Gondjara hervorgegangene Dynastie durch Generationen mit einer Art patriarchalischer Strenge, mit einem gemilderten Despotismus regiert. Die Verwaltung des Landes war einfach. Der Sultan hielt im Fascher zu Tendelty Hof, in einem umzäunten Hüttencomplex, welcher in seiner ganzen Anordnung etwa den U'nkundjlowes der Zulukönige entsprach. Ausserdem war das volkreichere Kobbe die Hauptverkehrsstadt,

in welcher der Handel getrieben wurde und wohin sich die fremden Karavanen bewegten.

Im Nachbarstaate Wadai, der neben zahlreichen eingewanderten, nomadisirenden Bedjastämmen auch viele nigritische Tribus und ausserdem noch wenig dunkel gefärbte Leute enthält, deren anthropologische Eigenthümlichkeiten bisjetzt so gut wie unbekannt sind, herrscht der Sultan ebenfalls in einer umzäunten Residenz zu Wara. Hier wie in Darfur und in den Weststaaten wird zwar despotisch, übrigens aber ganz nach den Gesetzen des Islam regiert. Der jedesmalige Sultan in diesen Gebieten hat eine Anzahl Würdenträger unter sich, deren Aemter sich theils aus den in altislamitischen Staaten eingeführten herleiten lassen, theils aber auf urthümlichem afrikanischem Boden entstanden sind. Uebrigens gehen im Westen Sudans noch immer grosse politische Gärungen vor sich, wie das z. B. die Vorgänge zu Timbuktu, Hamdallahi und Sansandi beweisen, wo selbst in unsern Tagen mehrere Völkerstämme, wie die berberischen Kunta, die Fulbe, Bambara u. s. w. um die Oberherrlichkeit rangen. Um nun einen Begriff von dem Hofleben in einem der centralsudanischen (dem Islam huldigenden) Staaten zu geben, wählen wir das gerade von deutschen Reisenden mehrfach besuchte Bornu. Hier herrscht jetzt die Dynastie der Kanemin, welche aus den Haushofmeistern der vorigen oder Saefua-Dynastie hervorgegangen ist. Der Sultan oder Mai, gegenwärtig der vielgenannte und vielgefeierte Omar-el-Kanemi, ist unumschränkter Gebieter. Seine Hauptbeamten sind der Digma oder erste Minister, der die innern Angelegenheiten besorgt, ferner der Mala oder Schatzmeister, der Jurama oder Oberste der Eunuchen, der Mistrema oder Aufseher über die Weiber, der Sintalma oder Obermundschenk, der Mainta oder Hofküchenmeister, der Marma-Kullobe oder Aufseher über die Sklaven (des Mai). Unter dem Digma stehen der Siggibada oder Ministerialdirector und der Ardjinoma oder Geheimsecretär. Der Fugoma oder

oberste Scharfrichter ist Stadtcommandant von Ngornu, der Kasalma oder Kadjelma ist Stadtcommandant von Jo. Der Mai hält alle Morgen Rathsversammlung (Nokna) ab, zu welcher seine Brüder, die hohen Beamten und die Kognaua oder Hofräthe berufen werden. Der Thronfolger (seinerzeit des Mai ältester Sohn) wird gewöhnlich Tschiroma oder Yerima genannt. Der Sohn der ältesten Schwester des Sultans heisst Kabiskema. Wie an den alten Höfen von Fur und Bagirmi stehen auch hier die Eunuchen (Adim) in hohem Ansehen; sie avanciren sogar zuweilen zu Staatsmännern und Truppenführern.

Die Sande oder Niam-Niam stehen nach Schweinfurth unter verschiedenen unabhängigen Fürsten, die Bjen heissen und eine vollkommene Autorität ausüben; sie versammeln die Heereskräfte ihres Landes um sich, erklären Krieg, schliessen Frieden, erheben von der gemeinschaftlichen Jagdbeute die Hälfte des Fleisches als Abgabe und monopolisiren, wie so viele nigritische Fürsten, das Elfenbein. In einigen westlichen Gebieten bestehen die Abgaben auch zum Theil in Sklaven. Den persönlichen Bedarf an Feldfrüchten gewinnt der Bjen selbst aus seinen Ländereien, die er durch Sklaven und sogar durch seine Weiber bebauen lässt. Jeder dieser Fürsten gebietet über eine Art Leibgarde. Unser Reisender rühmt die stolze, selbstbewusste Haltung und die vornehme Tournure dieser übrigens alles königlichen Prunkes entbehrenden Fürsten. Sie sind die eigenhändigen Vollstrecker der von ihnen gefällten Todesurtheile. Manche sollen an Wuthanfällen leiden, dergleichen auch absichtlich erkünsteln, aus der Volksmasse beliebige Opfer auswählen und dieselben abschlachten, um dadurch der Menge Schrecken einzuflössen, Respect vor ihrer Macht über Leben und Tod beizubringen. Es erinnert dies schon stark an die brutalen Herrschergelüste der guineensischen Könige von Dahome, Aschanti, Benin u. s. w.

In vorzüglicher Weise schildert uns derselbe hervor-

ragende Forscher die rohe Pracht am Hoflager des Monbuttukönigs. Der damalige, Munsa, welcher Schweinfurth und seine Begleiter freundlich aufnahm und der 1870 in ehrenvollem Kampfe gegen den ägyptischen Räuber Gattas gefallen ist, monopolisirte nicht allein das Elfenbein, sondern erhob auch Steuern an Feldfrüchten. Er hatte ausser seiner Leibgarde auch sonst noch Trabanten um sich; unter ihm fungirten eine grosse Zahl Beamter und Ortsvorsteher. Unter den vielen leiblichen Brüdern wurden die Unterhäuptlinge gewählt und fünf vornehme Reichsbeamte bildeten eine ganz besondere hochstehende Behörde; da waren: 1) der Intendant über die Waffen, 2) derjenige über die Ceremonien und Feste, 3) der Speisemeister des königlichen Hofhalts und erste Magazinier, 4) der Hausmeister über alle königlichen Frauen, 5) der Dolmetsch im Verkehre mit den Fremden und benachbarten Herrschern. Gross war die Zahl der Frauen Munsa's; nach Landessitte erbte letzterer nämlich die von seinem Vorgänger hinterlassenen Weiber und nahm selber noch sehr viele dazu. So oft er nachts seine Privatwohnung verliess, um den Frauen Besuche abzustatten, erscholl der laute Jubel seiner Trabanten mit Pauken und Hörnern. Er verfügte über eine ganze Anzahl von Hornbläsern und Trompetern, Eunuchen, Festordnern und Spassmachern, Bänkelsängern und Tänzern, die bei festlichen Versammlungen zur allgemeinen Kurzweil dienten und den Glanz seines Hofes vermehrten. Munsa's Privatbehausung bestand aus einer Gruppe verschieden grosser Hütten (S. 101), deren jede einer seiner täglichen Verrichtungen gewidmet war. Das Ganze war gleich einer Zeriba mit Palissaden umzogen und mit schattigen Bäumen bepflanzt. Stets musste eine der Frauen, zu bestimmten Zeiten mit den andern abwechselnd, die Küche des Königs besorgen. Letzterer pflegte für sich allein zu speisen; niemand durfte den Inhalt seiner Schüssel in Augenschein nehmen; alles was er übrig liess, wurde vergraben. Was er berührt

hatte, wurde als Heiligthum angesehen; von dem vor seinem Sitze brennenden Feuer durfte nicht eine Kohle genommen werden, um eine Pfeife daran anzuzünden; Vergehen wider solchen Usus galten durchaus als todeswürdig. Schweinfurth nahm die Einrichtung der königlichen Gemächer in Augenschein; die Garderobe Munsa's beanspruchte allein mehrere derselben; in dem einen befanden sich die Federmützen, in einem andern Bündel von Schwänzen der Zibeth- und Genetkatzen, der Pinselohrschwein- und Giraffenschwänze, Schnüre von Zähnen erbeuteter Löwen und anderer Thiere. Auch zeigte sich hier der königliche, wie bei den besser situirten Orientalen spaltförmig eingerichtete Abort, ein Institut, welches gegenüber der Unanständigkeit der gemeinen Aegypter, Nubier und heidnischen Nigritier einen Anstrich hoher Civilisation darbot. In den Rüstkammern Munsa's starrte es von Waffenvorräthen; Bündel von je 2—300 Lanzen dienten in Kriegsfällen zur Vertheilung an die Mannschaften des Heerbannes; es lagen da Haufen von den sonderbar geformten, bei diesem Volke üblichen Säbeln; ferner sah man Luxuswaffen, die zur Ausstellung in den königlichen Hallen bei Festen dienten: mächtige in Blatt und Schaft aus reinem Kupfer geschmiedete, blank polirte Lanzen. Die Vorrathskammern und Kornmagazine befanden sich unter wohlgezimmerten und regendichten Dächern. In den verschiedenen Abtheilungen derselben verbrachte Munsa einen Theil seiner, den öffentlichen Geschäften gewidmeten Tageszeit, wobei er die Eintheilung und Anordnung der Vorräthe selbst überwachte.

Wie es jetzt am Monbuttuhofe aussieht, ist mir unbekannt. Jedenfalls ersieht man aus Schweinfurth's auf Munsa bezüglichen Mittheilungen, dass sich in diesem merkwürdigen Lande hinlängliche Anklänge an die Zustände in Innersudan und den grossen Nigritierstaaten vorfinden. Schweinfurth selbst bemerkt, dass das Reich des bis vor kurzem halbmythischen Muata Yamvo, dessen Einfluss sich bis auf die Monbuttu-

länder erstreckt zu haben scheint, für die Einrichtungen in den letztern in gewisser Hinsicht vorbildlich gewesen sein dürfte. Ueber den Muata Yamvo begebe ich mich hier des Urtheils, indem Dr. Pogge's eigene Aufzeichnungen über das Treiben jenes grössten Balondafürsten noch nicht veröffentlicht worden sind. Dagegen liegen über den Hofhalt eines Unterkönigs, des sogenannten Muata Kazembe, die interessanten Schilderungen der Portugiesen Majore Monteiro und Gamitto vor. Der damalige Muata Kazembe Kireka, welcher 1831 als der Mambo oder sechste seiner Dynastie in seiner Mussumba (Hauptstadt) Lunda residirte und dessen Abbildung mich lebhaft an diejenige von Munsa (Fig. 11) erinnert, entfaltete ganz jenen rohen Pomp, den wir bei grossen innerafrikanischen Häuptlingen überhaupt zu beobachten gewohnt sind. Er hatte um sich Weiber, deren Dienerinnen, Kilolos oder höhere, Vambires oder niederere Würdenträger, Spielleute, Hofnarren, Krieger u. s. w. Den obersten Kilolos gehören der Thronfolger und die andern Verwandten des Mambo, der Kazembe-Ampata oder Obercommandant des Heeres und der Fumo-Ansewa oder Oberwegemeister an. Niedriger als diese stehen diejenigen Fumos oder Beamten, welche den Schmuck des Mambo bewahren, ferner die Musikanten, der Hof- und Landbaumeister. Der Kakata ist Generalpolizeidirector; seine Untergebenen, die Katás oder Polizeileute, tragen das Pokue oder kurze Schwert und einen Strick als amtliche Abzeichen. Unter dem Kakata steht ferner der Katamata oder Scharfrichter. Jede Strasse hat ihren Muhine oder Bagatellrichter, welcher als Abzeichen eine kurze, langgestielte Hacke führt. Das Volk bilden die Muizas (M'wizas). Kilolos und Muizas sind Hörige des Mambo. Livingstone fand die Nachfolger Kireka's (im Jahre 1868) recht heruntergekommen

Magyar führt uns nach Kombala-n'Bihe zur verpalissadirten Residenz des Soba oder Kimbunda-Herrschers Kajaja-Kajangola, des „wüthenden Löwen“ von

Bihe. Die Schilderung auch dieses Hoflagers erinnert uns sehr lebhaft an die über die sudanischen und centralafrikanischen Fürstensitze gegebenen Daten. Die Kimbundastämme gehören zu den Balonda, welche dieselbe Sprache — das Bunda — (Ki-m'Bunda) reden. Bei der Einsetzung der Fürsten finden hier Menschenopfer und kannibalische Gastmähler statt. Man wählt die Opfer aus der Zahl der Kriegsgefangenen Es existiren zwei verschiedene Adelsklassen, die erste der Erombe ya Soma aus fürstlichen Personen und die zweite der Erombe ya Sekula aus den Volksältesten bestehend; die erste Klasse bildet einen Erb- die zweite einen Wahladel. Aus ersterer gehen die Anführer des Heeres, Soma-n'-Ukan-Djamba, sowie die ersten Rathgeber und sonstigen Beamten des Fürsten (Soba) hervor. Der zu Magyar's Zeit regierende Soba hatte das Wahlrecht des Volks an sich gerissen und erhebt nach Willkür seine Günstlinge zu Sekulas. Uebrigens ragt letztere Klasse durch Reichthum, Besitz an Land und Vieh hervor; sie vertheidig das Volk gegen den Fürsten und dessen Herrscherwillkür, auch gegen dessen kriegerischen Anhang; selbige findet daher im Lande Liebe und Achtung. Obgleich nicht gegen die Gewaltthätigkeit des Soba und der ersten Adelsklasse geschützt, besitzt sie doch ein gewisses Unabhängigkeitsgefühl und ahndet zuweilen Misbräuche der Sobas, die meist eines gewaltsamen Todes sterben. Jeder erwachsene, waffenfähige, freie Mann ist Herr über seine Person, seine Familie und seinen Besitz. Die zu einem Dorfe oder Kreise gehörenden Familienhäupter schliessen sich zu wechselseitigem Schutz und Trutz eng aneinander. Beschützung des persönlichen Eigenthums, sowie Abwehr und Bestrafung von persönlichen Beleidigungen sind eine Privatangelegenheit der betreffenden Familienhäupter und deren Angehörigen. Vor die Gemeinde kommen nur Dinge, welche die Gesammtheit derselben betreffen. Die Soldaten gehen aus der allgemeinen Wehrpflicht hervor. Die Kimbanda sind Priester, Wahr-

sager, Aerzte und Richter. Sie stehen in gutem Ansehen und verfahren ganz nach Art der andern afrikanischen Zauber- und Fetischpriester.

Guinea ist nur zum Theil das Gebiet grosser Fürstenhöfe. Die Regierungen haben hier meist einen monarchisch-feudalen Charakter; es ist letzterer häufig ein Ergebniss ihrer Entstehung durch siegreiche Kriege. Erobernde Oberfeldherren machten sich zu Königen; aus ihren Unterfeldherren gingen die Adeligen, aus den Soldaten und aus den Unterworfenen ging das Volk hervor. Einen soliden Glanz sehen wir in Aschanti, dessen unternehmende Dynastie sich von den ihr durch die Engländer beigebrachten Schlägen allmählich zu erholen scheint. Hier wurde der Staat von Say Tutu, einem siegreichen Krieger, gegründet. Der König und vier Nachkommen derjenigen Cabocirs (vom portugiesischen Cabeceira, der Vornehmste, Familienhaupt u. s. w.), welche das Aschantireich mit aufrichten halfen, sowie die Notabelnversammlung bilden die Stützen der Regierung. Der Titel Cabocir wird nicht nur hohen Beamten, sondern auch angesehenen und reichen Privaten ertheilt. Das Cabocirthum ist erblich; indessen kann der König auch neue derartige Stellen creiren, namentlich zur Belohnung bewiesener Tapferkeit. Fehlt es dem neugebackenen Häuptling an Vermögen, so verleiht ihm das Staatsoberhaupt die für seinen Stand erforderliche Dotation. Der König wählt unter den Cabocirs seine Minister; diese, die Kriegshauptleute, die Unterkönige und Gouverneure, ferner die Schwester, der Schwager und auch wol die Mutter des Königs setzen den Staatsrath zusammen, an welchem man ferner einige wohlhabende Mauren theilnehmen lässt. König und Staatsrath haben die Verwaltung und die richterliche Function in Händen; zuweilen beruft der König die Reichsstände um sich, d. h. eine aus den Cabocirs bestehende Notabelnversammlung; es geschieht dies bei grossen Landesangelegenheiten. So waren z. B. bei den Abmachungen mit den englischen Abgesandten die

Notabeln zugegen, sie betheiligten sich sogar durch Reden, Bezeigung von Beifall und Abscheu an den Unterhandlungen. Wenn der König und die Cabocirs sich öffentlich blicken lassen, so wird ein unsaglicher Pomp entfaltet, wie er an wild-phantastischer Originalität wol seinesgleichen suchen dürfte; da strotzt es von Goldschmuck und Goldgeräth, von Elfenbein, Seidenstoffen, kostbarem Holzwerk, von Fell- und Federputz.

An dem grossen Strome Congo oder Zaire wurden nach Bastian in ältern Zeiten die kleinen unabhängigen Tschenustaaten durch Nimia Luqueni unter ein Scepter geeinigt. Dieser nahm dann den Titel eines Kaisers von Congo an; er legte durch seine Eroberungen den Grund zu dem Feudalsystem, welches noch zur Zeit der portugiesischen Entdeckungen in Blüte stand und erst in spätern Kriegen gestürzt wurde, indem die mächtigen Vasallen ihre Lehngüter allmählich in erbliche Besitzungen umwandelten. Der erste Kaiser baute die Hauptstadt, Banza n-Kongo (Ambassi oder São-Salvador) in das von ihm trocken gelegte Bette eines Sees, der früher das Plateau eines Bergs bedeckte. Der Wald, aus dem die Herrscherfamilie in Batta herstammte, war dem Volke später ein Gegenstand der Verehrung. Einer der Nachkommen Luqueni's liess sich von den Portugiesen als Dom João I. taufen. Unter seinem Nachfolger Dom Affonso I. wurde die Banza mit Kirchen und mit Klöstern angefüllt. Bastian nimmt an, dass die portugiesischen Missionare hier eine regelmässige Erbfolge vom Vater auf den Sohn eingeführt hätten, dass aber später das Volk in seine alten Gebräuche zurückgefallen sei, nach welchen beim Tode eines Königs die Reichsversammlungen aus seinen Neffen schwesterlicher Seite einen Nachfolger erwählten. Nach der Rangordnung folgten auf den König und seine Familie die Prinzen von Geblüt, hierauf die Gatten der Prinzessinnen, dann die Vasallen, die Hofleute, die Kaufleute und Sklaven. Die Prinzessinnen besassen früher grosse Vorrechte; sie konnten

sich ihren Ehemann beliebig aus den Grossen des Reichs wählen und ein solcher, der sich durch mehrmonatliche Einsamkeit auf seine Erhöhung vorbereiten musste, wurde ihr willenloser Sklave. Eine andere Frau zu sehen, würde der Tod für diese und für ihn gewesen sein; wenn er das Haus verliess, wurde ihm stets ein Tamtam vorgetragen, damit, durch dessen Schall benachrichtigt, die Frauen Zeit zum Fliehen hatten. Nur durch den Tod seiner Herrin konnte er erlöst werden, trat aber dann auch in alle Rechte eines königlichen Prinzen ein.

Nach dem Verfalle des grossen Congoreichs spaltete letzteres sich in eine Anzahl Kleinstaaten; so war die Landschaft Sonho an der Zairemündung bereits 1570 von Congo abgefallen. Cacongo wurde von Congo als Vasallenstaat angesprochen und dennoch verlangte sein Fürst, Mani, für sich den Titel und Rang eines Königs von Congo selbst. Die Häuptlinge dieser Kleinstaaten, von denen manche den portugiesischen Titel Marquez führten und an denen wie an ihren Völkern die christlichen Missionen vergeblich ihr Bekehrungswerk versucht, pflegen mit peinlicher Eifersucht ihre Gerechtsame zu bewachen. Sie und viele wiederum sich unabhängig geberdende Unterhäuptlinge sind es, welche an der gesammten Küste zwischen Cap Lopez und den portugiesischen Besitzungen in Angola durch ihre kleinliche Habgier, durch ihre egoistische Willkür den Fuss des europäischen Forschungsreisenden Schritt für Schritt zu hemmen suchen.

Die Organisation der A-Bantu-Staaten ist grossentheils eine recht feste. Diejenige der Zulu beruht auf rein militärischer Grundlage. Der Häuptling Dingiswayo bildete zuerst ein in grössere Abtheilungen gegliedertes Heer; derselbe Chef erwählte letztwillig einen seiner Kriegsleute, Tchaka (S. 191), zum Nachfolger. Tchaka setzte die Heeresorganisation Dingiswayo's weiter fort; seine Legionen oder Regimenter wurden von den Amapagati oder alten gedienten Soldaten, den

Isimportlo und Izinsizwa oder jüngern Soldaten und den Amabutu oder Kimbutu, den Train- und Trossknechten, zusammengesetzt. Die Zulu zersprengten auf ihren Kriegszügen eine Menge anderer schwächerer Bantustämme und fügten deren Mannschaften als Amabutu in ihr Heer ein. In der Schlacht bildete man aus den Amapagati die Hauptlinie der unmittelbar Angreifenden, nämlich die U'mbalabala oder „Unüberwindlichen“; hinter diesen her rückten die aus den jüngern Isimportlo u. s. w. gebildeten U'mbulalio oder „Schlächter“, als Art von erster Reserve. Im Hintertreffen standen die aus Isimportlo und Amabutu zusammengesetzten U'mtugusu, die „Verborgenen“; letztere dienten als Kundschafter, Plänkler, zur Seitendeckung, als zweite Reserve. An der Spitze der einzelnen Legion stand je ein erfahrener Krieger, der Induna. Die Soldaten wurden, je eine Legion zu 600—1000 Mann für sich, in Engandas oder umzäunten Hüttenlagern vereinigt; hier geschah alles für ihre körperliche Abhärtung und für ihre Ausbildung im Waffendienst. Sie durften sich nicht verheirathen, dagegen sich beliebige Beischläferinnen halten. Die mit letztern gezeugten Kinder wurden aber grossentheils umgebracht. Erst nach langer, ehrenvoller Dienstzeit konnten sich die Soldaten verheirathen und ihr festes Heim gründen.

Tchaka überflutete mit seinen ihm fanatisch ergebenen Legionen die, später Natal, das Basutoland, die Transvaal- und Oranje-Republiken zusammensetzenden Gebiete; was sich ihm nicht gutwillig ergab, wurde ohne Erbarmen niedergemacht. Die Opfer, welche unter den Streichen dieses wilden, blutdürstigen und energischen Eroberers gefallen sind, der alle Schrecken der alten Djagga-Wirthschaft wiederherstellte, müssen ganz ungeheuere gewesen sein. Tchaka hatte zwar alle von ihm schwangern Weiber umbringen lassen, indessen waren seine beiden Brüder U'dingaan und U'mpanda am Leben geblieben; nachdem ersterer den Tchaka in dessen U'nkundjlowe oder Hauptstadt (Mussumba)

hatte ermorden lassen, folgte er, U'dingaan, als Zulukönig, ein ebenso wilder und blutgieriger Tyrann wie Tchaka. Er hatte schwere und für ihn verderbliche Kämpfe mit den aus Capland ausgewanderten Boers oder holländischen Colonisten zu bestehen. Letztere nahmen Natalland für sich in Besitz. Auch U'dingaan wurde ermordet; sein Bruder U'mpanda trat die Nachfolge an, führte eine im ganzen friedfertige Regierung und liess seinen Kindern das Leben. Noch während seines Gouvernements brachen unter seinen Söhnen U'mbalazi und Ketchwayo Streitigkeiten um die präsumtive Nachfolge aus. U'mbalazi und sein Anhang erlagen 1856 nach sehr mörderischen Kämpfen. Ketchwayo, unter Vermittelung der 1842 in den Besitz Natals gelangten Engländer zum Thronfolger bestimmt, wurde nach dem 1872 erfolgten Tode U'mpanda's unter Assistenz einer britischen Gesandtschaft feierlich als Zulukönig gekrönt. Er ist es bekanntlich, welcher gegenwärtig die Zulunation in ihrem ernsten Kampfe gegen die englische Macht führt.

Ein den Zulu verwandter Stamm, die Amatabele, haben im Süden vom Liambye ein weites Reich gegründet. Ihren ursprünglichen Kern bildeten die aus Natal herstammenden Abazansi; diese unterwarfen sich eine Anzahl Basutostämme, aus deren zersprengten Resten die Abanchla hervorgingen. Andere, ihrer Nationalität nach ebenfalls zu den Betchuana gehörende Stämme, welche die Gesammtheit der sogenannten Amaholi bilden, wurden von dem vielgenannten, über grosses Feldherrntalent und bedeutende Energie verfügenden König U'mselekatsi (oder Moselekatsi) nebst den Abazansi und Abanchla zu der eigentlichen Matabelenation verschmolzen. Dieser König war ähnlich wie die vorhin genannten Zulufürsten, der Schrecken für die zwischen Zambezi, Limpopo und Njamisee wohnenden schwächern Bantuvölker. Die von ihm geschaffene, rein militärische Staatsorganisation ist der von den Zulu getroffenen durchaus ähnlich. U'mselekatsi wurde

neuerlich durch den weniger kriegerischen U'lopengula oder U'lobengola ersetzt.

Die im Gebiete des U'mzimwubu hausenden Küstenkaffern sind wie die Amafengu oder Fingo, d. h. Reste der von den Zulu zerstreuten Stämme in Natal, grossentheils den Engländern unterworfen.

Die Betchuana stehen nach Merensky unter erblichen Häuptlingen, welche aus den angesehensten Familien hervorgehen. Jedes Oberhaupt sucht für seine Regierungshandlungen sich die Zustimmung hervorragender Personen zu gewinnen; übrigens gebietet er über Leben und Tod; seine Rechtssprüche sind unanfechtbar; er erhält seine Einnahmen aus geringfügigen Abgaben der Bodenbebauer, aus Antheilen an der Jagd- und Kriegsbeute, aus confiscirtem Besitz, aus Geschenken bei Gelegenheit von Rechtshändeln, aus Durchgangsgeschenken der Reisenden u. s. w. In den Augen des Volks, das seinem Häuptling viel Ehre und Rücksicht erweist, gilt derselbe als Herr über die Zauberer, als Erzeuger von Regen, von guten Ernten u. s. w. Zu den berühmtesten Betchuana-Häuptlingen gehörten in unserm Jahrhundert Sebitoane, Sekeletu, Moschesch, Sekwati und Sekukuni. Alle diese Männer traten als Staatengründer oder wenigstens als Reorganisatoren auf und entwickelten viel natürliches Talent.

Neben den monarchischen Staaten existiren in Afrika eine grosse Anzahl von Gemeinwesen eines gewissermaassen republikanischen Charakters. Die berberischen Kabylen leben unter einer vollständig demokratischen Verfassung; jedes Dorf bildet hier eine autonome Gemeinschaft, dasselbe ernennt seine Häuptlinge, macht und ändert seine Gesetze, verwaltet sich selbst. Eine Vereinigung von mehrern Dörfern bildet den Stamm, Arsch, eine Vereinigung von mehrern Stämmen gibt den Takebilt, die Genossenschaft, Conföderation. Selten vereinigen sich mehrere Takebilt zum Zweck gemeinschaftlichen Angriffs oder gemeinschaftlicher Abwehr. Die Verbindung lösst sich auf, sobald

der Zweck erreicht ist. Nur wenn das Aufgebot zum heiligen Kriege erschallt, einigen sich alle Stämme, alsdann aber verliert die Verbindung den specifisch berberischen Charakter, um allgemeiner muselmanisch zu werden. (Hanoteau und Letourneux.)

Bei den Tuarik, den Mazyes (jetzt Mazigh, Amazigh, Imoschach) des Herodot, theilen sich zwei grosse Zweige, die östlichen Azdjer und die westlichen Ihogaren. Sie zerfallen in die schon oben (S. 28) erwähnten Edlen oder Gebieter und die Unterthanen oder Imrad. Auch gibt es ganze Stämme von Marabouts, wie die Ifogas, Ihehanen, deren Mitgliedern, Inslimen, in diesen Ländern ohne eigentliche regelmässige Regierung die nicht unwichtige Aufgabe der Vermittler und Lehrer zufällt. Vor etwa zweihundert Jahren beherrschte ein Amanokal oder Sultan aus der Ihogarenfamilie der Imanan die Feudalmonarchie aller Tuarikstämme; allein die Imanan wurden durch eine Revolution gestürzt und sind infolge dessen zu einfachen Adeligen herabgesunken. Der bei ihnen noch üblich gebliebene Titel Amanokal hat jetzt keine Bedeutung mehr. Die aristokratischen Conföderationen der Azdjer und Ihogaren erkennen nunmehr die Autorität erblicher Schekhs, der Amgar, an. Die Adeligen oder Edlen sind allein im Besitze der politischen Macht; sie behandeln die Stammesinteressen in den Miad oder Versammlungen. Ein einziges Stammesmitglied hat durch eine Art Altersvorrecht die Regierung und Verwaltung mit oder ohne Beihülfe seiner übrigen Familiengenossen in Händen. Für gewöhnlich üben die Edlen die Polizei innerhalb des Stammesgebietes aus, sie sorgen für die Sicherheit auf den Strassen, beschützen die Karavanen ihrer Clienten, beobachten den Feind und übernehmen im Kriegsfalle die Führung der Imrad; sie haben Beschäftigungen vollauf. Duveryier, dessen vortrefflichen Arbeiten wir grösstentheils diese Darstellung entnehmen, sagt sehr bezeichnend: „L'immensité du désert dévore la vie des nobles.“ Die Marabouts sind Edle, die aller politischen

Wirksamkeit entsagt haben, um dafür eine desto grössere geistliche Macht auszuüben; sie sind die Priester, die Richter und die Lehrer ihres Volks; das Richteramt verwalten sie nur unter dem Einfluss des individuellen Ansehens ihrer Person. Ungleich den arabischen Lehrern, welche ihre Schüler zu Hause erwarten, suchen sie die letztern auf; sie unternehmen deshalb zuweilen weite und lange währende Ausflüge. Die Dienenden, Unterthanen oder Imrad ernähren die Edlen, ohne von letztern gar zu sehr ausgenutzt zu werden. Es gibt Imrad, welche nahezu oder ebenso vermögend sind wie ihre Edlen. Duveryier gibt uns eine Aufzählung der von den Imrad im allgemeinen zu leistenden Abgaben. Sie bestehen alljährlich für den Mann in einem Kamme, einem Topf voll Butter, in der Milch von zehn Schafen oder Ziegen. Ueberdies hüten die Imrad das Vieh der Edeln; diese Klasse rekrutirt sich aus den Resten besiegter Tuarikstämme, aus verschuldeten oder sonstwie herabgekommenen Tuarikfamilien, aus vaterlandslosen, versprengten Schwarzen, aus frei gewordenen Nigritiersklaven. Die ganze Einrichtung wiederholt sich übrigens unter verschiedenen Abstufungen und Abweichungen fast durch den ganzen afrikanischen Continent. Die Imrad können vererbt oder verschenkt, sie dürfen aber nicht verkauft werden. Letzteres Vorrecht zeichnet sie vor den Sklaven aus.

Eigenthümliche staatliche Einrichtungen finden sich in Abyssinien. Hier gebot seit alters der Kaiser, Negus, oder, wie es im dortigen Hofstil heisst: Negus Nagast za Aethiopia (der König der Könige Aethiopiens) in dem von portugiesischen Werkmeistern errichteten Gimp (Königsburg) zu Gondar in Amhara. Die abyssinischen Kaiser lassen ihren Stammbaum bis zur Königin Makada von Saba und zum weisen Salomon hinaufreichen. Die nähere Legende von diesem angeblichen Stammbaum können wir uns hier sparen. Sicher ist nur so viel, dass Habesch schon frühzeitig nach Ueberwindung des daselbst vor alters herrschenden

Schlangendienstes (S. 215) ein reichlich mit heidnischen und mit jüdischen Gebräuchen verquicktes Christenthum angenommen hat, dessen dem rohesten Aberglauben Thor und Thür öffnende Satzungen vom abyssinischen Volke noch heute mit Zähigkeit und mit Energie festgehalten werden. Irgendein schlauer und thatkräftiger Häuptling wird hier die Dynastie mitten unter den seit vielen Jahrhunderten permanenten Stürmen bürgerlicher Unruhen aufgerichtet haben. Pfäffische Unduldsamkeit und Neid haben dann alle Reste der vom griechisch-äthiopischen Reiche Aksum übriggebliebenen Herrlichkeit an Bauten und Verzierungen ebenso schnell zu Falle gebracht, wie die Gärten Montezumas und die Sonnenpylone von Cuzco. Die Salomonische, im Nebel des Mythus sich verlierende Dynastie wurde von einer andern ersetzt, welche von den zu den Agau, nächsten Verwandten der Bedja, gehörenden Falascha abstammte. Letztere wollen wir hier nicht, wie sonst allgemein üblich, abyssinische Juden nennen, indem uns dies ein ethnologischer Unsinn zu sein dünkt.[44]

Wieder eine andere Dynastie der Sagie trat an Stelle der Falascha-Regenten. Unter jenen ragt Lalibala hervor, der als Stifter und Erbauer von Kirchen sich den Geruch ganz besonderer Heiligkeit erwarb. Später kam dann wieder eine Art von Compromiss zwischen den Sagie und den angeblichen Nachkommen der salomonischen Dynastie zu Stande; letztere sass eigentlich bis in unsere Zeit auf dem Throne zu Gondar. Freilich hatte sie ihr Blut durch die redenden Zeugen so mancher Haremsintrigue verunreinigt. Eine beträchtliche Zeit lang in Blüte, sank das Kaiserthum später zu einer Schattenwürde herab, ganz ähnlich dem ehemals so mächtigen Funje-Sultanat zu Sennar und der Saefua-Dynastie in Bornu. Merkwürdige Episoden in der Geschichte des abyssinischen Kaiserthums bilden das Andrängen der Mohammedaner unter dem Danakil-Häuptling Mohammed Guerandj (Linkhand), ferner die hülfreiche Einmischung der Portugiesen, die Wirksamkeit

katholischer Missionare und selbst der Jesuiten. Trotz aller Anstrengungen dieser mohammedanischen und europäisch-christlichen Bedränger behielten die eine bedeutende ethnische Selbstständigkeit und Zähigkeit entwickelnde abyssinische Nationalität und das monophysitische, für die Natur des Volks besonders passende Christenthum die Oberhand.

Unter den Kaisern herrschten die Detschas oder Dajasmatsch, eigentlich Herzoge, als Provinzialgouverneure; einige derselben hatten ganz besonders auszeichnende Stellungen. So war der Wag-Schum von Lasta zwar ein Mann von untergeordnetem Titel, trotzdem aber periodenweise von grossem politischen Einfluss. Der Bacharnegasch gebot über das Küstenland von Habesch; letzteres fiel später an die Türken. Mancher Detschas besass Ehrgeiz, Talent und Kühnheit, verschaffte sich gegenüber dem Kaisersitze zu Gondar Unabhängigkeit und regierte die ihm botmässige Landschaft nach seinem Sinne. Einzelne derselben eigneten sich den Titel Ras, Oberhaupt, Fürst an. Unter letztern gab es selbst für unsere Tage bedeutende Männer, wie Ras Ali, Ras Ubie, Ras Sabagadis, Ras Maria, Ras Mikail, Ras Berru-Goschu u. s. w. Die Statthalter von Schoa hatten sich gänzlich von Gondar losgerissen und führten als wirkliche Landesherren, als Nagast, Könige, ein völlig unabhängiges Dasein. Der jetzige König, Sefa-Selasie, mit dem üblichen Beinamen Menilek, ist, so viel dem Schreiber dieses bekannt geworden, der neunte der Selbstherrscher Schoas, die sich ebenfalls noch immer der Abkunft aus dem Hause Salomonis rühmen. Unter den Detschas standen die Schum oder Vorsteher kleinerer Provinzen oder selbst nur von Ortschaften. Die Lika bildeten den Staatsrath des Kaisers, als diese letztere Würde noch etwas galt. In Schoa findet man Würden, die im übrigen Abyssinien nicht oder nur selten vertreten sind. Da ist z. B. der Wölasma oder Vicekönig. Der Mösläna oder Unterstatthalter steht niedriger als der Wölasma. Der Abogas

ist Grenzgouverneur, Grenzhüter, Markgraf. Aito bedeutet überall einen Mann von Rang und Würden; dieser Titel wird dem Eigennamen vorgesetzt.

Das Oberhaupt der abyssinischen Kirche, der Abuna, wird in Alexandrien vom dortigen koptischen Patriarchen als eine Art Erzbischof gewählt und ordinirt. Der Abuna salbt den Kaiser und ordinirt die Landespriester. Der Alaka entspricht etwa unserm Superintendenten; neben ihm hat der Itschege, zugleich Grossprior des Klosters Debra-Löbänos, die Oberaufsicht über das Mönchswesen. Die Debteras sind die Schriftgelehrten, welche schreiben können, mit Büchern umzugehen wissen, die Schullehrer abgeben u. s. w. Sie stehen nicht unter den Priestern, halten aber meist zu diesen. Auch existiren mancherlei militärische Titel und Aemter. Der Lika-Mönkwas z. B. ist hoher Vertrauter des Königs, er trägt in der Schlacht dessen Kleidung und Waffen, um die Blicke des Feindes von der geheiligten Person des Herrschers ab- und auf sich zu lenken. Mancher Lika-Mönkwas ist so im Dienste seines Negus oder Ras gefallen. Itege ist der Titel der Königin, auch der Königin-Mutter. Die männlichen Anverwandten eines Kaisers oder Detchas wurden, um die Thronfolge nicht zu beunruhigen, zeitlebens eingekerkert.

Die Denka leben in einer Art von freistaatlicher Verfassung. Ihre Gemeindehäuptlinge haben nur geringes Ansehen und nur geringe Befugnisse; man hört aber ihren Rath und lässt sich im Kriege von ihnen befehligen. Eine ähnliche Stellung behauptet der Bengdid der Nuwer oder Nuer.

Die nördlichen Bari sollen einmal eine monarchische Verfassung gehabt haben; später zerfielen sie in eine Art Commune. Jeder wohlhabende Grundbesitzer wurde Matat (Plur. Kimek), d. h. Kapitän; ein solcher hatte freilich nur die achtbare Stellung eines angesehenen Mannes. Der Matat konnte auch zugleich Regenmacher sein. Im Kriegsfall vereinigten mehrere Kimak ihre wehrfähigen Mannschaften zu einem Bund, Ulibari,

verbündete Bari, genannt. Die durch Baker bekannt gewordenen Kimak, Lege oder Loge in Elliria und Komro in Latuka besassen mehr Macht und Einfluss als die Kimak zu Gondokoro und Libo. Seitdem nun das Bari-Land von den Aegyptern in Besitz genommen worden, hängen die Kimak von dem zu Lado (an Stelle von Gondokoro oder Ismailia erbauten, jetzigen Hauptort der Aegypter) commandirenden Bei ab.

Die Bedja haben, wie bereits weiter oben angedeutet worden, ihre Schekhs, welche den kleinern und die Grossschekhs, welche den beträchtlichern Stammesabtheilungen vorstehen. Diese aus arabischem Nationalbrauch hergeleitete Behörde ist von uns früher (S. 31) in ihren Befugnissen und in ihrer Wirksamkeit ausführlich geschildert worden. Es darf wol kaum ausgeführt werden, dass diese Schekhs zum grössten Theile der ägyptischen Regierung tributpflichtig sind. Unter den Verwandten der Bedja, den Afer- oder Danakil- und den Somal-Stämmen herrscht ebenfalls die Eintheilung in Clans, an deren Spitze je ein Akil (Wekil) oder Makabantu, ähnlich einem Schekh, steht. Ein solcher hat nicht mehr zu sagen, als jeder beliebige Bedja-Schekh. Die nördlichen Afer gehorchen in gewissem Grade dem den Aegyptern tributpflichtigen Naib von Arkiko, die südlichen dagegen dem jetzt ebenfalls zum ägyptischen Vasallen gemachten Sultan von Tadjura oder Tedjuri. Die Somal erkennen zum Theil die Würde verschiedener Sultane, Djerad, an, die aber nur wenig Macht besitzen. Der Djerid der Somal-Medjerten (S. 23) bezieht ein Zwanzigstel der Ernte und der Kamele, ein Zehntel der Ziegen, eine Kopfsteuer und einen Ausfuhrzoll. Die Zanzibar gegenüberwohnenden Stämme huldigen der Autorität des Sultans dieses Staats — soweit die Musketen seiner arabischen, schwarzen oder Beludschen-Garden reichen. Die Somal haben eine Art Kasteneintheilung; die eigentlichen Somal leiten sich väterlicherseits von rein arabischen Aeltern ab. Die Sabb dagegen werden von einem arabischen

Vater und einer schwarzen Mutter hergeleitet. Die Tunne sind angeblich Nachkommen eines abyssinischen Sklaven. Die Kuddam sind Nachkommen freigelassener nigritischer Sklaven. Unter den Wersingelli bilden die Midgan oder Eisenarbeiter, die Tomal oder Hirten und Diener, sowie die Jibbir oder herumziehenden Gaukler und Doctoren niedere Kasten. Die Eisenarbeiter stehen in vielen nigritischen Ländern in einem untergeordneten Verhältniss (S. 159). Die Tomal erinnern an die Imrad der Tuarik (S. 28) u. s. w., die Jibbir an die Gadjaren oder sogenannten Zigeuner des Magreb, welche als Zauberer, Wahrsager, Erzähler, Sänger, Tänzer, Schlangenbeschwörer und Affenbändiger umherbummeln. Es sind dies ja die Psyllen der Alten.

Die Handelsinteressen haben in Westafrika Anlass zur Entstehung einiger Städte gegeben, in denen eine fast republikanische Verfassung gehandhabt wird. Der aus der Mitte der Bewohner gewählte, hier und da erbliche Häuptling hat eine nur beschränkte Macht. Wo wir in derartigen Gemeinwesen von einer grausamen Handhabung der Gesetze hören, da ist nicht despotische Willkür der Oberherren, sondern der herrkömmliche Landesgebrauch das leitende Prinzip. Der Häuptling ist dort nur Executivbeamter des öffentlichen Rechts. Eine derartige Stadt, Ilori, reich und bevölkert, ist zwar den Fulbe in die Hände gefallen, erfreut sich jedoch trotzdem mancher Freiheiten. Das grossartigen Aufschwung nehmende Ibadan übt schon einen gewissen civilisatorischen Einfluss auf die Nachbarländer (Yoruba's) aus. Andere blühende Ortschaften der Art sind Bonny, Brass und Ibara. Eine neuerdings vielfach genannte, freie Stadt verdient unser besonderes Interesse; es ist dies Abbeokuta, ebenfalls in dem gewerbereichen Yoruba, 15 Meilen von der Küste entfernt, am Ogunflusse und am Fusse des Porphyrbergs Olumo gelegen. Der Ort wurde um 1825 von geflüchteten Sklaven gegründet. Zu diesen strömten freie Leute, namentlich dem Egba- oder Wegba-Stamme an-

gehörend. Man liess sich anfänglich in gesonderten Dörfern am Olumo nieder, vereinigte diese aber gemachsam zu einem gemeinschaftlichen Stadtwesen, richtete daselbst eine Regierung ein und gestattete christlichen (darunter deutschen) Missionaren sowie auch europäischen Reisenden Zutritt. Man umgab die Stadt mit Wällen. Der durch Handel und Industrie mächtig aufblühende Ort wurde in verschiedene Kriege mit neidischen Nachbarn verwickelt; die schwerste Fehde hatte Abbeokuta gegen den König von Dahome zu bestehen. Dieser wilde Despot liess die Stadt am 3. März 1851 von einer 16,000 Mann starken Armee, darunter viele der tapfersten Weibertruppen, angreifen. Indessen wurde der Sturm von den durch die Missionare angefeuerten Bewohnern Abbeokuta's nach vielstündigem, heissen Kampfe siegreich zurückgeschlagen. Seitdem erfreut sich die Stadt eines steten zunehmenden Aufschwungs.

Unter den erwähnten pygmäenartigen Völkern sind die Doko und Abongo ohne Regierung und ohne eigentliches gesellschaftliches Leben; dagegen scheinen die Akka ihre Häuptlinge zu haben. Adimoku, ein von Munsa in Gefangenschaft gehaltener Akka, berichtete Schweinfurth, dass seine freien Landsleute unter neun Oberhäuptern ständen; es wurden sogar die Namen von vieren derselben genannt. Die Buschmänner thun sich zwar hier und da zu grössern Haufen zusammen, folgen auch wol dem Rathe eines ihrer ältern erfahrenern Stammesgenossen, indessen fehlt ihnen doch die eigentliche staatliche Organisation.

Dagegen haben die Hottentotten, ein altes Hirtenvolk, ihre Häuptlinge; diesen kommt eine nur beschränkte Macht zu. Sie sind nämlich durch die aus den Familienältesten bestehenden Rathsversammlungen gebunden, in denen sich die Meinung des Einzelnen in zuweilen recht energischer Weise kundthun soll. Uebrigens hängt, wie überall, der Grad des Einflusses, welchen das Oberhaupt gewinnen kann, von seiner Per-

sönlichkeit ab. Sehen wir die letztere doch auch in unsern Republiken und in unsern constituionellen Monarchien, seien diese selbst noch so liberal regiert, sich geltend machen. Auch die um die Einmündung des Vaal in den Oranjestrom etwa unter 29° südl. Br. wohnhaften Griqua oder Bastardhottentotten haben ihre Häuptlinge, unter denen sich Adam Kok und Andries Waterboer als umsichtige und tapfere Männer in der Geschichte Afrikas einen Namen gemacht haben.

In vielen afrikanischen Ländern ist die Rathsversammlung, deren wir schon öfter Erwähnung gethan und deren Stellung zur Willkürherrschaft der Könige und Häuptlinge wir, wie wir hoffen, bereits genugsam gekennzeichnet haben, eine zu charakteristische Erscheinung des öffentlichen Lebens, sodass wir noch einen Augenblick dabei verweilen möchten. In Westafrika heisst jede solche Versammlung Palaver (vom portugiesischen Palavra, Wort, Sprache). Hier entwickelt der Nigritier eine bedeutende Umständlichkeit im mündlichen Verkehr, aber auch zugleich eine grosse Redefertigkeit. Palaver — im Fiod Mkanu, im Portugiesischen Fundamento — sind, so sagt Güssfeldt, der hervorragendste Zug des öffentlichen Lebens der Loangoküste. Diese ersetzen durch das Wort, was bei wildern Stämmen das Schwert entscheidet, und suchen sich ein bestrittenes Recht vor den versammelten Grossen der Landschaft in tagelangen Redeschlachten zu erkämpfen. Bastian möchte den Palaver mit dem altgermanischen Thing vergleichen, dessen Einrichtung aus denselben Verhältnissen emporgewachsen sei. Dieser Reisende bemerkt sehr richtig, dass, solange ein Volk noch nicht durch schriftliche Gesetze in feste Formen gepresst sei, jede Angelegenheit, ob gross oder klein, durch das lebendige Wort der Versammlung verhandelt werden müsse. In Afrika kann freilich nur da eine freiere Meinungsäusserung stattfinden, wo der Oberherr weniger absolute Gewalt hat und wo er den Berathenden nicht von vornherein den Stempel seiner entscheidenden und

nicht zu erörternden Willensäusserung aufzudrücken vermag. So muss in Ostafrika der Makabantu (S. 181) in der Fema oder in dem Tschauri, welche Begriffe dem im Westen gebräuchlichen Palaver entsprechen, bei einer weniger straffen Regierungsweise schon eher dem Volkswillen nachgeben, als dies durchschnittlich an den grossen ganz despotisch geordneten Nigritierhöfen der Fall sein kann.

11. Rechtsverhältnisse.

Manches auf die Rechtsverhältnisse der afrikanischen Stämme Bezügliche ist bereits gelegentlich in den vorhergehenden Abschnitten behandelt worden. Es soll sich hier um eine übersichtlichere Darstellung mancher dieser in das menschliche Leben so tief einschneidenden Zustände handeln.

In den islamitischen Ländern Afrikas bildet zunächst der Koran die oberste gesetzliche Richtschnur. Dazu kommen die schon oben berührten Erläuterungen und Ergänzungen. Hier üben die Mufti's oder Rechtsgelehrten, die Ausleger der Gesetze und die Kadi's oder Richter ihre Wirksamkeit aus. Neuerdings sind in Aegypten, Tripolitanien und Tunesien manche dem modernen Zeitgeiste Rechnung tragende Bestimmungen eingeführt worden, welche speciell die Rechtspflege berühren und gewissermaassen als allerneueste Ergänzungen des Koran betrachtet werden dürfen. Diese Ergänzungen laufen freilich dem innerlichen Wesen des Islam zum Theil schon deshalb stracks entgegen, weil sie Neuerungen gegenüber den versteinerten Satzungen einer vielfach obsolet gewordenen angeblichen Offenbarungsschrift Geltung verschaffen sollen. Wurden doch durch diese Neuerungen alle die alten starren Beziehungen zwischen Moslimen und Nichtmoslimen wesentlich umgeändert, es wurde den letztern die Berechtigung ihrer öffentlichen und privaten Exi-

stenz inmitten der Gläubigen gewährleistet. Viele alte strenge Vorschriften wurden theils gänzlich umgestossen, theils herabgesetzt oder doch wenigstens anderweitig modificirt. Man milderte z. B. im alten Gesetz vorgesehene Strafen und verschärfte andere daselbst nach altem Ritus mild geahndete. In Aegypten schuf man sogar eine neue Civil- und Militärstrafgesetzgebung, man errichtete ein Appellations- und ein Cassationsgericht. Dem Staat wurde hier ein mehr directer Eingriff in die Rechtspflege zugewiesen als früher, zur Zeit wo Mufti's und Kadi's durchaus die Hauptsache vollführten und wo der ganze Schwarm der nach altem Brauch gebildeten Ulema oder Wissenden den alleinigen Chor in der Rechtssprechungskomödie darstellte. Jetzt figuriren in den Gerichtshöfen zum Theil braune Herren in Lackstiefeln, nachdem sie in Europa ihre Rechtsstudien betrieben haben. Schon seit Mohammed-Ali hatte sich übrigens in den Provinzen Sudans der Brauch eingenistet, dass der Gouverneur oder der Grossschekh die gerichtlichen Sentenzen mehr im Sinne der politischen Convenienz, als der juridischen Ueberzeugung fällte, dabei aber die Aussprüche der Mufti's und Kadi's in nur beschränktem Maasse zu berücksichtigen pflegte. Es kam hier vor, dass mancher Provinzialstatthalter einen Ausspruch der letzterwähnten Behörden in der Idee, damit dem Divan, der Regierung des Vicekönigs zu nutzen, recht und schlecht nach eigenem Dafürhalten, aus eigener Machtvollkommenheit, umstiess und seinen eigenen Urtheilsspruch zur Geltung brachte. Auf sein krummes Schwert gestützt, von seinen Bewaffneten umgeben, spottete dann wol der Lokaltyrann, ein echter biderber Vertreter osmanischen Säbelregiments, der Gesetzesausleger und der Richter. Es geschah dies z. B. gar nicht selten, wenn es galt, die Handlungen unruhiger, ehrgeiziger und willkürlich gesinnter, aber dem Divan des Vicekönigs genehmer Vasallenhäuptlinge zu beschönigen oder umgekehrt diejenigen misliebiger, auch gefürchteter Anführer zu bestrafen.

In denjenigen islamitischen Staaten Afrikas, in welchen der Geist moderner Anschauung bisher noch keinen Eingang gefunden, dauert die altpatriarchalische Rechtssprechung aus dem Koran und seinen Erläuterungen in ungeschwächter Weise fort. Wir wollen diesen Verhältnissen keinesfalls das Wort reden, auch nicht in den Fehler der Reisenden verfallen, welche die unbedingte Einfalt und Einfachheit des dabei üblichen Verfahrens lobpreisen. Es geht nämlich auch hier zuweilen recht langwierig und langweilig her. Trotzdem finden wir die beregte Art des Rechtsverfahrens, bei der ja hier und da selbst einmal Gutes vollbracht werden kann, schon deshalb dem Nigritier gegenüber für passend, weil sie sich den einfachen, socialen Verhältnissen des letztern am leichtesten acommodirt. Gerade darin liegt zum Theil die nähere Zukunft des Islam für Afrika. Man spricht jetzt so häufig und so leichtfertig vom Verfall der Religion Mohammed's; in der innerlichen Verfassung des Islam fehlt es ja zur Zeit allerdings nicht an Gärungen, zu welchen die Berührungen mit der abendländischen Bildung das Ferment liefern. Indessen halten sich dergleichen Gärungen doch nur mehr unter den „Wissenden" und dringen vorerst nur noch wenig in die ungebildeten Volksschichten der mohammedanischen Welt hinein. Obgleich letzterer in unsern Tagen der geistige Glanz früherer Jahrhunderte fehlt, so bildet der Islam trotzdem noch immer einen sehr, sehr festen religiösnationalen Kitt für die Völker von Rumelien bis nach der Wüste Gobi, von Utica's Ruinen bis gegen die äquatorialen Seen Afrikas hin. Sind nun heuer Lücken in das Staatswesen des islamitischen Innerasien gebrochen worden, so sind daran mehr die Geschütze und die Lanzen des Generaladjutanten Kaufmann I. und seiner Kosacken oder die Henry-Martini's, die Bajonnete und Gatlings der scindischen oder der Gorkaregimenter Ihrer Majestät der Kaiserin von Indien, als die von H. Stephan und von andern geträumte tiefe

Zersetzung des Islam schuld. In Afrika aber wehen zur Zeit die Fähnlein des Propheten und seiner angeblichen Nachfolger noch unentweiht im azurnen heitern Aether subtropischer wie tropischer Gefilde. Man spricht wol vom grossen heutigen Nothstande des Islam unter dem materiellen und geistigen Verfall seiner alten Geburtsländer in Arabien, Mesopotamien u. s. w., allein dergleichen Nothstände weisen auch andere Religionen auf. Leidet doch das Christenthum jetzt recht erheblich unter dem Drucke pfäffischer Orthodoxie und socialpolitischer Tollheit. Sind nicht das Judenthum und der Buddhismus ihrerseits ebenfalls in schwerem Nothstande? Trotz alledem fahren diese Religionen fort, unter den Völkern der Erde ihre dominirende Stellung zu behaupten.

Hanoteau und Letourneux, diese ausgezeichneten Kenner der Berbern, versichern, dass in jedem kabylischen Dorfe ein Kanun (Regel, Gesetz) existire, d. h. ein Tarif für die Sporteln, die Abgaben derjenigen, welche sich gegen die Ada, das Strafrecht, oder gegen den Arf, das Civilrecht, vergangen haben. Der Kanun enthält ausserdem Vorschriften des Civilrechts, die nicht durch Verhängung von Sporteln sanctionirt worden und die meist nur eine locale Abänderung des allgemein gültigen Gesetzes enthalten. Alle Kabylen unterliegen demselben bürgerlichen Recht. Ein Fremder kann in einem Dorfe mit Zustimmung der Tadjemaït oder Djemaa (Bürgerversammlung) das Niederlassungs- und zugleich das Bürgerrecht gegen Zahlung eines Einzugsgeldes erlangen; auch kann derselbe ohne grosse Mühe Mitglied der Djemaa werden. Die Frauen geniessen hier nur geringe Rechte; in manchen Gemeinden können sie nicht vor Gericht zeugen. Uebrigens tritt das männliche Individuum mit der vollendeten Pubertät in den Genuss des gemeinen Rechts ein. Die Sklaverei wurde hier von jeher mild gehandhabt, wiewol der Sklave, als Eigenthum des Herrn, unter dessen absoluter Macht stand. Ein Neger blieb trotz seiner Bekehrung zum

Islam Sklave; der weisse Renegat dagegen wurde frei.

Bei den Tuarik hat man nach Duveyrier das geschriebene Recht (nach dem Tractat des grossen Rechtslehrers Sidi Chalil) gegenüber dem altberberischen Gewohnheitsrecht (Ada — s. oben). Die Leute dieser Nation entbehren der Richter und rufen, freilich nur selten und in schweren Fällen, die Sentenzen der Kadis von Rat, Radamis und Insala an. Wo es angeht, treten die Marabouts dazwischen. Die Stammes- und die Familienhäupter üben in Ermangelung eines Kadi das Richteramt aus. Die innere Polizei ruht in den Händen der Stammeshäuptlinge; dieselben verhängen Geldstrafen, die Bastonnade und die Ankettung. Gefängniss und Todesstrafe werden niemals decretirt. Todtschlag und Mord verfallen der Blutrache.

Letztere ist in Afrika allgemein verbreitet. In den Ländern des Islam folgt sie blindlings dem Koran, welcher da sagt: „Wir haben ihnen vorgeschrieben, dass man geben solle Leben für Leben, und Auge um Auge, Nase um Nase, Ohr um Ohr, Zahn um Zahn und Wunde mit Wiedervergeltung zu bestrafen. Sollte aber einer dasselbe als Almosen zurückgeben, so mag es zu seiner Versöhnung angenommen werden.“ Die Zahlung des Blutgeldes ist überall gestattet; dasselbe wird auch für vorsätzliche Verstümmelungen gefordert. Handelt es sich um ein nur einmal vorhandenes Glied, wie die Nase, so ist das Blutgeld sehr hoch, wie für einen Mord. Letzteres gilt auch für Zerstörung einer der Sinnesthätigkeiten, für lebensgefährliche Verwundung, für dauernde Verunstaltung des Körpers. Ist ein Glied doppelt vorhanden, wie z. B. die Extremitäten, so wird für Verletzung des einen derselben nur das halbe Blutgeld gezahlt. Ist die Verstümmelung an einem zehnfach vorhandenen Theil, wie Finger oder Zehen ausgeübt worden, so darf nur der zehnte Theil des ganzen Blutgeldes beansprucht werden. Verstümmelung einer Frau kostet nur halb soviel wie die entsprechende

eines Mannes. Vergreift sich ein Freier an einem Sklaven, so zahlt er für dessen Verwundung dem Herrn nur das, was je nach dem individuellen Kaufwerthe des letztern vereinbart wird. Kommt es nicht zur Zahlung des Blutgeldes, wird letzteres in der Erregung der Leidenschaft zurückgewiesen oder wird dasselbe aus Hass oder aus Stolz verschmäht, so wird die Wiedervergeltung gelegentlich in dramatischer Weise ins Werk gesetzt. Die Blutfehde kann dadurch auf Geschlechter fortgepflanzt werden, kann ganze Stämme in Mitleidenschaft ziehen und blutige Opfer veranlassen. Da gibt es oft recht trübe und böse Blutaffairen, deren Schilderung düstere Streiflichter auf die meist noch ungezähmte Wildheit der Bewohner des dunkeln Continents wirft. Bei den Tuarik wird der Mörder, dem die Zahlung des Blutgeldes verweigert worden, in Gegenwart von Zeugen, seiner eigenen Verwandten und derer seines Opfers, auf höchst grausame Weise gerichtet.

In Abyssinien ruht die Rechtspflege in den Händen der Machthaber und ihrer Unterbeamten. Die Fürsten hören, Sonnabend und Sonntag ausgenommen, sonst täglich in eigener Person die Klagen ihrer Unterthanen an und fällen nach eigenem Ermessen, kaum den Rath irgendeines gerade anwesenden Hofmannes fordernd oder annehmend, ihr Urtheil. Die meist sehr strengen und grausamen Strafen folgen dem letztern gewöhnlich auf dem Fusse. Man vollzieht hier Gefängnissstrafe, Frongefangenschaft, Prügel, Verstümmelungen und die sich in raffinirten Quälereien erschöpfenden Hinrichtungen. Beliebt ist unter anderm die Verurtheilung zum langsamen Hungertode. Beleidigung der Djanhai oder Majestät des Fürsten, wozu unter anderm das Beissen des Daumens in Gegenwart der Djanhai gehört, wird mit Todtprügeln u. dgl. geahndet. Auch die Kirche, der eine grosse Macht im Staate zukommt, verhängt ihre Strafen; der Kirchenbann z. B. lastet sehr schwer auf denjenigen, welche sich nicht durch ein manchmal recht hochbemessenes Reugeld loskaufen können.

Bei kleinern Rechtshändeln ruft man das Schiedsamt eines Dritten an. Man wendet sich hierzu mit Vorliebe an hochgestellte Personen, selbst an den Landesfürsten, welcher letztere selten einmal das Mittleramt ausschlägt. Für Verbrecher sind übrigens Klöster und Kirchen unbedingte, stets offene Freistätten. Auch hat mancher von der Ungunst und Willkür mächtiger Feinde Verfolgte unter den lauschigen, beschattenden Det- oder Wachholderbäumen einen unantastbaren Zufluchtsort gefunden.

In Nordabyssinien, unter den fast republikanischen Agaugemeinden der Mensa, Bogos u. s. w. herrscht das Verhältniss zwischen den Adeligen oder Schumaglie und den durch Geburt oder Vertrag Botmässigen, den Tigrie, Gulfare. Hier wird eine Art Naturrecht befolgt, welches nicht geschrieben ist, aber trotzdem als Fatcha, wenn auch nur als traditionelles Gesetz, gilt. Dies wurzelt zunächst in der Familie. Das Richteramt ruht vorerst in der Hand des Familienältesten, dann, wenn hier keine Einigung erzielt wird, im Volksrath oder Mohabber (des Ortes). Zur Noth ruft man den Schiedsspruch des ganzen Tribus, sogar eines fremden Häuptlings oder Fürsten an. Die Blutrache herrscht auch hier allgemein.

In vielen Gegenden des äquatorialen Afrika und in Guinea, auch bei den A-Bantu, wird die Rechtspflege vom Despotismus der Könige und Häuptlinge, vom Unfuge der Gangas (S. 219) und vom Glauben an die Unfehlbarkeit der Gottesgerichte sehr stark beeinflusst. Hier bildet die entsetzliche Willkür schamloser Schwindelzauberer, deren Machinationen (wie wir bereits in frühern Abschnitten kennen gelernt haben) jedermann ausgesetzt erscheint, eine der trübsten Seiten im öffentlichen Leben des Nigritiers. Lange, lange wird es dauern, ehe geordnete Rechtsverhältnisse dies scheussliche Gewebe von Lug, Trug, Gemeinheit, Grausamkeit und finsterm Aberglauben zerstört und ersetzt haben werden. Wir wissen recht gut von uns selbst, wie

vieljähriges Kämpfen und Ringen es uns gekostet hat, den Uebergang aus den Banden der Ketzer- und Hexengerichte, denen doch der Flitterkram eines gewissen Gelehrtenthums angehangen, zur freien, logischen Rechtsanschauung unserer Tage zu finden. Wie können wir uns da wundern, dass der westliche Nigritier, der bis vor kurzem höchstens mit der verbrecherischen Rotte der Sklavenhändler und mit meist ungebildeten Hulkinhabern (S. 167) verkehrt, dem sich erst neuerdings der Umgang mit ehrenhaften und tüchtigen Kaufleuten sowie mit einzelnen unterrichteten Reisenden eröffnet hat, im grossen und ganzen noch in der Barbarei ihrer unentwickelten Begriffe von Staats- und Rechtsleben befangen sind. Die geistige Befreiung, die uns hauptsächlich durch die Wiederauferstehung altclassischer Cultur, durch stetige Weiterentwickelung unsers altgermanischen Gemeinwesens, unsers Rechtsbewusstseins und unserer Rechtsbegriffe, zum Theil allerdings auf dem Boden römischer juridischer Institutionen erwachsen ist, konnte die erwärmenden und erweckenden Strahlen ihres Lichts bislang in keiner auch nur ähnlichen Weise über die Kinder Nigritiens leuchten lassen.

In Aschanti herrscht übrigens neben so manchen andern, eine vorgeschrittene Halbcultur beweisenden Einrichtungen ein gewisser Civilrechts-Codex; derselbe ist so interessant und charakteristisch, dass wir es uns nicht versagen mögen, hier (nach Bowdich) einige der Haupttheile desselben vorzuführen.

Königssöhne und sonstige Mitglieder der königlichen Familie werden nicht auf blutigem Wege gerichtet, sondern für Kapitalverbrechen durch einen besondern Cabocir im Flusse Dah ertränkt. — Erwiesene Feigheit wird mit dem Tode bestraft. — Jeder kann sich im Walde anbauen, ohne dem König, als Grundherrn alles Bodens, Steuern zu entrichten; wohl aber muss er dem Besitzer der nächstbesten Krum oder Pflanzung, durch welche etwa sein Weg führt, eine Steuer entrichten. — Den Kaufleuten ist der Handel mit einer feindlichen

Macht untersagt. Im Inlande können sie auf jedem beliebigen Markte kaufen oder verkaufen. Gold, welches auf dem Markte hinfällt, darf, bei Vermeidung der Todesstrafe, nur auf besondern Befehl der Regierung emporgelesen werden. — Auf Diebstahl am Besitzthum des Königs und auf Liebeshändeln mit königlichen Sklavinnen steht die Entmannung. Wird Ehebruch mit der Frau eines hiernach bestraften Mannes getrieben, so wird der Verbrecher getödtet. — Die Geldzinsen betragen für 40 Tage $33^1/_3$ Procent; ist die Verfallzeit nicht eingehalten worden, so darf der Gläubiger den Schuldner oder ein Glied seiner Familie so lange als Sklaven behalten, bis die ganze Summe bezahlt worden ist. — Wird jemand des Verraths angeklagt, aber freigesprochen, so gilt das Leben des Klägers für verwirkt. Damit will man den Anklagen wehren, die rein aus Neid oder Bosheit angestiftet werden könnten. Der Verklagte erfährt erst dann den Namen des Klägers oder wird diesem erst dann gegenübergestellt, wenn der Verklagte die Fragen beantwortet hat, die des Königs Dolmetscher (hier eine Art von Staatsanwälten) ihm vorlegen. — Streitsachen bleiben oft Jahre lang ruhen, um den nachgesuchten Schadenersatz in die Höhe treiben zu können. Auch Hochverrathsprocesse werden oft durch Jahre lang verschleppt, um den Verklagten glauben zu machen, die Hauptzeugen seien verstorben. — Tödtung eines Sklaven ist straflos; Weiber- oder Kindermord dagegen ist straffällig. Tödtet jemand den Sklaven eines andern, so hat er letztern den vollen Werth jenes zu ersetzen. Tödtet ein Grosser einen Mann seines Standes, so darf er sich meist selbst umbringen. Für den Tod eines Niedrigen wird von dessen Familie gewöhnlich eine Geldsumme in Höhe des Preises von sieben Sklaven entrichtet. Die Zerbrechung eines Agriessteines (S. 214) kostet den Preis von ebenfalls sieben Sklaven. — Für kleinere Diebstähle wird der Delinquent an verschiedenen Oertlichkeiten öffentlich ausgestellt. Bei bedeu-

tenden Diebstählen muss die Familie des Delinquenten für das Gestohlene aufkommen; sie kann den Dieb in hochgradigen Fällen oder bei Unverbesserlichkeit tödten. — Wird ein Mann beim geschlechtlichen Verkehr mit einer Frau ausser dem Hause, im Walde von andern entdeckt, so werden erstere die Sklaven der letztern, können aber durch ihre Familien losgekauft werden. Niemand darf die Schönheit der Frau eines andern Mannes rühmen. — Wenn eine Frau processirt, so hat ihre Familie, nicht ihr Mann, dafür aufzukommen. — Der Zauberei Verdächtige werden zu Tode gemartert. — Ein Sklave darf sich infolge schlechter Behandlung jedem beliebigen freien Manne als Eigenthum übergeben.

Die Kimbunda sind (nach Magyar), wie so manche andere Nigritierstämme, sehr zum Processiren geneigt. Sie theilen diese Neigung auch mit vielen unserer Ungebildeten, denen mangelndes Rechtsbewusstsein und krakeelsüchtiger Hang, genährt durch die aufdringliche, übrigens aber im Finstern schleichende Thätigkeit der Winkeladvocatur, so leicht zum Stachel für ihre oftmals schwer geahndeten Gerichtsspectakel wird. Bei den Kimbunda „zehren die zahlreichen Olombango (oder Rechtsanwälte) und die gleisnerischen Kimbanda (oder Baalspfaffen) wie hungerige Wölfe am Fleische des unsinnigen, streitsüchtigen Volks“. Man behandelt hier Diebstahl, Verbal- und Personalinjurien, Ehebruch, geheimen Umgang mit Geistern und Zauberei. Das Verfahren ist nach Magyar's Darstellung recht umständlich, erfolgt aber doch (durchaus im Gegensatz zu den meisten andern afrikanischen Stämmen und Gegenden) nach gewissen, zum Theil auch bei uns gebräuchlichen juridischen Principien. Die dabei aufzuwendenden Sporteln, theils durch den Brauch festgestellte freiwillige, theils gezwungene, sind beträchtlich und von mannichfaltiger Quantität.

Sehr merkwürdig sind in manchen Theilen Inner- und Westafrikas gewisse Geheimbünde, häufig Ein-

richtungen der Volksjustiz, des Lynchens, wie es Squatter-Regulatoren wol kaum logischer betreiben konnten. Der Leser mag uns zur kurzen Betrachtung einiger dieser Institutionen folgen. So entstand im 16. Jahrhundert unter den Kimbundavölkern ein Geheimbund, welcher der von blutdürstigen Priestern und ihren barbarischen Quixilles (Gesetzen) genährten, von den erobernden Djagga (S. 60) inaugurirten Sittenverwilderung, namentlich der Menschenfresserei des Volks, Einhalt thun sollte. Dieser Geheimbund hiess derjenige der Empacasseiros; er legte seinen Mitgliedern unverbrüchliches Schweigen auf. Jedes Mitglied suchte sich durch Tödtung eines Büffels (Empacasso oder Pacasso — *Bos caffer* und *Bos brachyceros*) äusserlich hervorzuthun. Die Mitglieder des Ordens wurden aus den tapfersten Kriegern ausgewählt; sie wurden nur nach und nach in die Geheimnisse des Bundes eingeweiht und durften erst nach Ablegung dreier schwerer Proben aufgenommen werden. Dem Kannibalismus wurde entsagt und die wilden Jäger- und Hirtensitten wurden mit den mildern sesshafter Landbauer vertauscht. Der Empacasseirobund wuchs durch Zulauf mächtig an, verwickelte sich aber in heisse Kämpfe mit den Djagga und deren Anhängern. Die dem Bunde ergebenen Mitglieder wanderten endlich unter Führung eines Soba nach Südwesten aus, gingen über den Coanza, unterwarfen sich eine Menge Völkerschaften und besetzten auch unter einem gewissen Bihe das jetzt so genannte Land. Der Empacasseirobund, welcher vordem also eine patriotische und civilisatorische Mission zu erfüllen gehabt, scheint auch jetzt noch in Angola, Benguella und in manchen Gegenden des Innern fortzubestehen — zu welchem Zweck ist mir freilich nicht bekannt. Nach Bastian gelten die Empacasseiros in Mekono als Soldaten des Königs. Tams traf dergleichen Leute als irreguläre Truppen der Portugiesen zu São-Paulo de Loanda u. s. w. an.

Einen andern Bund bildet der von Bastian beschriebene der Sindungo; derselbe ist über verschiedene Ortschaften in Angoy, Matamba, Mekono (Tumbe) und Chinsasa verbreitet. Die Mitgliedschaft erbt vom Vater auf den Sohn fort. Ein Novize wird nur unter sehr umständlichen Ceremonien wirklich aufgenommen. Oberhaupt des Bundes ist der Kuwukuta-Kanga-Asabi, ein Staatsbeamter, der die Mitglieder in den Wald zur Versammlung einberuft und an sie die zur Vermummung dienenden bemalten Holzmasken und Blättergewänder austheilt. Ist letzteres geschehen, so wird das Ordenshaupt mit Schlägen in den Ort zurückgetrieben, als symbolisches Zeichen dafür, dass nunmehr das gemeine Gesetz für eine Zeit lang aufgehoben sei, damit der Bund in sein geheimes Wirken eintrete. Bis zur Unkenntlichkeit maskirt und verhüllt, laufen die Sindungo durch das Dorf, nehmen alles ihnen Passende fort und suchen nachts auf einem freien Platze unter Mitwirkung eines Fetisches Regen zu machen. Die Bewohner pflegen bei solchen Gelegenheiten das Dorf zu verlassen; denn sollte einer von ihnen durch Husten oder irgendeinen andern Laut die nächtliche Stille stören, so würde er von den das Haus stürmenden Sindungo zu Tode getreten werden. Wünscht jemand Schulden einzuziehen, so wendet er sich an den Kuwukuta-Kanga-Asabi, welcher seine vermummten Sindungo auf Execution aussendet; diese nehmen, wenn die Schuld nicht bezahlt wird, Hausvieh, reife Bananen oder sonstiges Eigenthum des lässigen Zahlers hinweg. Treffen die Sindungo, in ihrer Verkleidung unbekannt geblieben, nach gethaner Arbeit zufällig mit Bekannten zusammen, so wissen sie ihre Abwesenheit oder ihre bevorstehende Thätigkeit auf die harmloseste Art zu erklären.

Am Rio Nunez, zwischen Sierra Leone und Cap Monte haben die Susu den Geheimbund der Purra; die Mitglieder desselben vereinigen sich zu kleinern oder Kreis- und zu Haupt-Purras, die ihre Sitzungen im

Dunkel der Wälder halten, ihre Befehle von einem Oberhaupt, Simo, empfangen, der den nicht in die Ordensgeheimnisse Eingeweihten unbekannt bleibt. Der Purra verhängt unter anderm Plünderungen, um seinen Gesetzen Achtung zu verschaffen.

In den Gebieten des obern Senegal, des Gambia und noch weiter nach Süden hin entfaltet der Mumbo-Djumbo seine Thätigkeit zur Bestrafung böser oder unzüchtiger Weiber. Der Mann selbst oder einer seiner Freunde kommen vermummt dahin, wo alle Weiber des Ortes versammelt werden, lässt die zur Bestrafung Auserkorene an einen Baum binden, bläut sie unter dem Gespött der übrigen Anwesenden weidlich durch und kehrt behufs Abwerfung seiner Vermummung in den Wald zurück.

Dergleichen Geheimbünde existiren in Inner- und in Westafrika noch eine Menge anderer, zum Theil erst sehr wenig bekannter. Im Gabungebiet gibt es sogar Frauenorden. Alle diese geheimen Gesellschaften finden ihre Entstehung inmitten unsicherer, barbarischer Zustände in dem Bedürfnisse, eine gewisse Möglichkeit zur Handhabung von Gesetz und Ordnung herbeizuführen. Die Thätigkeit solcher Geheimbünde streift oftmals an die germanisch-mittelalterlichen Einrichtungen der Feme, des Haberfeldtreibens, der gesteiften Hotzenwirthschaft und anderer zum Theil ungeordneter Coalitionen der Ritter- und Raubperiode oder ihrer Folgezeiten. Gewisse nigritische Geheimbünde haben freilich einen durchaus politischen Charakter, der ja wol manchmal, wie jener alte Empacasseiro-Orden der Kimbunda, humanistische und speciell patriotische, zuweilen aber auch egoistische, herrschsüchtige, selbst socialpolitische Zwecke verfolgen kann, wie sie z. B. im Klu-Klux-Klan verworfener Yankeeauswürflinge ihr getreues Abbild verrathen. Ja, einzelne der Geheimbünde, welche ihre Entstehung einer fanatisch-religiösen Zerknirschung verdanken, erinnern durch die von ihren Mitgliedern erstrebten Erfolge in geheim betriebener Vernichtung von Menschenleben an

die schreckliche Wirksamkeit der indischen Thugs oder Plansigars, dieser frenetischen Verehrer der blutdürstigen Göttin Bowani.

12. Krieg, Jagd, Fischfang u. s. w.

Das Heer- und Kriegswesen der Aegypter zeigte bereits einen beträchtlichen Grad von Organisation. Die Kriegerkaste bildete damals einen für sich abgeschlossenen Stand, welcher in die Hauptabtheilungen der Hermotybier und Kalasyrier zerfiel. Alle Krieger waren erbliche Berufssoldaten. Jede der beiden erwähnten Abtheilungen umfasste die aus einer Anzahl bestimmter Gaue oder Districte herstammenden Mannschaften; die Krieger galten für durchaus edel und hatten ihre Vorrechte; jeder Einzelne erhielt ein etwa 11—12 Morgen grosses Ackerland zur ausschliesslichen Bebauung. Tausend Hermotybier und ebenso viele Kalasyrier setzten immer die Leibwache des Königs zusammen. Die Leibgarden erhielten ausser den Feldern noch täglich zur Beköstigung eine bestimmte Menge Brot, Rindfleisch und Wein. Die jungen Krieger wurden von Exercirmeistern eingeübt; an der Spitze der Armee stand ein Feldherr; streitbare Könige zogen persönlich mit in den Krieg hinaus. Es gab Wagenkämpfer und Fusssoldaten; letztere gingen, wie die alten Bildwerke und Malereien bezeugen, im Tritt und kämpften in wohlgeordneten Abtheilungen. Es fehlte dabei nicht an Feldmusik. Der Belagerungskrieg hatte so gut seine Taktik aufzuweisen wie der Feldkrieg; man bediente sich beim Angriff auf eine Festung der im Alterthume so beliebt gewesenen Testudo-Rangirung, der Sturmleitern u. s. w. In der Schlacht wurden die Angriffsbewegungen streng in Reih und Glied und streng auf Commando ausgeführt. Selbst die Bogenschützen operirten in dieser Art und Weise. Im Lagerdienst verfuhr man durchaus nach den Er-

fordernissen der Mannszucht. Eine Art Brand- und Lagerwache sorgte für die Sicherheit der Raststätten; trafen an diesen Patrouillen aufeinander, so verständigten sich deren Führer mittels verabredeter Erkennungszeichen. An Spitze eines derartig eingerichteten Heerwesens konnten thatkräftige Pharaonen wol die halbe damals bekannte Welt erobern. Jedenfalls war unter den altägyptischen Verhältnissen die Colonisirung der Kriegsleute von gutem Erfolge für das Gemeinwohl; denn während des Einfalles der Hyksos, d. h. der syrisch-arabischen Hirtenvölker und auch während desjenigen der Aethiopen (Nubier) in Aegypten wurde der Kriegerkaste ihr Lehnsacker genommen; die Soldaten wurden damit andern für niedriger gehaltenen Beschäftigungsweisen in die Arme getrieben und wurde damit die Widerstandskraft des Landes allmählich untergraben. Im Besitz der Vorrechte fühlte sich im Lande und im Zeitalter strengen Kastengeistes der Kriegsmann stolz und patriotisch genug, sein Land, an dessen Cultivirung er persönlichen Antheil hatte, tapfer und energisch zu vertheidigen. Eine Colonisirung ihrer Truppen befolgten später die Aloaner- und die Funje-Sultane von Sennar. Etwas Aehnliches richteten die alten Djagga, die Wamasay, Kimbunda von Bihe, die Amatebele und Amazulu ein. Unter allen diesen Völkern handelte es sich um eine Colonisirung und systematische Erziehung der Kriegsvölker in Mannszucht und Waffenhandhabung. Stämme, deren Kriegsleute eine derartig in sich geschlossene, aristokratisch-kriegerische Organisirung und Drillung die ihrige nannten, vermochten gegenüber den locker gefügten, schlecht ausgebildeten und zuchtlosen Haufen ihrer Gegner als erfolgreiche Eroberer aufzutreten. Wir haben übrigens bereits oben bemerkt, wie die Fechtweise der Amazulu in geschlossenen Gliedern und mit mächtigen zum festen Einlegen brauchbaren Stosslanzen diesem wilden Volke so oftmals zum Siege verholfen hat. Wenn sie jetzt den Engländern einen unvorbereitet kräftigen Wider-

stand entgegensetzen, so liegt das zum Theil wol noch in ihrer alten Kriegführung als mehr geordnete Masse, wobei ihnen zur Zeit das wirksamere Feuergewehr (an Stelle oder neben der Lanze) ganz besonders zu statten kommt.

Von den Wamasay erzählte mir C. von der Decken, dass sie, mit grossen Schildern und Stosslanzen bewehrt, in geschlossenen Scharen vorrückten, dann in schnellem, wohlabgepassten Niederducken den Pfeilschüssen, den meist ungeschickt gezielten Gewehrsalven und Speerwürfen ihrer Gegner zu entgehen suchten und endlich, nahe genug avancirt, in gewaltigem Choc und mit wildem Geschrei den Feind zu werfen suchten. Es erinnert dies durchaus an die Kampfweise der Amazulu. Auch sollen gewisse südliche Galastämme in ähnlicher Weise kämpfen; nur führen letztere keine grossen Schilde mit sich.

In ungeordneten Haufen gehen dagegen viele Gala, die Somal, Abyssinier, Bedja, die Berta, die Nigritier des weissen Nilgebietes, diejenigen der weiten Gebiete des Innern und des Westens von Afrika ins Gefecht. Es fehlt diesen Leuten durchaus nicht an persönlichem Muth; sie unternehmen ihre Angriffe mit Feuer, Leidenschaft, mit Verwegenheit und Todesverachtung. Dabei handhaben sie die Lanze, das Schwert, den Trumbasch (S. 121), das Messer, das Streitbeil und die Keule mit unleugbarer Meisterschaft. Der Nigritier vermag bei seiner kräftigen, zum Theil sogar mächtigen Körperbeschaffenheit mit seinen Stoss-, Hieb- und Schlagwaffen schwere Verletzungen auszutheilen; allein er handelt selten nach durchdachtem Plan, selten mit System. Seine Angriffscolonnen sind (ohne die erwähnten Ausnahmen) vielfach zu ungleich gesäet; hier zeigen sich dichte Schwärme, dort lichte Haufen; alles marschirt, läuft und springt alsdann wild durcheinander. Die Pauke, Trommel, Schalmei und das Horn (S. 196) machen dabei einen fürchterlichen Lärm, welcher womöglich noch übertönt wird durch das Gebrüll, Geheul und

Gejohl der Kämpfenden. Bei den Ostafrikanern, namentlich den Bedja und Abyssiniern, ist der Anprall, auch der Reiter zu Dromedar und Ross ein meist heftiger. Es gehört für den Gegner ein nicht unbeträchtlicher Grad von Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit dazu, einen solchen Choc auszuhalten; wird aber der letztere zurückgewiesen, so reisst leicht Muthlosigkeit in den Reihen des Feindes ein. Die Nigritier laufen in ihren gegenseitigen Kriegen meist wild aufeinander los, sie stossen, schlagen und balgen sich alsdann nach Art von Bullenbeissern miteinander herum. Gewöhnlich dauert es nicht sehr lange und die eine oder andere Partei, welche eine beträchtlichere Anzahl Leute verloren hat, läuft davon. Seltener kommt es zu wirklich grossen, lange dauernden und blutigen Schlachten, die dann aber auch mit schrecklicher Verbissenheit ausgekämpft werden. Abyssinier, Somal und Gala haben die abscheuliche Sitte, ihre todten oder verwundeten Feinde zu entmannen und eine ähnliche Procedur auch an den überfallenen Weibern, ja selbst an kleinen Kindern auszuüben. Die scheussliche Trophäe wird im Triumph nach Hause gebracht. Ebenso geschah es, wie die Bildwerke und Inschriften beweisen, schon bei den alten Aegyptern, unter welchen aber auch abgehauene Hände und Ohren als Siegesbeute mit Sorgfalt verzeichnet wurden. Manche Gala-Stämme streifen die abgeschnittene Vorhaut des erlegten Feindes über ihr linkes Handgelenk, lassen sie hier auftrocknen, schneiden aber die übrigen Theile der Trophäe in Stücke und graben letztere unter gellenden Verwünschungen in den Boden ein.

Die Afrikaner schiessen mit dem Feuergewehr meistens nicht gut. Einige Abtheilungen der Berabra, Faruch (S. 168), Zulu und Aschanti mögen hierin grösseres Geschick erzielt haben; im Durchschnitt lässt sich das aber doch nicht behaupten. Besser wissen alle die Leute mit den S. 269 erwähnten Handwaffen umzugehen.

Die ungeordneten Haufen der Berbern, Bedja, Abyssinier und vieler Nigritier haben mit seltenen Ausnahmen wohldisciplinirten europäischen oder selbst landsmännischen, aber nach unserm Muster gedrillten Truppen gegenüber den kürzern gezogen. Einem mit Kaltblütigkeit und mit Präcision durchgeführten Feuergefecht, sowie einem mörderischen Geschützangriff wird auch der unerschrockenste Anprall der undisciplinirten afrikanischen Haufen unterliegen. Beispiele sind die siegreichen Gefechte der Aegypter bei Bara und Manawatschi gegen die Furer, bei Belenian und Masindi gegen Bari und Wanyoro, der Engländer bei Arogi gegen die Abyssinier und am Prah gegen die Aschanti, ferner die zahllosen einzelnen Affairen während der Kaffernkriege. Dagegen beweisen die Niederlagen der Engländer unter Sir Charles Maccarthy bei Adamprah durch die Aschanti, bei Sandschlwan (fälschlich Isandula) durch die Zulu, diejenigen der Aegypter bei Gundet und Gura gegen die Abyssinier, dass auch umgekehrt einmal die disciplinirte Truppe trotz besserer Bewaffnung dem ungeordneten, an Zahl überlegenen und fanatisirten Haufen wilder oder halbwilder Feinde gegenüber den kürzern ziehen könne.

In die Uniform gesteckt, sorgfältig einexercirt, gut bewaffnet und geführt, geben der ägyptische Fellach, der algierische Berber und der Nigritier einen gehorsamen, genügsamen und tapfern Soldaten ab, der sich auch recht wohl zum Angriffskriege verwenden lässt. Selbst im Auslande hat sich dies bewährt. Die Turcos haben sich im Deutsch-Französischen Kriege, die Fellachsoldaten in Syrien und Kleinasien (1829—41), sowie im ersten Donaufeldzug (1854—55), die Negersoldaten der Holländer haben sich in Ostindien, die Sudanbataillone Ludwig Napoleon's haben sich in Mexico als treue und muthige Krieger geführt. Uebrigens verlangen, dem Urtheile aller competenten Beobachter zufolge die nigritischen regelmässigen Truppen eine sehr taktvolle Behandlung. Man muss sie zwar freundlich

und zutraulich, aber trotzdem sehr strenge verwalten. Die Führer dieser Leute müssen Männer von Eisen sein und dürfen das Pulver nicht scheuen. Auch soll man sie nicht ungerecht und gehässig tractiren, denn diese heissblütigen Söhne Aethiopiens sind leicht zur Aufsässigkeit geneigt. J. Pallme, ein alter Kenner und sehr gewiegter Beurtheiler nordostafrikanischer Zustände, bemerkt mit Recht, „dass der in der Freiheit erwachsene Neger seinem Vorgesetzten unter die Augen tritt und die Befehle erwartet; werden ihm nun diese so ertheilt, dass sein Ehrgefühl oder sein freier Sinn dabei nicht angetastet wird, so kann auch der Vorgesetzte versichert sein, dass sie pünktlich ausgeführt werden. Doch wehe, wenn der Vorgesetzte es wagen wollte, mit harten Worten oder durch Mishandlungen einen Soldaten zur Verrichtung seines Dienstes zu zwingen, sein Leben wäre augenblicklich gefährdet und ein Aufruhr der ganzen Truppe könnte weitere üble Folgen haben, was auch schon geschehen ist“. Ich selbst, der ich viel mit schwarzen Soldaten persönlich zu thun gehabt, kann obige Angaben Pallme's nur bestätigen. Widerholte schreckliche Aufstände der nigritischen Soldaten, durch entsprechend häufige Treubrüche der ägyptischen Regierung hervorgerufen, so z. B. derjenige zu Tamanjat (1844) und der von Taka (1862), haben gezeigt, wie gefährlich solche Menschen werden können, wenn man sie immer wieder von neuem auf rücksichtslose Weise reizt und maltraitirt.

Vorzügliches leisten afrikanische, namentlich nigritische Kriegsleute in der Vertheidigung. Wie heldenmüthig wehrten sich doch selbst kleine Mengen sehr schlecht bewaffneter Berta und Noba gegen die an Zahl überlegenen, gut armirten und disciplinirten Aegypter, sobald letztere die Berge jener Wilden behufs Erwerbung von Sklaven zu stürmen versuchten. Die Angegriffenen hatten die Ihrigen und ihr Vieh vorher auf den von ihnen bewohnten Berg gebracht. Ein solcher meist aus Granit oder anderm Urgestein

gebildet, mit losen, grössern und kleinern Blöcken übersäet, war durch verhauartige Ausfüllung der zwischen den Blöcken befindlichen Lücken in eine natürliche Festung umgewandelt worden. Wenn nun die von den Aegyptern in Position gebrachten Geschütze gegen einen solchen Berg losdonnerten, wenn die beutegierige Infanterie in Tirailleurketten und geschlossenen Sturmcolonnen die Abhänge zu erklimmen suchte, so war jeder Vertheidiger an seinem Platze. Dann schleuderte man vergiftete Lanzen gegen den Feind, man suchte ihn mit Handwaffen, Steinen, Holzscheiten und mit Krügen voll heissen Wassers zurückzutreiben. Oftmals gab es einen schweren, langewährenden Kampf und von der Zinne manches Bergs der freien Schwarzen musste die stürmende Truppe zerschlagen und blutend sich unverrichteter Sache zurückziehen.

In den Kriegen der Afrikaner gegeneinander wird nach altbarbarischer Sitte das eroberte Land verwüstet, es werden die Städte geplündert und häufig verbrannt, die Gefangenen werden abgeführt; letztere schlachtet und verspeist man oder man opfert sie der „grossen Sitte", weit häufiger aber bringt man sie in die Sklaverei.

Die Afrika seit Menschengedenken verwüstenden Kriege gingen grossentheils aus der Begierde hervor, Sklaven zu erwerben. Erst die vollständige Unterdrückung des Sklavenhandels wird die kriegerischen Gelüste der afrikanischen Häuptlinge und Völker mässigen, bei ihnen der Entwickelung friedlicher Gewerbe Vorschub leisten und damit einem für diese reichen Länder dereinst vielleicht erreichbaren Grad der Civilisirung die Wege ebenen.

Es dürfte wol noch interessant sein, die nähern Verhältnisse in einigen der grössern Nigritierstaaten bei eintretendem Kriegsfall kennen zu lernen. Wenn z. B. in Aschanti ein solcher hereinbricht, so wird der das Heer befehligende Cabocir dadurch bestätigt, dass ihm der König eins der kurzen Schwerter mit goldenem

Heft übergibt und ihm damit dreimal leicht das Haupt schlägt. Der Cabocir schwört dann, das Schwert von Feindesblut geröthet zurückzubringen. Zugleich wird ein das Heer begleitender Sprecher des Königs ernannt, um nach siegreichem Kampf die Unterhandlungen, die Friedensbedingungen zu führen und festzustellen. Kommt es zur Schlacht, so hält sich der Oberbefehlshaber im Rücken des Heeres. Von Schirmträgern, Musketieren und Musikanten umgeben, unternimmt der Feldherr während des Getümmels mit vornehmen Cabocirs ein Spiel, indem er damit seinen Kriegern durch erheuchelte Gleichgültigkeit und Zuversicht zu imponiren sucht; man bringt ihm währenddessen die Köpfe der getödteten Feinde und er setzt seinen Fuss darauf. Die dem Oberbefehlshaber zunächst unterstellten Cabocirs und deren Gefolge treiben die Weichenden mit Schwerthieben in den Kampf zurück und stossen ohne Gnade jeden nieder, der nicht sofort gehorcht. Die Unterhäuptlinge führen das Kriegsvolk in den unmittelbaren Kampf; es wird dabei Salve um Salve abgegeben und nach jeder derselben wird stetig vorgerückt. Endlich sucht man den Feind im Handgemenge zu überwältigen. Da jeder Cabocir seine besondere Hörnermelodie hat (S. 197), die zugleich als Signal im Kriege dient, so wissen alle Soldaten des Heeres mitten in der Schlacht, wo gerade ihre Anführer sich befinden, mögen letztere nun avanciren oder retiriren. Dadurch wird eine gewisse Einheit in die Bewegungen des zur Zeit engagirten Heerkörpers gebracht. Jeder Armee folgen eine Anzahl Fetischpriester; sie sind die Feldgeistlichen dieses Volks von Halbbarbaren; dieselben reissen einigen Feinden das Herz aus und bereiten unter vielerlei Zauberkram namentlich mit geweihten Kräutern für diejenigen, welche noch niemals einen Feind getödtet hatten, eine Speise aus der scheusslichen Trophäe. Damit sucht man die Geister der getödteten Gegner zu versöhnen. Der König und seine Grossen sollen das Herz eines berühmten Feindes unter sich theilen; sie tragen aber

die kleinern Knochen und Zähne erlegter Fürsten mit sich. Wie in Dahome, werden die Kriegstrommeln mit den Oberschädeln und den Unterkiefern der besiegten Feinde verziert. Kehrt ein Feldherr siegreich aus dem Kriege zurück, so wartet er zwei Tage lang vor der Hauptstadt, um den Gruss des Königs und damit die Erlaubniss zu erhalten, seinen festlichen Einzug bewerkstelligen zu dürfen. Berühmten Feldherren gab man früher Beinamen je nach der (stets bestialischen) Art und Weise, in welcher sie die von ihnen gemachten Kriegsgefangenen abzuschlachten pflegten. Es erinnert das an die in den alten verhältnissmässig so hoch civilisirten assyrischen Staaten beliebt gewesenen Proceduren. In unsern Tagen scheint übrigens die Sitte der Aschantis nach der Richtung hin eine nicht ganz unwesentliche Milderung erfahren zu haben. Wie man mir sagte, ist solcher Umschwung einigen in Europa erzogenen Aschantiprinzen und dem Einfluss der maurisch-islamitischen Missionare (S. 207) zuzuschreiben.

Ein Aschantiheer führt übrigens auf dem Marsche nur den jedem Einzelnen zugetheilten Vorrath an Sorghum- und Maismehl mit sich, welches Product mit dem ersten besten Wasser vermischt, gegessen wird; nebenbei kaut man die sehr analeptische Kola- oder Gurunuss. Ein ähnliches Beispiel von Enthaltsamkeit findet sich bei nicht wenigen nigritischen Stämmen, denen der Krieg noch eine Lust ist. Kochfeuer dürfen im Felde principiell nicht angezündet werden, um dadurch nicht etwa den Feind anzuziehen. Jedes Heer wird auch von einer Anzahl noch junger Krieger begleitet, denen die Tödtung und Plünderung der nur verwundeten Feinde obliegt. Es erinnert das sehr an ähnliche Einrichtungen im Heerwesen der Djagga, A-Bantu und anderer nigritischer Stämme.

Wenn die Kimbunda ins Feld rücken, so werden dazu nicht nur das stehende Heer, die sogenannten Elefantensöhne oder Mukan Djamba, welche sonst (ähnlich den Zulu) um ihren Soba her in dessen Palis-

sade leben, sondern auch die Milizen aufgeboten. Die Elefantensöhne rekrutiren sich aus unruhigen, desperaten Elementen des eigenen Landes und aus ausländischen Flüchtlingen. Die Soldaten hier dienen ohne Sold und ohne Kleider, erhalten aber die Hälfte der Kriegsbeute; sie befinden sich daher fortwährend auf Raubzügen. Ihre Waffen bestehen in langen Flinten, Assagaien, Dolchen und kurzen Holzkeulen; letztere, die Hunyas, haben grosse Aehnlichkeit mit den Keulen der A-Bantu. Ein solches Corps sucht seinesgleichen an wildem, wüstem Daraufgehen, Plündern, Sengen und Brennen. Die Kimbundasoldaten zerfallen in Hoka zu je 2—400 Mann; jede Hoka untersteht dem Commando eines Soma-Katito oder Hauptmanns; über diesen steht wieder der Soma-n'-Ukan-Djamba oder Oberfeldherr, der stets aus der Zahl der nächsten Verwandten des Soba gewählt wird. Ihre Kriegszüge gegen die Nachbarvölker, die sie nach Magyar nur in der trockenen Jahreszeit unternehmen, bezwecken blos Raub und werden unter irgendeinem beliebigen, meist schlechtgewählten Vorwande eingeleitet. So z. B. wird ein Nachbarland bezichtigt, durch Zauberei den Regen vertrieben, eine Hungersnoth oder Epidemie veranlasst zu haben u. dgl. Der Soba verkündet dann dem Adel seinen Entschluss zum Kriege und fordert ihn auf, sich mit seinen Hoka am Orte des Rendezvous bereitzuhalten. Freilich leistet der Adel nicht immer Folge, besonders wo keine beträchtliche Beute in Aussicht steht. In solchen Fällen pflegt der Fürst gute Miene zum bösen Spiel zu machen und die widerspenstigen Edelleute nicht zur Verantwortung zu ziehen. Haben sich die bewaffneten Scharen an einem bestimmten Orte versammelt, so werden sie in die Hoka eingetheilt; jede der letztern hat ihre eigene Fahne (von gestreiftem Zeuge) und ihren Soma-Katito. Mit grosser Schnelligkeit operirend, überfallen sie den Feind unvermuthet und liefern, wo dieser Widerstand leistet, ohne weiteres eine blutige Schlacht. Nach erfochtenem Siege metzeln sie die Kinder und

alten Leute nieder, die arbeitsfähigen Gefangenen koppeln sie zusammen und schleppen sie in die Sklaverei. Was irgend transportabel ist, wird geraubt, das Uebrige verwüstet und verbrannt. Dann kehren sie möglichst schnell in die Heimat zurück, weisen die gemachte Beute dem Oberbefehlshaber vor und wenden sich mit ihrem Antheil zu ihren Familien; hier werden sie mit Lobpreisungen empfangen, dann gibt es Schmausereien und andere Vergnügungen zu Ehren der siegreichen Krieger und ist die gewonnene Beute bald verprasst. Oftmals verheimlichen die einzelnen Soldaten einen Theil der von ihnen gemachten Beute, wiewol für ein solches Vergehen nicht nur der Schuldige, sondern selbst seine ganze Familie in die Sklaverei geschleppt werden.

Das afrikanische Weib tritt, namentlich unter Nigritierstämmen, häufig aus dem ihm von der Natur angewiesenen Kreise seiner Wirksamkeit heraus und nimmt an den Handlungen des öffentlichen Lebens einen recht warmen Antheil. Abgesehen von Königinnen und weiblichen Clans-Häuptlingen, die seit den Zeiten des ägyptischen und äthiopischen Alterthums von sich reden gemacht (ich erinnere nur an die grossen Pharaonenweiber und Pharaonentöchter, an die Candacen, die Tem-Bana-Dumba, Anna Xinga u. s. w.), gibt es auch viele sonst unbemerkt bleibende kriegerische Weiber, welche ihr Leben im Felde verbringen und dem wilden afrikanischen Schlachtendienst mit Feuereifer und Cynismus obliegen. Wer möchte nicht an die Amazonentruppen der Könige von Dahome erinnert werden, die, in Regimenter und Bataillone eingetheilt, zu den gefährlichsten Affairen eines selten rastenden Eroberungskriegs benutzt werden. Meist aus Sklavinnen rekrutirt, zum Theil ältlich und verblüht, zum Theil noch jung und anmuthig, mit Antilopenhörnern und bunten Kappen, mit gestreiften Tunicas u. s. w. herausgeputzt, mit langen Schiessprügeln von zum Theil recht veralteter Form und mit Dolchen ausgerüstet,

geben solche Amazonen an martialischer Aufgeregtheit und an Blutdurst keiner männlichen Truppe jenes barbarischen Staats etwas nach. „Wir haben dir Attapam vernichtet, gib uns auch Abbeokuta!“ so kreischten die Amazonen ihrem Gebieter Gezo zu, als sie von dessen Anschlägen gegen die letztere aufblühende Handelsstadt vernommen hatten. Jedermann hat bereits gesehen, wie diese Weibertruppen sich damals vor Abbeokutas Wällen aufgeführt (S. 252).

Stanley fand auch den Kaiser Mtesa von Uganda im Besitz seiner Amazonengarde. „Sie sind alle anmuthig und braun, mit schönen jungfräulichen Busen. Am auffälligsten erscheint uns aber die Wirkung der Disciplin. Jene schüchternen und wachsamen Augen, welche sie auf den Monarchen richten, um seinen leisesten Wunsch zu errathen, beweisen, dass sie, wie ergeben sie ihm auch sein mögen, doch offenbar auch noch bei andern Scenen, als bei denen der Liebe zugegen gewesen sind.“

Wenige Länder der Erde bieten so reiche Jagdgründe dar wie Afrika, die Heimat jener riesigen Vertreter der Affen-, Katzen-, Wiederkäuer- und Dickhäuterfamilien, der grossen Raub- und Laufvögel, Reptilien u. s. w. Auf den ausgedehnten Steppengebieten und in den lichten Buschwäldern dieses Continentes sammeln sich gewisse gesellige Säugethiere und Vögel zu unermesslichen Scharen, welche je nach den Erfordernissen der Jahreszeit und des Nahrungsbedürfnisses weite gemeinschaftliche Wanderungen unternehmen. Noch bis in unsere Tage hinein waren es namentlich die prairieartigen Flächen des Capgebietes, auf denen die Unsummen von beisammenlebenden Antilopen der verschiedensten Arten, der gestreiften Einhufer, der Strausse u. s. w. das Erstaunen unserer Reisenden



Fig. 92. **Mtesa's Amazonen.**

und die Bewunderung der Leser ihrer Beschreibungen erregt haben.

Als Prinz Alfred von England im Jahre 1860 das Capland bereiste, veranstalteten die dortigen Boers ihm zu Ehren am 24. August desselben Jahres ein Kesseltreiben, bei welchem ein ganzer Kafferstamm die Treiber und Schützen abgab und wol gegen 20—30,000 Antilopen zusammengetrieben wurden. Jetzt dürfte es dort mit den schönen Jagdzeiten vorüber sein und es muss jemand schon weit in die Kalihari und darüber hinaus nördlich nach den zwischen 24 und 17° südl. Br. befindlichen Ländern hineinreisen, um grössere Antilopenrudel beieinander zu sehen. Indessen bieten verschiedene Gegenden Afrikas noch so manche unentweihte, reiche Jagdgründe dar.

Unter den Pharaonen wurde die Jagd bereits als noble Passion betrieben. Die Bildwerke der Retu sind voller anziehender und recht deutlich erkennbarer Jagdscenen; so sieht man z. B. zu Theben eine Jagddarstellung, wo Mohorrantilopen *(Antilope dama)*, Gazellen *(Ant. dorcas)*, Sömmerringsantilopen *(Ant. Soemmeringii)*, Difasas *(Ant. defassa)*, Säbelantilopen *(Ant. leucoryx)*, Steinböcke *(Ibex sinaiticus)*, Hasen *(Lepus aegyptiacus)*, Igel *(Erinaceus aethiopicus)* u. s. w., Schakale, gestreifte Hyänen (darunter Weibchen mit Jungen) und Strausse abgebildet sind. Auch Wasserjagden, wobei der noch jetzt in Nubien übliche Wurfstock gegen harmloses Wad- und Schwimmgevögel lebhaft in Gebrauch gesetzt wurde, waren sehr beliebt. Selbst Flusspferde jagte man damals noch im ägyptischen Nil, wo sie schon seit Jahrhunderten nicht mehr anzutreffen sind.

In Aegypten und im Magreb der Khalifenzeit hatte sich von Persien und Kleinasien her eine andere Art Sport eingebürgert, nämlich die Falkenbeize, der noch jetzt einige Grosse, namentlich der intelligente und liebenswürdige Prinz Halim-Pascha, mit Erfolg obliegen. Man richtete hier wol seit alters den

hauptsächlich aus Westasien herübergebrachten (in Aegypten seltenen) Sakr-el-hor *(Falco tanypterus)*, den Sakr-schahini *(F. sacer)* und den Wanderfalken *(F. peregrinus)* ab. Man beizt hier mit den Falken Gazellen, Hasen und Gevögel; selten und nur in Ermangelung eines Bessern, etwa nach Art resignirter Sonntagsjäger, lässt man die Falken auf Ichneumonen oder Springhasen stossen.

Im ägyptischen Delta und im Magreb jagt man noch das Wildschwein, in verschiedenen Districten der Berberei, in Cyrenaica, Konstantine u. s. w. jagt man noch den Löwen, den Panther, die Hyäne und den Wolfshund *(Canis lupaster, Anthus)*. Hier erblüht noch die heroisch-poetische Seite des Jagdvergnügens. Männer wie J. Gérard, K. Zill, E. Tissot u. s. w. sind keineswegs ausgestorben.

Einen grossen Wildreichthum birgt Abyssinien sowol in seinen tiefer gelegenen buschreichen Savannen (Kolla), als in dem Mittelgebirge (Woëna-Dega) und im Hochgebirge (Dega). Während hier Heerden mächtig grosser Tschelada- und Hamadryas-Paviane an den abschüssigen Felswänden der Hochpics umherklettern, wühlt das Hasama- oder Larvenschwein in den abgefallenen Laubschichten der wilden Banane (S. 128), wogegen grosse Antilopen, wie der Agazien *(Antilope cudu)*, die Difasa (S. 280) und das Besa *(Ant. Beisa)*, der Gosch oder Büffel *(Bos caffer)*, das Auraris oder Nashorn und der Elefant in der Kolla weiden. Leider ist der Abyssinier im allgemeinen kein Jäger und auch selten finden sich in dem weiten Lande einzelne kühne, namentlich dem Agauvolke entsprossene Leute, welche mit ihrem schweren Luntengewehr den Königen der Wälder mit Erfolg auflauern.

Grossartige Jagdgründe eröffnen sich noch immer im Gebiete des obern Atbara und seiner Zuflüsse, in den um die Berge der Fundj hergelegenen und in den sich zwischen Kordofan und Dar-Fur erstreckenden (Kadzia-)Steppen. Hier sind es neben Tekarine und

Fundje besonders Bedja, welche der Jagd obliegen. Unter den Homran und Bagara gibt es immer eine Anzahl Agagir, d. h. die „Schwertjäger" S. W. Baker's repräsentirender Leute. Diese desperaten Kerle sind beflissen, den Elefanten, das Rhinoceros und den Büffel mit ihrem langen Sudanschwert (S. 119) anzugreifen. Sie gebrauchen letztere wuchtige Hiebwaffe entweder einhändig vom Rücken des Pferdes oder Dromedars herunter oder zweihändig und dann zu Fuss. Im letztern Falle bewickeln sie den unterhalb der Parirstange befindlichen Theil der Klinge mit Zeug oder mit Leder, nehmen das Heft in die linke, den umwickelten Theil der Klinge in die rechte Hand und vollführen so ihre Streiche mit dem freien scharfgeschliffenen und wohlgefetteten Klingentheil. Gewöhnlich gehen mehrere Agagir zugleich auf die Jagd; sie setzen sich entweder nackt oder nur in den Hüften mit der immerhin etwas unbequemen Ferdah (S. 107) umgürtet, auf das blanke oder gesattelte Pferd. Handelt es sich um die Jagd eines Elefanten, so wird dieser von einem der Reiter durch Zuruf und Geberden zur Wuth gereizt und begibt sich auf die Verfolgung des Feindes; die übrigen Reiter halten dem Koloss dicht nach; mitten im tollen Laufe springt einer der Agagir vom Pferde und schlägt dem Elefanten mit seinem Schwerte die Achillessehne durch. Nicht häufig bedarf es widerholter Hiebe auf die erwähnte sehr empfindliche Stelle. Das also verwundete Thier kann bald nicht weiter vom Fleck und wird alsdann ohne Schwierigkeit getödtet. Die Agagir der Bagara bedienen sich selten des Schwertes, sondern öfter einer Lanze mit langer breiter Spitze, die einer der abgesessenen Reiter dem in erwähnter Weise attakirten Elefanten in den zwischen Geschlechtstheil und Afteröffnung befindlichen, ziemlich hohen und von weicherer Haut bedeckten Raum einstösst. Dass es bei so tollkühnen Jagden öfters nicht ohne Unglücksfälle für die Agagir abgeht, lässt sich wol begreifen.

Der vorzügliche Botaniker und Reisende Th. Kotschy, hat in seinen hinterlassenen Tagebüchern mit lebhafter Farbe die grossen Jagden geschildert, welche alljährlich in den S. 280 erwähnten Kadziasteppen stattfinden. Noch vor, sowie gleich nach der Regenzeit machen die dort wohnenden Nomadenstämme je eine grosse Treibjagd und zwar auf einem zwei bis drei Tagereisen weit sich erstreckenden Terrain. Alle Kamele, Pferde und Ochsen werden bestiegen und mit Wasserschläuchen beladen. Die ganze Menschenmasse beginnt nun das Wild zusammenzutreiben, welches nach dem Orte des Verderbens weichen muss; in einem Thale werden über zehn Stunden weit Schlingen gelegt und die Zwischenräume mit Holz verkleidet, dass die Thiere nur durch einzelne leere Gassen entwischen können. Auf der Seite, hinter dem Thale, reiten Beduinen zu Pferde und tödten die gefangenen Thiere, bevor diese Zeit bekommen, die Schlingen zu durchreissen. Am letzten Tage wird der Jubel am tollsten; dann wird oft die Hälfte der Schlingen von den grössern Thieren fortgeschleppt, manchmal selbst entkommen dieselben noch; häufig springen aber auch die Reiter hinterher, stossen den Opfern ihre Speere in die Seiten oder zerschlagen ihnen mit dem Schwerte die Hinterfüsse (s. oben). Die Regierung ist davon unterrichtet, dass da oft an einem einzigen Tage über 300 Stück zusammengeschlachtet werden. Die Nomaden bezahlen dann auch ihre Steuern an die Aegypter mit grossen Schläuchen aus Antilopenhaut. In Kairo und Alexandria sind alle jene riesigen Ledersäcke, deren ein Kamel nur zwei zu tragen vermag, aus jener Gegend; sie sind theils durch Kaufleute, theils durch die Regierung von dorther gebracht worden. Die in der Kadzia getödteten Thiere sind hauptsächlich Säbel-, Kudu-, Besa-, Addax-, Mohorr- und Kuhantilopen, Buschböcke, Rothböcke, Gazellen und Büffel. Schekh Ismaïl und der Bei in El-Obed (Kordofan) bestätigten die Angaben Kotschy's unter Vorzeigung ungeheuerer, durch die Nomaden der

dortigen Gegend eingelieferter Vorräthe von Schläuchen.[45]

In ähnlicher Weise wird die Jagd bei den Abu-Rof, Fundj u. s. w. betrieben. Manche grössern Arten, wie *Oreas*, *Oryx*, *Damalis*, *Kobus* und *Aegoceros* wehren sich übrigens, verwundet und in die Enge getrieben, ganz verzweifelt.

Die Bedjanomaden benutzen zur Jagd auf kleinere Antilopen auch Schlingen, welche nach Rueppell auf folgende Art bereitet werden: ein acht Zoll grosses kreisförmiges Geflecht mit durchlöcherter Mitte und halbsteifen convergirenden Rippen verbirgt man in nambarer Anzahl über spanntiefe Sandgruben, da wo die Gazellen ihren gewöhnlichen Pfad haben; eine Strickschlinge mit daran befestigtem dicken Knüppel liegt darüber; tritt das sorglos einhergehende Thier auf eins der Geflechte, so befestigen selbige die halbsteifen Rippen an dem einsinkenden Fuss, und beim Aufheben zieht sich die darüberliegende Schleife der Schlinge zu; das davoneilende erschrockene Thier zerschlägt sich mit dem Knüppel selbst die Beine und wird nun von den Hunden ereilt. Letztere, welche auch zur Jagd auf Hasen, Mouflons *(Ovis tragelaphus)*, Stachelschweine, Affen und Antilopen benutzt, gehören der schon bei den alten Aegyptern beliebt gewesenen, grossen (oft sehr schönen) Windspielrasse an, welche häufig steif emporgerichtete Ohren und einen nach oben eingerollten Schwanz zeigt. Auch die Berbern Nordafrikas benutzen den Windhund — Slughi — unter welchen es prachtvoll gestaltete Exemplare und ausgezeichnete Solofänger gibt.

In Nubien existirt eine Art Jägerkaste, im Berberinischen Hauauit genannt, die wie die abyssinischen Woëto, hauptsächlich der Flusspferd- und Krokodiljagd obliegen. Früher, als im nubischen Nil die Flusspferde *(Hippopotamus amphibius)* noch häufiger waren, hatte die Kaste noch mehr Bedeutung als jetzt; indessen wird die von jener ausgeübte Fangmethode noch zur

Zeit in Sennar und in Taka befolgt. Man bedient sich einer Harpune, deren Spitze, spatelförmig und haarscharf, auch mit Widerhaken versehen ist; diese Spitze ist in einen Holzschaft eingefügt und durch einen Lederstrick mit dem langen Leitseile verbunden. An letzterm hängt ein Klotz von leichtschwimmendem Ambatchholze (*Herminiera elaphroxylon*). Man wirft die Harpune von Kähnen oder von Uferklippen und Uferbänken aus auf das Thier; der Schaft fällt von der Spitze ab, wenn diese in das erschreckt in die Weite eilende Ungeheuer eingedrungen ist. Der Schwimmklotz deutet die Stelle an, wo sich das Flusspferd in den Fluten verborgen hält; das Seil wird angezogen, neue Harpunen werden geschleudert. Oft kostet es dem wüthend gewordenen Geschöpfe gegenüber einen heissen Kampf, ehe es endlich gelingt, diesem mit einer Lanze das Rückenmark zu durchstechen. Ist ein Elefant, ein Nashorn oder Flusspferd erlegt worden, so verlässt den sonst so mässigen Bedja seine Natur; alt und jung eilen herbei, um den Cadaver zu zertheilen und dessen Fleisch, oft nur ganz oder halb roh, zu verzehren. Wie hungerige Wölfe schneiden und schinden die Leute an dem Körper herum und lassen nach kürzester Zeit kaum eine Spur von seiner Muskulatur übrig.

Die Nigritier benutzen als Jagdwaffen ausser dem Feuergewehr den Bogen und die Lanze, seltener, so z. B. die Banyay, die langgeschäftete Streitaxt; letztere wird dann in ähnlicher Weise benutzt, wie das Schwert von den Agagir. In gewissen Districten Guineas, bei den Niam-Niam und Manyema blüht die Gorilla- und Chimpansejagd. Da wo in Guinea, am Ogowe und in Mayombe der Gorilla und manche Varietäten des Chimpanse vorkommen, wird ihnen von nigritischen Jägern, namentlich Schekiani, arg zugesetzt, schon um die vielen Nachfragen der europäischen Naturalienhändler und Thiergartendirectoren zu befriedigen; man schiesst die Thiere mit Musketen. So stark diese Bestien auch sind und so verzweifelt sie sich, in die Enge getrieben,

auch wehren können, so halten sie doch meist einem beherzten Angriffe gegenüber nicht stand. Die Wildheit und Kraft des Gorilla sind beträchtlich und dennoch von dem bekannten Abenteurer Du Chaillu sehr übertrieben worden. Die Niam-Niam fangen den Mandjaruma (Schweinfurth's Varietät des Chimpanse) in den Bäumen mit Netzen und Lanzen; sie tödten ihn aus Jagdlust und seines Fleisches wegen. Aehnlich verfährt man in Manyema dem Soko gegenüber, wol auch nur eine Abart des Chimpanse.

Antilopen, Giraffen, Büffel, Elefanten und Nashörner fängt der Nigritier in bedeckten Gruben, an deren Boden auch wol spitze Pfähle angebracht sind, auf denen sich die herunterfallenden Thiere spiessen. Zuweilen gehen auch Löwen, Hyänen und andere Raubthiere in diese Gruben hinein; sie werden dann, wenn jung und weiter nicht verletzt, lebend herausgezerrt oder von oben her mit Lanzen u. s. w. getödtet.

In den Kimbundaländern finden wie bei den Niam-Niam und andern Völkern des Herzens von Afrika, in den trockenen Monaten, wenn das Gras verdorrt ist, und leicht verbrannt werden kann, grosse Jagden statt. Die Bewohner mehrerer Ortschaften versammeln sich zum bestimmten Jagdtage mit Gewehren und Bogen; dann wird im Walde das dürre Gras angezündet und es gibt nunmehr einen heftigen Brand. Der ganze heimgesuchte Raum wird von Jägern umstellt, die nun das erschreckte und vor dem Feuer flüchtende Wild zu Hunderten niederschiessen; dabei kommt es aber vor, dass die in dem Feuerkreise eingeschlossenen grössern Raubthiere, wie Löwen und Leoparden, beim Durchbrechen in ihrem Schreck und in ihrer Wuth die Jäger zerfleischen.

Zu andern malen errichten die Jagdmeister oder Wakongo einen klafterhohen Zaun, ein Mundeo; in diesem sind in engen Abständen Oeffnungen und an diesen sind wieder Fallen angebracht. Letztere sind in folgender Weise eingerichtet: An einem gerade

stehenden Baume wird in geneigter Richtung ein grosses, schweres Holzstück angelehnt und mittels eines hölzernen Zapfens befestigt, an welchem eine dünne Leine angebracht ist, die in der Quere über die Oeffnung des Zauns gezogen wird. Geht nun ein Thier durch diese Oeffnung hindurch, so stösst es an die Leine, zieht diese straff, der Zapfen geht heraus und der herabfallende Klotz erschlägt das Thier. Es erinnert diese Fangmethode an die nach Prinz Max von Neuwied bei den ostbrasilianischen Flüssen (z. B. am Jequitinhonha, Paranahyba u. s. w.) üblichen Mundeos. Vielleicht sind letztere durch die Portugiesen und deren schwarze Sklaven nach Brasilien verpflanzt worden.

Die Flusspferde werden in der ganzen Südhälfte Afrikas in Fallgruben gefangen oder durch Wurf- und durch Fallharpunen getödtet. Letztere beruhen etwa auf dem Princip der Mundeos, nur dass bei ihnen das Fallholz nicht stumpf, sondern mit einer womöglich noch vergifteten Lanzenspitze versehen ist.

Eine grossartige Fanganlage für Säugethiere beschreibt Livingstone bei den zu den Betchuana gehörenden Bakuena; es ist das des Hopo. Derselbe besteht aus zwei Verhauen oder Hecken in Gestalt des Buchstabens V, welche in der Nähe des Winkels sehr hoch und dicht sind; anstatt dass aber beide Hecken im Winkel zusammenstossen, sind sie so angelegt, dass sie eine schmale Gasse von etwa funfzig Armlängen bilden, an deren Ende eine Grube von 6—8 Fuss Tiefe und 12—15 Fuss Breite und Länge angebracht ist. Ueber die Ränder der Grube sind Baumstämme gelegt, besonders über den Rand zunächst der Stelle, wo die gehetzten Thiere in das Loch hinunterspringen sollen und auf der gegenüberliegenden Seite, über welche sie, wie man voraussetzt, versuchen werden zu entkommen, wenn sie hinuntergefallen sind; die Stämme hängen so lose über den Rand, dass sie das Entkommen beinahe unmöglich machen. Das Ganze ist sorgfältig mit kurzen, grünen Binsen bedeckt, wodurch die Vertiefung einer

versteckten Fallgrube ähnlich wird. Da die Hecken gewöhnlich ungefähr eine (englische) Meile lang sind und an ihren Enden etwa ebenso weit voneinander abstehen, so kann ein Stamm, der um die Grube herum einen Kreis von 3—4 Meilen bildet und nach und nach näher zusammenrückt, darauf rechnen, eine grosse Menge Wild (Büffel, Zebras, Giraffen, Halbmond-, Hartebeest-, Schwarzfussantilopen, Gnus, Nashörner u. s. w.) einzuschliessen. Dies wird dann unter Geschrei nach dem engen Theile des Hopo getrieben, die dort versteckten Männer schleudern ihre Wurfspeere unter die bestürzten Rudel hinein, die erschreckten Thiere rennen immer weiter bis zu der Oeffnung, die sich am Ende der zusammenlaufenden Hecken befindet, und stürzen in die Grube, die sich bis zum Rande füllt und einem lebenden Knäuel ähnlich zu sein scheint. Manche entkommen, indem sie über die andern hinwegspringen. Es ist ein grässlicher Anblick: die Männer, vor Aufregung wild, stossen mit wahnwitzigem Vergnügen die lieblichen Thiere nieder, andere von diesen armen Geschöpfen, vom Gewicht ihrer todten und sterbenden Leidensgefährten zu Boden gedrückt, müssen ersticken, und oft gewahrt man, wie bei ihren letzten Versuchen, sich aufzuraffen, die ganze Masse auf und niederwogt.

Auch die Vogelwelt, welche in Afrika durch so zahlreiche, in Gestaltung, Befiederung und Lebensweise so merkwürdige Arten vertreten ist, liefert den Eingeborenen des Welttheils eine ausgesuchte Jagdbeute. Namentlich sind es die vielen Arten der Wildtauben, der Stein-, Francolin- und Perlhühner, der Trappen, Gänse und Enten, welche Gegenstand eines emsigen Jagdbetriebes werden. Dem Strauss wird natürlich überall nachgestellt; denn die stets einen edeln, malerischen Schmuck bildenden Federn dieses Riesenvogels sind für alle Culturepochen, seit den Pharaonenzeiten durch die Periode des mittelalterlichen Ritterthums und der Renaissance hindurch noch bis auf den heutigen

Tag beliebt geblieben. In Nord- und Ostafrika wird der Strauss zu Pferde oder zu Dromedar gehetzt und, wenn ermüdet, mit dem Stock erschlagen. Die Danakil suchen das Thier zu Fuss auf, locken dasselbe durch Schalmeienmusik und erschiessen es mit vergifteten Pfeilen. Die Wanderobo und andere Ostafrikaner stecken an den Legeplätzen dieser Vögel vergiftete Pfeile mit den Spitzen nach oben zwischen die Eier und bedecken sie lose mit Sand. Die Strausse (es brüten abwechselnd Männchen und Weibchen) verletzen sich und sterben nach wenigen Zuckungen. Die Buschmänner, überaus geschickte und muthige Jäger wie auch Fallensteller, werfen eine mit den Federn präparirte Haut des Vogels über den Kopf, ahmen dessen Bewegungen nach, machen die neugierigen Strausse sicher und schiessen sie ebenfalls mit vergifteten Pfeilen nieder. Krokodile werden harpunirt, grosse Warneidechsen werden zum Theil mit Hunden gespürt, Riesenschlangen werden todtgeschlagen. Man verzehrt das Fleisch der Krokodile und Warner, benutzt den Moschus der erstern als Parfüm, von den Schlangen das Fett, die Haut u. s. w.

Die Fischerei ist in vielen Gegenden Afrikas zu Hause. In einzelnen Ländern, z. B. in Abyssinien, sucht man die Fische durch ins Wasser gebrachte (vegetabilische) Gifte zu betäuben, um sie alsdann mit Bequemlichkeit einheimsen zu können. Das Fleisch der Thiere wird durch einen solchen Betäubungsprocess nicht giftig oder anderswie ungeniessbar gemacht. Bekanntlich ist diese Fangmethode auch in den Guyanas, in Brasilien, in Peru sowie in noch andern Erdgegenden üblich. Uebrigens werden die Fische, unter denen namentlich die verschiedenen Welsarten grosse, zum Theil selbst mächtige Exemplare liefern, mit Angeln, Netzen, Reusen gefangen, sie werden, so z. B. am Weissen Nil, vom Floss oder Boot aus harpunirt u. s. w. Viele sehr rohe,

auch in grosser Dürftigkeit lebende Afrikaner, wie die Doko, Abongo, Buschmänner u. s. w., stellen selbst Thieren nach, die schon auf S. 146 aufgeführt worden und nicht mehr als Objecte eines Jagdbetriebs aufgefasst werden können.

13. Sklaverei.

Die Sklaverei, bekanntlich eine uralte Einrichtung, wurde ursprünglich auf Kriegsgefangene ausgedehnt. Hierzu kam der Selbstverkauf aus Verschuldung oder auch augenblicklicher Lebensnoth. Der Verkauf von Kindern oder von sonstigen Angehörigen durch die Aeltern oder durch Verwandte andern Grades, sowie durch die Regierenden oder durch mächtige, auch andern Lebensstellungen angehörende Personen bildet nur eine weitere Entwickelungsform dieser den Menschen zu einem willen- und rechtlosen Gegenstande herabwürdigenden Einrichtung. Afrika war, soweit die ältesten Documente der Pharaonenzeit reichen, vor andern von jeher das Land der Sklaverei. Wie ich bereits früher andeutete, halte ich dies Buch nicht für den Ort, um darin über die so viel besprochene Angelegenheit des Sklavenhandels von neuem eine Discussion zu eröffnen. Ich beabsichtige hier nur, die auf die Sklaverei bezüglichen öffentlichen und Privatverhältnisse in einigen Gebieten des schwarzen Continents einer kurzen Betrachtung zu unterwerfen.

Der Islam gestattet die Sklaverei. Im mohammedanischen Aegypten starrt alles von weissen, abyssinischen und schwarzen Sklaven. Es gab noch bis vor kurzem eine Zeit, in welcher die Märkte voll waren von weissen Mädchen (Garieh-Beda), abyssinischen Mädchen (Garieh-Habeschieh) und schwarzen Mädchen (Garieh-Sudeh). Erstere kamen aus den Kaukasusländern, die abyssinischen aus den amharischen, Gala- und Södama-Gebieten, die schwarzen aus ganz Mittel- und

Ostsudan. Dass es an solcher Waare auch jetzt noch nicht gänzlich fehlt, haben wir schon früher (S. 170) nachgewiesen. E. W. Lane erzählt, dass oft junge ägyptische Mädchen als aus fernen Ländern herstammende Sklavinnen verkauft würden, entweder von ihren Aeltern oder von andern Anverwandten. Solche Mädchen würden mit ihrer eigenen Zustimmung verhandelt, indem man ihnen vorspiegele, dass reiche Kleider und grosse Pracht ihrer warteten. Man gibt ihnen auf, zu sagen, dass sie im frühen Lebensalter von drei bis vier Jahren aus ihrer Heimat fortgeführt seien und dass sie ihre Landessprache vergessen hätten, daher nur noch arabisch reden könnten. Bei der im allgemeinen sehr ausgeprägten physischen Aehnlichkeit zwischen den Fellachmädchen und den Bewohnerinnen der abyssinischen wie der Galaprovinzen ist ein solcher Betrug wohl ausführbar. Ich glaube getrost versichern zu können, dass es selbst einem tüchtigen Kenner der afrikanischen Menschenwelt schwer werden dürfte, nach reiner Autopsie des Aeusserlichen ein dunkles Fellâchmädchen von einer jüngern Gala oder Södama zu unterscheiden. Der Sklave des Mohammedaners muss den Islam annehmen. Aus solchen Leuten sind oftmals recht fanatische und erfolgreiche Vorkämpfer der Religion des Propheten hervorgegangen. Mit Hülfe bigoter und kriegerischer Sklaven haben die Khalifen sicherlich mehr ausgerichtet, als mit ihrer kampfesscheuen, stammverwandten Gesellschaft aus Syrien, Nedsched u. dgl. Die Guss oder Mamlukken, welche so lange die Zügel der Regierung des Nilthals in Händen gehabt, waren bekanntlich ehemalige weisse Sklaven und dabei recht fanatische Gläubige. Selbst die berüchtigte osmanische Kriegerkaste der Yasaki oder Janitscharen bestand ja ursprünglich aus Christensklaven und gewaltsam rekrutirten Kindern der Raja oder christlichen Unterthanen der Pforte. Was diese wüsten, aber tapfern Truppen in islamitischem Fanatismus geleistet haben, erzählt uns die Weltgeschichte.

In mohammedanischen Ländern wird der Sklave im allgemeinen gut gehalten. Er fühlt sich häufig vollkommen als Kind im Hause, erlaubt sich mancherlei Freiheiten und sieht mit Geringschätzung auf die gemietheten Diener herab. Selbst der dürftige Bedja hält seine Sklaven, denen er Feldbestellung und Hirtendienst zumuthet, während er selbst lieber den Krieg und die Jagd pflegt, im allgemeinen gut.

Bekanntlich haben unter den Mohammedanern die Unsitte der Vielweiberei, die ganze Haremswirthschaft und der Cynismus der geschlechtlichen Leidenschaft Veranlassung zur Anfertigung und zum Verkaufe der Eunuchen gegeben. Diese bedauernswerthen Unwesen stehen in manchen mohammedanisch-afrikanischen Staaten in gutem Ansehen, erlangen Aemter und Würden — sie werden zuweilen die absoluten Stützen der Regierenden. So verabscheuungswürdig die ganze Einrichtung nun auch erscheint, so wenig wir gesonnen sind, von seiten jener misgestalteten, oftmals sehr launischen und unliebsamen Halbmänner hervorragend Gutes zu erwarten, so müssen wir dennoch anerkennen, dass aus den Reihen der in mittelafrikanischen Ländern thätig gewesenen Eunuchen auch einige wirklich tüchtige, selbst im Kriegsdienste erprobte Männer, wie z. B. der Besiegte von Bara, der tapfere Misallim-el-Machdum, hervorgegangen sind.

Bei den Nigritiern Ost- und Centralafrikas ist der Sklave theils Handelsgut, theils wird er hier zu häuslichen Zwecken benutzt. Keineswegs selten verfällt er dem Menschenopfer oder gar dem rohen Gelüste der Menschenfresserei. Im allgemeinen ist auch hier die Behandlung der einmal in einer Familie heimisch gewordenen Sklaven keine böse. Selbst bei rohen Heiden nehmen letztere häufig die Stellung von wohl gelittenen Familiengliedern ein; ihr Stolz bläht sich auch hier ebenso wol auf wie unter den Mohammedanern. Eine Ausnahme machen, wie bei den Bekennern der letztgenannten Religion, die Pagazi oder Träger, welche in

Ermangelung von Lastthieren den Waarentransport in Innerafrika besorgen. Diese Leute müssen, unter der Fuchtel hab- und beutegieriger Herren stehend, häufig genug die furchtbarsten Strapazen aushalten und erliegen dabei nicht selten, namentlich in Fällen des Marodewerdens, der allergrausamsten Behandlung.

Aehnlich ist das Verhältniss der Sklaven in den heidnischen Staaten der Guinealänder. Man begegnet hier wie überall in Afrika vielen Zügen von gutmüthiger Rücksichtnahme des Herrn auf seine Sklaven. Die Wolof oder Jolof überweisen einem ihrer Sklaven (oder einem armen Freien) allabendlich denjenigen Antheil des Spätmahls, welcher symbolisch für einen vor kurzem Verstorbenen bestimmt worden ist. Nicht ganz selten verheirathet man einen würdigen Sklaven mit der leiblichen Tochter oder mit einem andern weiblichen Familiengliede. Das Emporkommen von Sklaven zur Häuptlings- oder Fürstenwürde bildet keinen ungewöhnlichen Fall. Bei grausamer und willkürlicher Behandlung ist es in mehrern guineensischen Ländern den Sklaven gestattet, sich einem andern Herrn zu überantworten. Sie können eine gewisse Zeit für ihre eigene Tasche arbeiten, und die ihnen für Vernachlässigungen u. s. w. zudictirten Strafen sind meist nur milde. Bei schwerern Vergehungen werden sie öfter verkauft als getödtet. Ermordung von Sklaven zieht zuweilen ähnliche Folgen nach sich, wie diejenige von Freien. Manche Freigewordene hängen noch dergestalt an ihrer frühern Herrschaft, dass sie mit letzterer ein freundschaftliches Verhältniss unterhalten, die Frauen und sogar Kinder aus ihrem Erwerbe beschenken und mit letzterm zur Hand gehen, wenn einmal in der alten Herrschaft die Noth einreisst. Auch kommt es vor, dass Sklaven sich für ihre Herren freiwillig opfern.

Andererseits fordern hier die bei jeder Gelegenheit (namentlich aber in Aschanti und Dahome) stattfindenden mit dem Aberglauben verbundenen Menschenschlächtereien den blutigen Tod vieler Sklaven. Da erfinden

dann die natürliche Blutgier und Rohheit des Halbbarbaren raffinirte Qualen.

In den so interessanten, von Magyar besuchten und von diesem Reisenden in so meisterhafter Weise geschilderten Kimbundaländern sind die Dongo oder Sklaven das unbeschränkte Eigenthum ihrer Herren. Sie leben im Unterschiede von den Fuka oder Hafuka, welche als Pfänder das Eigenthum ihrer Gläubiger nur bis zu ihrer Auslösung bilden. Als Dongo, die sehr zahlreich vorkommen, finden sich nicht allein kriegsgefangene und gekaufte Aus-, sondern auch viele Inländer. „Denn bei diesen habgierigen, neidischen und in ewigen Streitigkeiten miteinander lebenden Völkern gilt das geringste Vergehen, selbst nur ein unbedachtsam ausgesprochenes Wort, welches ihren dummen Gebräuchen zuwiderläuft, als Kesila-Verbrechen, und weil es kein geschriebenes Gesetz gibt, das Gewohnheitsrecht aber von den Mächtigern nach Willkür und in den meisten Fällen zum Nachtheil der Schwächern gedeutet und angewendet wird, und endlich weil zwischen der Grösse des Vergehens und der Strafe kein gehöriges Verhältniss stattfindet, die Strafe aber immer in einer drückenden Geldsühne besteht. Deshalb dürfen wir uns nicht wundern, dass beinahe die Hälfte der Nation als Sklave der andern Hälfte verkauft wird. Zum Glück ist der Zustand der Sklaven durchaus nicht schrecklich. Die Herren üben eher eine väterliche als herrische Gewalt über ihre Sklaven aus, behandeln sie freundlich und lassen ihnen genug Zeit, um auch ihre eigenen häuslichen Geschäfte verrichten zu können. Ausserdem heirathen die Sklaven stets freie Weiber, führen demnach ein ziemlich bequemes Leben, und ihre Kinder sind, als Eigenthum der Mutter, freie Leute. Die Sklavinnen aber sind meistens die Beischläferinnen ihrer Herren und gehören als solche zu den Familiengliedern."

Magyar beschreibt weiter, dass sich die Sklaven in diesen Ländern entweder durch die sogenannte Watira

oder durch die Schimbika, auch Tombika, der Gewalt ihrer Herren entziehen können. Bei der Watira läuft der Sklave zu geeigneter Zeit einfach davon und flüchtet sich weit weg, womöglich ins Ausland. Bei der Schimkika aber begibt sich der mit seiner Herrschaft unzufriedene Sklave in ein anderes, vorher auserkorenes, womöglich wohlhabendes und einflussreiches Haus, richtet hier willkürlich irgendeinen Schaden an oder tödtet in der Heerde des neuen Herrn ein Rind, brät sich ein Stück von dessen Fleische und erklärt sich als „Sklave“ haftbar für die durch ihn hervorgerufene Unbill. Die Tombikaflucht wird gewöhnlich von solchen Sklaven ins Werk gesetzt, welche eine Familie besitzen. Weib und Kinder folgen dem Geflüchteten nach und gehen in den Besitz des neuen Herrn über. Selbst Freie, welche sich irgendeines Vergehens schuldig gemacht oder welche eine pecuniäre Schuld contrahirt haben, melden sich bei irgendeinem Mächtigen als Sklaven. Der gewesene Eigenthümer ist dann oft noch gezwungen, den ihm durch Schimbika Entfremdeten sowie dessen Kleider und sonstige Habe herauszugeben, namentlich wenn der neue Herr einige Macht besitzt. Die Auslieferung der Geflüchteten ist schwierig und erfolgt wol nur aus ganz besonderer Freundschaft für den frühern Besitzer. Meist fürchtet der Herr den ihm zugelaufenen Sklaven abzuliefern, um sich nicht etwa für die Zukunft die Kundschaft ähnlichgesinnter Leibeigener zu verscherzen, indem nämlich die zur Schimbika Geneigten sich doch lieber einem weniger auslieferungssüchtigen Herrn zuwenden könnten.

Die Sklaverei in den europäischen Colonien ist theils gänzlich abgeschafft, theils wesentlich beschränkt worden. Es ist bekannt, dass die Gesetze in den Sklaven haltenden Ländern diesen Leibeigenen gewisse Gerechtsame liessen, wodurch die gehässigen Seiten des ganzen Verhältnisses gemildert wurden. Aehnliches geschah selbst bei den holländischen Boers in Südafrika gegenüber ihren Hottentottensklaven. Die phlegmatische

Natur dieser Boers milderte das Verhältniss zu ihren lederfarbenen Leibeigenen, welche wol nur einen Theil jener Grausamkeiten zu erdulden gehabt haben, die allzu abolitionistische Reverends und andere Tadelsüchtige den Epigonen der Scheldebewohner zuzuschreiben sich gemüssigt fanden. Gegenwärtig hat übrigens unter britischem Scepter auch sogar diese Wirthschaft aufgehört.



Fig. 93. Der Zwerg Kimenya.

Aber selbst im Angesicht jener berührten Milderungsverhältnisse verdammen wir die Sklaverei namentlich bei den Europäern als eine schändliche Manifestation des menschlichen Eigennutzes, welche keine Sophistik zu beschönigen vermag. In der modernen Culturwelt greift diese Ueberzeugung zum Glück tagtäglich mehr Platz und findet sich jetzt nur selten noch ein verschrobener oder böswilliger Kopf, welcher in die Po-

saune eines Karl Postel (Charles Sealsfield), des frechsten und zugleich schwülstigsten Verfechters jener Menschenerniedrigung, zu stossen wagt.

Im Anschluss hieran will ich bemerken, dass in vielen afrikanischen Ländern sowol Freie als auch Sklaven, welche durch körperliche Eigenthümlichkeiten, durch Gebrechen u. s. w. auffallen, von den Grossen als Merkwürdigkeit gehalten werden. So hat man an manchen nigritischen Höfen Negeralbinos oder Kakerlaken gesehen; Zwerge und Verkrüppelte haben bereits im Dienste altägyptischer Häuptlinge gestanden. In den Gräbern von Beni-Hassan z. B. werden ein Zwerg und ein mit Klumpfüssen behafteter Erwachsener als Hofmerkwürdigkeiten abgebildet. Speke und Grant entdeckten am Hofe des Königs Kamrasi von Unyoro den Zwerg Kimenya. Der geistreiche und für Naturseltenheiten eingenommene Kannibalenkönig Munsa hielt sich der Curiosität wegen seine Akka u. s. w.

VIERTES BUCH.

Krankheiten.

Afrika, unter dessen weiten Landstrichen viele mit Recht zu den sprichwörtlich ungesundesten der Erde gezählt werden, entwickelt eine grosse Anzahl von zum Theil lebensgefährlichen Krankheiten. Ich will hier nur die wichtigsten derselben anführen und nur von ungefähr die Art und Weise schildern, in welcher der Eingeborene diesen Uebeln zu begegnen pflegt.

Obenan stehen in der ungeheuern Zone etwa zwischen dem 17° nördl. Br. und dem 26° südl. Br., zwischen dem Atlantischen und dem Indischen Meere, die Wechselfieber, welche ein Product der Ausdünstung eines meist feuchten, mit vegetabilischen Zersetzungsproducten stehender Sümpfe oder langsam fliessender Ströme geschwängerten Bodens, theils schwer, theils leichter als ein-, zwei-, drei- und viertägige die Befallenen ausserordentlich quälen und schwächen. Diese Fieber richten die daran Leidenden leicht einmal durch lange Dauer zu Grunde; aus ihnen hervor gehen oder es entstehen für sich die remittirenden oder sogenannten hitzigen, von Anfall zu Anfall sich verschlimmernden und die absolut continuirlichen oder anhaltenden Fieber. Beide letztern Formen zeichnen sich durch Lebensgefährlichkeit aus. Auch existiren, namentlich in Ostsudan, Fälle, in denen ein Kranker schon nach einer nur wenig-

stündigen Fieberdauer erliegt. Unzählig sind die pathognomischen Sondergestaltungen, unter denen diese klimatischen Fieber auftreten, unzählig sind deren Verbindungen, Complicationen mit andern Leiden, unzählig erscheinen ihre örtlichen (secundären) Folgeleiden oder Localisationen in entferntern Organen. Darm, Milz, Leber, Lungen und Gehirn sind die Theile, welche bei diesen Erkrankungen am häufigsten in Mitleidenschaft gezogen werden. Complicationen mit Lungenentzündung und Ruhr oder Dysenterie sind nicht gar selten. Auch existiren hier die typhösen, in Europa so wohl bekannten Fieber. Eine in der Leber sich festsetzende Form, das sogenannte biliöse Typhoid, ein naher Verwandter des amerikanischen Gelbfiebers, zeigt sich namentlich häufig in Aegypten. Der sogenannte Hungertyphus suchte schon zu wiederholten malen ärmere Provinzen von Aegypten, Nubien, der Berberei, von Südafrika u. s. w. heim, meist freilich in unmittelbarem Gefolge von Kriegsnoth und Miswachs.

Auch die Cholera hat sich bis tief nach Innerafrika eingeschlichen und hier alle diejenigen Schrecknisse entfaltet, welche in vielen andern Ländern ihre unzertrennlichen Begleiter waren.

Die Pest (Bubonen- oder Beulenpest), früher eine Heimsuchung der afrikanischen Mittelmeerländer und vor allem Aegyptens, scheint seit vielen Jahren eingeschlafen zu sein.

Alle jene Krankheiten treten theils als wuchernde Epidemien, theils endemisch, nur einzeln oder viele Individuen befallend, auf. Sie gehen häufig so sehr ineinander über, ihre Grenzen schwimmen hier und da so gänzlich ineinander, dass es selbst dem wissenschaftlich tüchtigsten europäischen Arzte schwer fällt, eine sichere Entscheidung für die zu wählende Rubrik zu treffen.

Der Skorbut fordert im heissen Afrika so gut seine Opfer wie im kalten Norden; sein Auftreten ist sehr häufig an Noth und Elend, an Ueberanstrengung auf

Reisen und Märschen (z. B. im Kriege), an Nahrungsverderbniss u. s. w. geknüpft.

Dann existiren ferner noch eine Anzahl Krankheiten, welche, wie Aussatz und Lustseuche, sowie einige andere, sich in bösen Geschwürbildungen localisirende und noch kaum näher erkundete Leiden, als constitutionell betrachtet werden müssen. Diese fordern gar viele Opfer. Die Frage, ob die Syphilis eine in Afrika alte heimische Krankheit oder ob sie erst in spätern Zeiten durch Europäer daselbst eingeführt worden sei, ist eine noch unentschiedene, übrigens auch nur sehr schwierig zu entscheidende. Die Spuren der Verheerungen durch diese Krankheit will man bereits an ägyptischen Mumien aufgedeckt haben. Ich selbst, der ich bis auf den heutigen Tag viele Mumienreste untersucht habe, bin zwar nicht im Stande gewesen, Sicheres darüber zu constatiren, will aber doch vor den Forschungen Anderer etwa Erfahrenerer in dieser Hinsicht die Segel streichen. Nach vielem möchte ich annehmen, dass im Herzen von Afrika die Syphilis durch das zuchtlose Gesindel der Sklaven- und Elfenbeinhändler, sowie durch lockere ägyptische Soldaten erst neuerdings eingeführt worden sei. In West- und Südafrika, d. h. in Ländern, welche der innigen Berührung mit Europäern — unter diesen aber fanden sich allzeitig gar böse Buben — ausgesetzt gewesen sind, scheint die abscheuliche Krankheit bereits seit vielen Generationen eingebürgert zu sein.

Dagegen ist der Aussatz in Afrika schon sehr alt, und alle möglichen Formen dieses schrecklichen Leidens, die nur irgend bekannt sind, treten hier in Nord und Süd, in Ost und West zur Beobachtung, ohne dass es bisjetzt gelungen wäre, ihre eigentliche Natur zu ergründen.

Elephantiasis, pachydermatische Hautverdickung, findet sich hier und da, namentlich in Aegypten.

Rheumatismen, und zwar sowol diejenigen der Muskeln, wie auch die mit schweren Herzerkrankungen

verbundenen der Gelenke, treten häufig auf, besonders sind sie aber in Ostsudan beobachtet worden.

Die Lungenschwindsucht ist den afrikanischen Gebieten durchaus nicht fremd. Schwarze, welche aus dem Innern nach der nördlichen Küste, z. B. nach Kairo oder Alexandrien gebracht werden, erliegen daselbst dieser Krankheit ziemlich leicht. Es wird hierdurch die Thatsache nicht beeinträchtigt, dass in solchen Gegenden, wie ferner auch am Cap, lungenkranke Europäer zuweilen Genesung, häufiger aber wenigstens Milderung ihrer Leiden und eine Verlängerung ihrer Existenz zu finden vermögen.

Unter den sogenannten akuten Exanthemen, den hitzigen Ausschlägen, richten die Pocken die schrecklichsten Verheerungen an. Ich will hier nicht auf die Fragestellung seitens einiger Forscher eingehen, ob Afrika als die Heimat dieser Krankheit angesehen werden müsse oder nicht, ich vermag nur soviel sicherzustellen, dass die Afrikaner der verschiedensten Stämme von den Pocken leicht ergriffen werden und dass sie, wo letztere Krankheit sich einmal eingenistet hat, auch gewöhnlich massenhaft an ihr zu Grunde gehen.

Parasitische Thiere belästigen den Afrikaner in Menge. Abgesehen von widrigen Epizoen ragen die Eingeweidewürmer durch ihre Artenzahl und ihre weite Verbreitung hervor. Kaum ein Land der Erde ist so reich an Bandwürmern als Abyssinien. Der häufige Genuss von rohem Fleisch und von rohen, mit Pfeffer, Salz, Galle und Zwiebeln überstreuten Eingeweiden der Rinder, Schafe u. s. w. stehen in causalem Zusammenhange mit jenem seltsam häufigen Vorkommen. Kein Land der Erde bietet aber auch merkwürdigerweise so viel Gegenmittel gegen den Bandwurm dar als das abyssinische Alpenland. Ich erinnere nur an die *Brayera* oder den Kusso, an die *Myrsine* oder *Saoria*, die *Moesa* und ein mir botanisch noch unbekanntes, von König Theodor und seinem Gefolge vor dem Falle Magdalas vielfach angewendetes Wurzelpräparat.

In Aegypten veranlasst ein Rundwurm, das *Anchylostoma*, bei beiden Geschlechtern durch seine Blutungen nach sich ziehenden Bisse in die Darmwand ein schweres, der Bleichsucht ähnliches Leiden. „Wir halten es", sagt Griesinger (der beste Kenner der ägyptischen Krankheitsformen), „für eine sehr mässige Schätzung, wenn wir annehmen, dass der vierte Theil der ägyptischen Bevölkerung in höherm und geringerm Grade an dieser Krankheit leidet; wie enorm der Verlust des Landes an Arbeitskraft, Lebensfreude und an früh hingeraffter Bevölkerung durch dieses Siechthum ist, mag sich jeder selbst berechnen." Allem Anschein nach reicht dieses Leiden bis nach dem Innern von Afrika hinein.

Ein Saugwurm *(Distoma haemotobium)* und dessen Verwandte zeigen sich häufig im Venenblute verschiedener Abschnitte der Baucheingeweide. Blutverluste und sonstige schwere Allgemein- wie auch Localleiden treten im Gefolge eines solchen Vorkommens auf. Diese Thiere sind über einen grossen Theil von Afrika verbreitet. An Rundwürmern ist ebenfalls kein Mangel. Am gefährlichsten ist mit Recht der Medinawurm *(Filaria medinensis)*, welcher durch ganz Afrika in sumpfigen Gegenden acquirirt wird und der seine Einwanderung in den menschlichen Körper entweder noch in Embryonenform, etwa im Innern von niedern Krebsthieren *(Cyclopiden)* durch das Trinkwasser, oder auch, ebenfalls in Larvenform, durch die Haut (entschieden ist noch gar nichts) nimmt. Dieses stark wuchernde Thier muss durch langwierige Processe aus der Haut, unter welcher es seinen Sitz hat, herausgebracht werden; man wickelt dasselbe gewöhnlich heraus. In Brasilien bedient sich die schwarze Gesellschaft dazu kleiner, ganz zierlich gearbeiteter Haspeln.

Dass in Ländern, in welchen die durch starke Hitze hervorgerufene Transspiration, wo Schmuz, Staub und andere äussere Reize die menschliche Haut fortwährend

irritiren, auch mancherlei und sogar recht langwierige Hautleiden entstehen, lässt sich schon ermessen.

Mehr aber leiden hier die Verdauungswerkzeuge und zwar infolge des Klimas, der im allgemeinen dürftigen Lebensweise und wiederum auch gelegentlicher Schwelgerei. Ausser andern, das Darmsystem befallenden Uebeln beherrscht die Ruhr, neben den Fiebern, den pathologischen Zustand dieser gesammten Gebiete. Eine Fülle der mannichfaltigsten Leberkrankheiten befällt hier jeden Stand und jedes Alter. Gefährlich sind namentlich die in heissen Ländern überhaupt verbreiteten Leberentzündungen, welche weitgreifende Geschwürbildungen in diesem edeln Organe nach sich ziehen.

Die Milz krankt sehr häufig an von Fiebern bedingten Anschwellungen, welche selbst spontane Zerreissungen und Berstungen dieses Theils im Gefolge haben können.

Nierenkrankheiten sind ebenfalls häufig, so z. B. stellt sich die Bright'sche nach Fiebern u. s. w. ein.

An Lungenentzündung fehlt es selbst in den Wüsten- und Steppengebieten nicht; namentlich beschuldigt man anhaltendes Wehen des Chamsinwindes als ein den Ausbruch dieses Leidens begünstigendes Moment. Zuweilen treten diese Entzündungen epidemisch auf und entwickeln übrigens eine beträchtliche Lebensgefährlichkeit.

Nervenleiden befallen seltener den in dieser Hinsicht gestähltern Eingeborenen, als den Fremden. Wahnsinn fordert hier überall seine Opfer, namentlich unter den religiösen Schwärmern. In einen Zustand nervöser Erregung, durch Hellsehen, Phantasiren, wilde Träumerei, Schlafwachen u. s. w. sich äussernd, in die Ragle der Araber, versetzen grosse körperliche Anstrengungen unter der sengenden Hitze der Wüsten und Steppen. Die in Loango und Congo so gefürchtete Schlafsucht (*Doënssa do somno* der Portugiesen) beruht vielleicht nur auf einer Hirnhautentzündung. Der

Säuferwahnsinn rafft sowol Europäer als auch Eingeborene dahin.

Ungemein verbreitet sind Augenkrankheiten, zu welchen Sonnenglanz, Hitze, Staub, Unsauberkeit, unvorsichtige gegenseitige Berührungen u. s. w. der Individuen begünstigende Momente abgeben. Mit Recht sehr gefürchtet ist die ansteckende sogenannte ägyptische Augenkrankheit. Während die langwierigen Fälle derselben eine ausserordentliche Hartnäckigkeit entwickeln und die traurigsten Folgen bald für das ganze Auge, bald nur für einzelne Theile desselben nach sich ziehen, wüthen dagegen die acuten in rascher Symptomenentfaltung mit schrecklicher Heftigkeit und zerstören das Auge öfters schon nach sechs- bis siebentägigem Verlaufe. Wie viele Individuen haben doch durch dieses Leiden die Sehkraft eines oder beider Augen eingebüsst. Die ägyptische Augenkrankheit fordert ihre Opfer von der mittelländischen Küste an bis tief nach Nubien hinein. Ganz ähnliche Formen treten auch im Magreb auf und soll man unter den Berbern des Djurdjura gar häufig die traurigen Wirkungen jener Leiden beobachten. Zu den endemischen derartigen Ophthalmien kommen zuweilen verheerende Epidemien, namentlich auf Messen, grossen Märkten, bei Truppenmärschen, Sklavensendungen u. s. w. Im Sudan sind die Augenkrankheiten seltener. Uebrigens herrschen erstere in vielen Theilen Afrikas dergestalt vor, dass ihnen gegenüber die Krankheiten der übrigen Sinneswerkzeuge, wie des Ohrs, der Nase u. s. w. fast in den Hintergrund treten.

Die Geburten gehen bei den afrikanischen Weibern, welche ihre körperliche Entwickelung vollendet haben, namentlich unter den nigritischen Stämmen, meist leicht und glücklich von statten. Es kommt hier vor, dass schwarze Frauen in dieser Stunde auf

freiem Felde gebären und in der nächsten wieder ruhig die ihnen zugewiesene Plantage zu bearbeiten fortfahren. Dagegen erschwert sich dieser natürliche Act gar nicht selten bei den in allzu jugendlichem Alter verheiratheten Aegypterinnen.

Wunden kommen selbstverständlicherweise bei den mancherlei Schädlichkeit ausgesetzten, so häufig sich balgenden und bekriegenden Afrikanern nicht selten zur Beobachtung. Da sehen wir Verletzungen durch die zahlreichen, in Afrika die Vegetation mehrentheils beherrschenden Dorngewächse, durch die Zähne, Hörner und Krallen wilder Thiere, beim ungestümen Ritt in coupirtem Terrain, durch den Biss der Schlangen, der Tausendfüsse, durch den Stich der Skorpione und durch Menschenhand. Vergiftete Wunden, welche auch hier ein Individuum dem andern mittels vergifteter Waffen beibringt, treten natürlich durch ihren besonders rapiden und gefährlichen Verlauf hervor. Wenn es nun, soweit es mir bisjetzt wenigstens bekannt geworden ist, Afrika auch an jenen sehr gefährlichen Giften mangelt, welche, wie z. B. das Wurali oder Curare Südamerikas und wie das Bohon Upas Wasserindiens, die bekannten erschreckend plötzlichen Wirkungen üben, so sehen wir im Milchsafte der Euphorbien, in dem complicirten Gifte der Buschmänner u. s. w. u. s. w. immer doch sehr schwere Folgen hervorrufende Stoffe.

Zu vielen Verwundungen, sogar unbedeutender Art, gesellt sich in den afrikanischen Tropengegenden, wie auch unter gleichen Breiten in andern Ländern der Wundstarrkrampf oder traumatische Tetanus, neben welchem dagegen der spontan aus innerer Ursache entstehende (idiopathische) seltener aufzutreten pflegt. Der Wundstarrkrampf ist ein schweres, meist tödlich endendes Leiden, dessen tückischen Ueberfall niemand vorauszusehen vermag.

Verletzungen infolge von gewöhnlichen Unglücksfällen, wie Knochenbrüche, Verrenkungen u. s. w. werden in gehöriger Zahl wahrgenommen. Interessant ist übrigens bei der grossen Mehrzahl der afrikanischen Stämme deren Unempfindlichkeit gegen körperliche Leiden aller Art, auch bei stattfindenden Verwundungen. Wo nicht Syphilis und andere den Organismus untergrabende Krankheiten vorausgegangen sind oder wo diese nicht als Begleiterinnen auftreten, heilen die Wunden der eingeborenen Afrikaner meistens gut und verhältnissmässig schnell. Weniger gilt dies von Europäern, bei denen sich die Wundenverheilung oft auf langwierige und qualvolle Weise unter Erscheinungen hinausschleppt, wie sie von französischen Aerzten nicht übel als „Phagedänismus der Tropen" bezeichnet worden sind.

Die Krankenbehandlung liegt nur in den Colonien und in den halbcivilisirten Ländern in den Händen europäischer oder doch wenigstens europäisch gebildeter eingeborener Aerzte. Neben diesen treiben sich an manchen Stellen Pfuscher jeglicher Art, der Auswurf unserer Apotheken und Barbierstuben, sowie Gesindel unbezeichenbarer Abkunft als Heilkünstler umher. Uebrigens üben in Afrika, wie schon erwähnt worden, Zauberer, Medicinmänner, alte und junge Weiber die Künste Aesculap's aus. Auch hilft man sich vielfach selbst oder man nimmt nachbarliche Unterstützung in Anspruch. Selbst hierbei geht es selten ohne Aberglauben und Hexenspuk ab. Wir haben schon oben gesehen, was all dieser Teufelskram und Aberwitz so Dummes und Entsetzliches zu Tage fördert. Gerade in der Behandlung und beim tödlichen Ausgange von Krankheiten entfaltet der Afrikaner seine allerhässlichsten, durch finstern Aberglauben beherrschten Charaktereigenschaften. Der Continent liefert viele

vortreffliche vegetabilische Heilmittel. Ein Blick in irgendwelches moderne Handbuch der Arzneimittellehre klärt uns ja über diesen Gegenstand auf. Noch manche Schätze harren übrigens vorläufig wegen der zu schwierigen und kostspieligen Ausbeutung ihrer Hebung. So z. B. die Fieberrindenbäume Centralafrikas *(Crossopteryx)*, welche trotz ihres anscheinend nicht allzu grossen Chiningehalts dennoch ein Zufluchtsmittel für die leidende Menschheit abgeben dürften. Noch manches heilkräftige Samenkorn, Würzelchen oder Kräutlein mag in den Wäldern des dunkeln Erdtheils verborgen vegetiren. Auch soll bemerkt werden, dass mancher eingeborene Arzt, selbst Zauberer, trotz seines Hokuspokus, über gute Medicamente und selbst über gewisse rationelle Curmethoden verfügt, an denen unsere moderne Heilkunde immer noch manches lernen könnte. Das klingt zwar paradox, ist aber dennoch richtig.

FÜNFTES BUCH.

Sprachen.

Der geringe Raum dieser Blätter gestattet natürlicherweise nicht, ein selbst nur einigermaassen erschöpfendes linguistisches Essay über Afrika zu geben oder sogar nur eine genauere Uebersicht über die aufzunehmenden sprachlichen Familien dieses Festlandes zu liefern. Ein System der afrikanischen Sprachen lässt sich zur Zeit noch nicht aufstellen; dazu ist denn doch noch zu vieles dunkel auf dem Gebiet.

Unsere bedeutendsten Sprachforscher scheint ein gewisses Grauen zu befallen, wenn sie einmal das noch so wenig geebnete Feld der afrikanischen Linguistik zu betreten wagen. Nur schüchtern glaubt man sich hier und da einen flüchtigen Blick in das Wirrsal der berberischen, nigritischen u. dgl. Idiome gestatten zu dürfen. Und ist einmal ein kleiner Fund auf diesem Felde gemacht und mühsam geborgen worden, so ruft es immer den Eindruck hervor, als ob der Schatzgräber vor seinem eigenen Werke zurückschrecke und unmittelbar danach beflissen wäre, seine wissenschaftliche Zunft ob dieser Vermessenheit um Verzeihung zu bitten, die begangene sprachliche Versündigung aber durch selbstgeübte Gegenkritik abzuschwächen oder gar zu vernichten. Nach meiner Idee liegt der Grund zu diesem sonderbaren und für den wissenschaftlichen Fortschritt

sehr verhängnissvollen Gebaren nicht allzu fern. Wie die afrikanische Ethnologie nahe bis auf den heutigen Tag unter dem schweren Banne jener festgewurzelten Vorurtheile vom Arier- und Semitenthume seufzt, dem man mit oft falsch verstandenen und falsch angewendeten Begriffen, wie Hamiten-, Atlantikerthum u. s. w. zu Hülfe zu kommen sucht, so lastet auch auf der afrikanischen Sprachforschung jener selbe lähmende Bann. Wie ja alle Somal, Gala, Abyssinier, Aegypter und Berbern „Kaukasier" und „Semiten" oder „Hamiten" sein müssen, wie man selbst um das Semiten- oder Hamitenthum der so schlecht begrenzten Fulahrasse, sogar der Fulbe, zu schachern trachtet, so muss in das Procrustesbett jener herrschenden Anschauungen denn auch die afrikanische Linguistik eingezwängt werden. Man will ja überall nur ethnische und sprachliche Gegensätze zwischen den afrikanischen Schwarzen und den afrikanischen Kaukasiern constatiren, versagt sich aber bald aus Unwissenheit, bald aus Bequemlichkeit, bald aus Rabulisterei die Mühe, nach den Bindegliedern für das eine und das andere Gebiet zu suchen. Es fehlt zwar nicht an hervorragenden Sprachforschern, welche, wie z. B. Steinthal, einen sprachlichen Zusammenhang zwischen semitischen und afrikanischen Idiomen leugnen; man überschätzt zwar sehr häufig den Werth von Lehnwörtern, es tauchen endlich wieder solche Männer auf, welche das Semitische umgekehrt aus dem Afrikanischen abzuleiten beflissen sind; immer aber segelt die Mehrzahl unserer Philologen und Ethnologen unter jener altbekannten Flagge lustig weiter.

Ich selbst habe nach reiflichen Studien die Ueberzeugung gewonnen, dass ein innerer Zusammenhang zwischen den Sprachen von der afrikanischen Nordküste bis zum Cap der Stürme, von den Mündungen des Niger und Zaire bis zu denen des Djuba, Zambezi und Limpopo herrsche. Schon andere haben dies erkannt und hier oder dort davon gesprochen, aber bislang noch kaum den Muth gehabt, die These so scharf

zu setzen, wie der Schreiber dieses Buchs es zu unternehmen wagt. Freilich reicht dieses Werkchen nimmermehr dazu aus, auch nur diese These zu erörtern, zu vertheidigen; dazu bedürfte es einer andern spätern Gelegenheit. Immerhin aber will ich hier wenigstens eine vorläufige Skizze derjenigen Districte zu geben versuchen, innerhalb deren ich mir die afrikanischen Sprachen vertheilt denke. Ich suche dabei, ohne auf eigene Ideen zu verzichten, einen gewissen Anschluss an die Arbeiten der Lepsius, Koelle, Bleek und anderer. Um aber jegliche allzu gelehrte Diftelei zu vermeiden, will ich an dieser Stelle nur mehr allgemeinern geographischen Eintheilungsprincipien zu folgen versuchen.

Nordafrikanische Sprachen: Altägyptisch, Koptisch, Temaschirt oder Tamaschek und andere Berberidiome (Sprache von Siwa und sonstigen Oasen, Schauïa in Algerien, Schelluch in Marokko u. s. w.), Midab to Bedjauïe oder Bedauïe, die Bedja-Sprache, Berberïe, Berberinisch, d. h. Sprache der Berabra am Nil. Die abyssinischen Sprachen (das Gees oder Altäthiopische, das Amharinja, Tigrenja oder Tigrinja, das Nere-bena, das Hamtönga sowie andere dem Agau verwandte Idiome). Es ist nun bei aller unserer Abneigung gegen zu grosse Berücksichtigung angeblich semitischer Verwandtschaften nicht zu leugnen, dass mehrere der abyssinischen Idiome, namentlich das Gees, sich den semitischen oder syro-arabischen Sprachen näher anschliessen. Das Gees ist daher von vielen dem Semitischen geradehin zugewiesen worden, ob mit Recht oder Unrecht, bleibt abzuwarten. Die Bildung und Entwickelung des Gees bleibt vorläufig noch ein Räthsel.

Unter den ostafrikanischen Sprachen unterscheiden wir zunächst die einander sehr verwandten der Danakil, Somal und Gala. Das Kisuaheli schliesst sich nebst dem Kinyamesi, dem Kinika, Kiyao, Kikamba, Kikuyu, Kidjagga, dem Irlaikob (Idiom der Masai und Wakuafi) den Sprachen Innerafrikas an; letztere wollen wir in

diejenigen von Nord-, Mittel- und Südcentralafrika eintheilen. Nordcentralafrikanisch sind das dem Berberinischen so nahe verwandte Nebaui, Nobaui, die Nuba- oder Nobasprache in Kordufan mit ihren Dialekten, ferner das Kondjari oder Gondjari und andere Idiome in Darfur, das Maba in Wadai, das Bagrimma in Bagirmi, das Kanori oder Kanuri in Bornu, das Hausa. Im mittlern Centralafrika treten auf das Funji, Berta, die Denka- oder Dinkasprache, das Schilluk, Nuer, Bari, Niambari, welche einander sämmtlich nahe stehen. Das dem Kafferischen (Bantusprache) nahe verwandte Kinyoro und Kiganda (in Unyoro und Uganda), das Bongo, welches nahe Verwandtschaft mit dem Bagrimma hat, die Idiome der zahlreichen Niam-Niamstämme und der Monbuttu, letzteres anscheinend dem Berberinischen und dem Nobaui sich nähernd. Ueber die zwischen Nyassa- und Tanganikasee einerseits, dem Congo andererseits geredeten Sprachen fehlt uns vorläufig noch jeder nur einigermaassen genügende Ueberblick. Dieselben leiten die südafrikanische Gruppe ein: zunächst das in Angola, Benguella, Londa gesprochene Kimbunda, an welches sich unmittelbar das Otyi-Herero, die Sprache der Ovaherero oder Damara und das Owambo anschliessen sollen. Die südafrikanische Gruppe zerfällt in das mit den ost-, südcentral- und westafrikanischen Idiomen nahe Fühlung nehmende Kafferische, das Tekeza nordöstlich vom Zululande bis gegen den Zambezi hin, ferner in die in Makua, Senna, Tette und andere Dialekte sich spaltenden Idiome von Mossambique, in das Sechuana (Sesuto, Serolong, Sechlapi u. s. w.), das Matabele, Batsoetla oder Baramapulana, das Zulu, Maosu, Matonga u. s. w., ferner in die hottentottischen Dialekte des Nama, Kora, Capisch-Hottentottische, endlich das Buschmannische. Die Verwandtschaft des letztern mit dem Hottentottischen wird neuerdings in Abrede gestellt. Indessen sind die Acten hierüber noch keineswegs geschlossen. In Westafrika haben wir die den Bantu-Sprachen sehr nahe tretenden Idiome von

Congo, das Fjod (Cacongo, Loango), das Mpongwe, Okande und andere Idiome des Gabongebietes. Dann weiter nördlich das Isubu, Dualla, Benga, Dikele, Effik, Ibo, Yoruba, Nupe, Ewe oder Ife, Machi, Dahome, Ueta, Onfue, Onglo, Fanti, Aschanti, Ga oder Akkra, das Otji von Akwapim, das Krebo, Kru, Basa, Bullom, Scherbro und Timne, das Mande (Mandinka, Vey, Susu), Fulfulde (Fulbe- oder Fulan-Sprache) und Wolof. Sehr wenig bekannt sind die Sprachen der Abongo, Akka und anderer sogenannter Pygmäenvölker.

Es geht bei vielen Reisenden die Sage, dass man in Afrika nach einigen Meilen Weges bald einmal auf grundverschiedene Sprachen, als Ueberbleibsel grösserer linguistischer Gebiete treffen könne, welche letztern infolge von politischen Zerstückelungen auseinandergerissen worden. Indessen hält die angebliche gründliche Verschiedenheit näherer Prüfung nicht stand.

Geschrieben werden in Afrika nur das Koptische, das Arabische in den Dialekten von Aegypten, Ostsudan und Magreb, das Temaschek, das Abyssinische, das Vey in eigenen Buchstaben. Diese Sprachen werden auch in ihren Charakteren gedeutet. Für die Schreibung der übrigen afrikanischen Sprachen trifft am besten das von R. Lepsius, von Lee und Norris hauptsächlich ins Leben gerufene, übrigens schon mannichfach modificirte Standardalphabet zu, welches bestimmte Laute durch bestimmte Schriftzeichen wiedergibt und das einzige Mittel zu einer genügenden Verständigung darbietet. Wissenschaftliche linguistische und ethnologische Arbeiten können heutzutage das Standardalphabet nicht mehr entbehren. Zuerst wurde dasselbe von der Church Missionary Society mit Eifer und Beharrlichkeit in Anwendung gezogen; es folgten unmittelbar die Wesleyan Missionary Society, die Société des Missions évangéliques, die London Missionary Society, die Mährischen Brüder, die Rheinische und die Baseler Missionsgesellschaft u. s. w. Unter den Privatreisenden war Verfasser dieses Büchleins in Deutschland einer

der ersten, welcher das Standardalphabet mit unbeugsamer Beharrlichkeit benutzte, nicht ohne dabei dem Spott und der Gehässigkeit selbst solcher Gelehrtenkreise zu begegnen, denen das Ganze eine unbequeme, nur mühselig zu bewältigende Neuerung erschien. Ohne sich durch solches Gebaren im mindesten stören zu lassen, hat der Verfasser die Genugthuung erlebt, eine immer grössere Zahl tüchtiger, auch deutscher Reisender sich das Standardalphabet aneignen zu sehen. Im vorliegenden, für ein grosses Publikum bestimmten Werkchen wurde die Anwendung der Standardlettern vermieden, weil letztere wegen ihrer schwierigen Beschaffung und umständlichen Lesung für populäre Schriften nicht passend erscheinen. Natürlich geht aber auch durch die Nichtanwendung jenes Lettersystems der Namengebung ein guter Theil der sonst so wünschenswerthen Genauigkeit und Consequenz verloren.

Das Arabische, die Sprache des Koran und seiner Ausleger, dringt, wie schon angedeutet worden, zur Zeit in Wort und Schrift in Afrika immer mehr nach dem Innern hin vor, wird hier überall Hauptverkehrsidiom und verdrängt eine eingeborene Sprache nach der andern. Manche der letztern, wie verschiedene Berber- und Bedja-Dialekte, das nubische Berberi und das Funji sind bereits auf bestem Wege, aus den Verzeichnissen der afrikanischen Philologie zu verschwinden. Die Gläubigen schämen sich hier und da schon, ihr oft recht wohlklingendes einheimisches Idiom neben dem biegsamen und einen grossen Wortschatz darbietenden Arabischen hören zu lassen. Ferner tritt in Afrika infolge der Völkerzüge, Kriege und friedlichen Umwälzungen sehr häufig eine Sprache, z. B. einer erobernden Rasse, an Stelle der andern und ist es oft nicht möglich, aus dem augenblicklich bei einem Stamme herrschenden Idiome die Herkunft desselben abzuleiten.

Die mit Standardlettern in verschiedenen Sprachen gedruckte Bibel und die Einführung von Schulen wären die besten Mittel, um der allmählich platzgreifenden

Arabisirung Afrikas in Wort und Schrift Halt zu gebieten, sowie einer Conservirung der eingeborenen Idiome Vorschub zu leisten. Allein wir haben schon oben gesehen, welche Schwierigkeiten die Einführung des Christenthums hier findet; wir werden es daher noch eine Zeit lang erleben müssen, wie der Koran und die Sprache, in welcher derselbe geschrieben, durch die afrikanischen Gaue ihre (freilich nur dürftige Resultate aufweisende) Culturmission erfüllen werden.

SECHSTES BUCH.

Schlussbetrachtungen.

Leitender Gedanke im Vorliegenden war, wie der Leser auch schon bemerkt haben wird, eine wenn auch nur flüchtige Skizze vom Aeussern, von den Sitten und Gebräuchen der afrikanischen Völker geben zu wollen. Dem Ganzen lag die Idee zu Grunde, diese Nationen in ihrem innern Zusammenhange zu betrachten. Nun ist es freilich bei dem heutigen Zustande der afrikanischen Ethnologie kaum ausführbar, eine solche Idee ohne genauere Beweisführung zu verbreiten; für eine solche Beweisführung muss aber bei anderer Gelegenheit ein ausgedehnterer Raum abgepasst werden. Jeder übrigens, welcher obigen Blättern einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird auf eine gute Anzahl von mir mit schlichten Worten hervorgehobener Vergleichungspunkte gestossen sein. Für mich bilden die Afrikaner ein ethnisches Ganzes, dessen einzelne Glieder durch unendlich zahlreiche Uebergänge miteinander in Zusammenhang stehen. Selbst unsere bisjetzt noch so lückenhafte Kenntniss von den afrikanischen Völkern berechtigt uns meiner Ueberzeugung nach immerhin zu dem Schlusse, dass wir hier die Glieder einer in sich geschlossenen Kette anzuerkennen haben. Die physischen Charaktere, die Sitten und Gebräuche, die Sprache u. s. w. gewähren uns die Anhaltspunkte dafür, dass

hier nicht völlig heterogene Bevölkerungselemente sich zufällig nebeneinander gruppirt haben können, sondern dass der afrikanische Continent mit seiner grossartig-einförmigen physischen Beschaffenheit, mit seinem über ungeheuere Gebiete gleichmässig sich erstreckenden Pflanzen- und Thierformen (innerhalb deren freilich auch wieder die Variation sich unendlich thätig zeigt) nur einen einzigen grossen Stock der Menschheit in sich berge. Dieser zeigt sich natürlich mannichfach gegliedert theils durch die unter allen Nationalitäten vorkommende, von mancherlei äussern und innern Bedingungen abhängige Variationsneigung, theils durch Vermischung untereinander, theils durch Krieg, Wanderung und deren Folgen. In dem unruhigen Treiben der lebhaften, zu Veränderungen geneigten afrikanischen Völker sehen wir seit vielen Jahrhunderten Reiche und Stämme entstehen und wiederum vergehen. Staatliche Consolidirung, auf den Schultern kräftiger und kriegerischer Tribus ruhend, findet zwar hier und da statt, ist aber selten von längerer Dauer. Die politische Veränderung ist es, welche, genauer verfolgt, uns hier den Weg zeigt, auf welchem wir scheinbare selbst typische Gegensätze unter den afrikanischen Stämmen sich ausgleichen sehen. Eine solche Ausgleichung vollzieht sich aber auch vor unsern leiblichen Augen, wenn wir die scheinbar auffälligsten Gegensätze einer genauen vergleichend-ethnologischen Musterung unterziehen. Solcher Weg ist zwar höchst mühselig und zeitraubend, er ist jedoch der einzige, welcher zum Ziele führen kann. Ich bin fest überzeugt, dass wir so für gewisse vorläufige Völkerräthsel, wie die Monbuttu nach den Schilderungen Schweinfurth's, wie die Hottentotten, Berbern, Aegypter, die sogenannten Pygmäenvölker, den Modus finden, sie in das System der afrikanischen Nationen ohne Zwang einreihen zu können. Dann, aber erst dann werden wir die Mittel finden, für gewisse extreme Zweige der afrikanischen Völkerfamilie nähere Beziehungen auch zu denen be-

nachbarter Festländer, zunächst Europas und Asiens, zu constatiren. Freilich müssen wir uns, um der über der afrikanischen Ethnologie bis auf den heutigen Tag lastenden Versumpfung zu steuern, gewisser althergebrachter Vorurtheile entkleiden und müssen mancher vielen von uns liebgewordenen Tradition auf unfreundliche Weise entsagen. Wir müssen z. B. den semitischen Einwanderungstheorien Halt gebieten, das Hamitenthum als unbrauchbaren Kram beiseitewerfen, das Kaukasierthum auf Europa und die Europäer beschränken, die Arier theils zu den Keilinschriften und theils zu den Indern verweisen. Vor allem aber müssen wir einen wissenschaftlichen Fetisch, ich meine den blauschwarzen, dicknackigen, schafwoll-behaupteten Phantasienigger ins Feuer werfen. Wir müssen die Afrikaner bei sich selbst aufsuchen und genau erkunden; dazu ist aber nöthig, vorerst besser unterrichtete, wissenschaftlich besser geschulte Reisende nach Afrika zu senden, als dies neuerdings mehrfach ins Werk gesetzt ist, und zwar von nationaler wie auch von internationaler Seite aus. Ich erkläre dies frei und offen selbst auf die Gefahr hin, seitens halbwissender und unklarer Fachgenossen von neuem des Mangels an schuldiger Pietät gegen Vorgänger wie Mitstrebende auf dem Gebiete der Afrikaforschung bezichtigt zu werden!

Eine eigenthümliche Schwierigkeit bieten der ethnologischen Erforschung die Bewohner der afrikanischen Inselwelt dar. Die Guanchen, die alten Bewohner der Canarien, sind zwar hinlänglich auf ihre Berbernatur, auf ihre Verwandtschaft mit den Imoschach im weitern Sinne, geprüft worden. Die nigritischen Baobi's oder Bubis, die Bewohner der Insel Fernão do Po (Fernando Po), machen auf uns vollständig den Eindruck von schwarzen, auf jenes fruchtbare Eiland übergetretenen Bewohnern der das Gebiet der Gabonmündung bewohnenden Völkerschaften. In physischer Hinsicht scheinen die Bubis freilich ausgeartet zu sein und unter

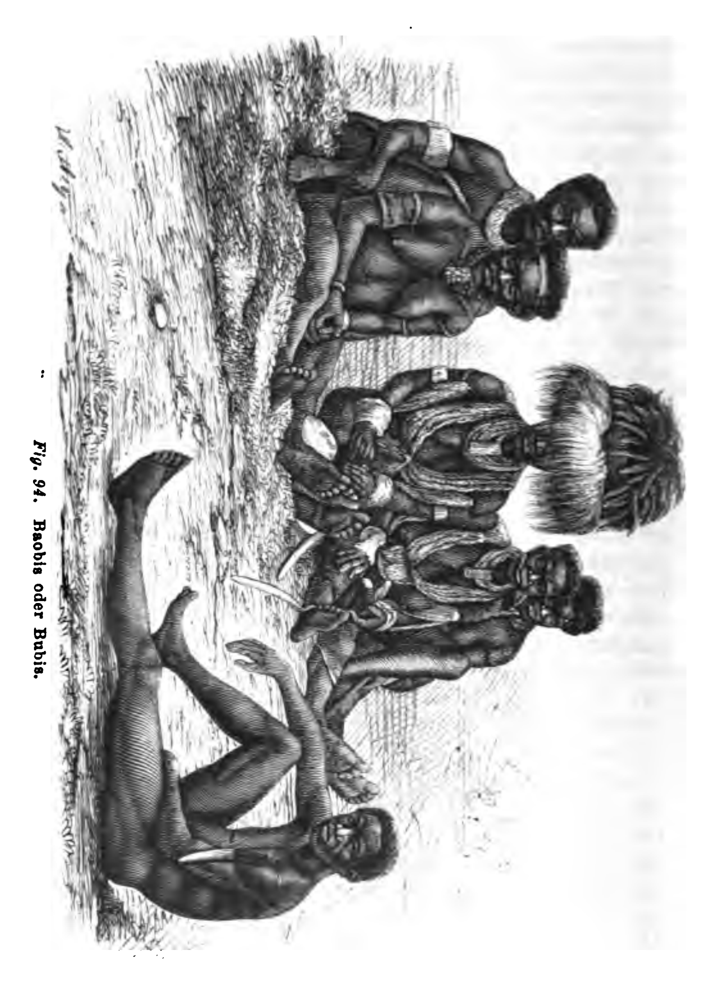


Fig. 94. Baobis oder Bubis.

anderm stark von einer Art des sogenannten Yemengeschwürs geplagt zu werden. Auf der Ilha do Principé, auf São Thomé und Annobom leben heutzutage

neben Europäern und Mischlingen nur Abkömmlinge von Sklaven. Auf den Anjoaneninseln treffen wir als Bewohner eine gemischt nigritische, den Wasuaheli physisch ähnliche Rasse, welche arabisches und selbst indisches oder eranisches Blut in sich enthält. Sehr räthselhaft bleibt dagegen vorderhand Madagascar mit seinen höchst sonderbaren, bald an das gegenüberliegende Afrika, bald an Indien, ja selbst an Amerika erinnernden Naturerzeugnissen. Von der Bevölkerung erzählt man, dass sie theils malaiisch, theils hindostanisch, theils afrikanisch sei. Haben wir es hier in der That mit eingewanderten und an veränderte Lebensbedingungen angepassten Fremdlingen, haben wir es mit Ueberresten einer vorgeschichtlichen, später zum Theil zertrümmerten oder allmählich veränderten continentalen oder auch Inselwelt zu thun? Vorläufig gibt die Wissenschaft noch keine befriedigende Antwort auf diese Fragen. Es bleibt hier noch gar vieles zu thun übrig, wie ja im gesammten Festlande. Die alte bewährte Redensart „Semper aliquid novi ex Africa" wird noch lange ihren Reiz und ihre Gültigkeit behaupten. Ueber das vielfach Ungenügende der Gegenwart wollen wir die Hoffnung auf eine schönere Zukunft nicht verlieren.

Anmerkungen.

1) zu S. 1. Pilgrime aus Turkistân, mit welchem letztern Namen im Orient häufig die innerasiatischen Gebiete von Chiwa, Bochara, Taschkend u. s. w. bezeichnet werden, machen nicht selten einen Abstecher von den heiligen Stätten aus nach Aegypten, wo man sie denn in ihren buntgestickten, mit Wollfranzen besetzten Kegelmützen oder in ihren hohen Turbanen, mit theils scharf gezeichneten, theils stumpfen kirgisisch-gebildeten Zügen umherbummeln sieht. Manche sind Bettlerderwische und Haschasch. (S. 194.)

2) zu S. 1. Die Dellâle oder Mäkler machen sich im ganzen Orient unentbehrlich. Sie sind z. B. sehr brauchbar bei Einkäufen auf den Bazaren, sobald man nur vor augenfälligen Prellereien seitens derselben auf der Hut ist. Klunzinger erzählt, dass die in Kosser landenden Pilgrime ihre unterwegs aufgekauften oder erbettelten Waaren aus Geldnoth durch den Mäkler losschlagen lassen. Waffen, Bücher, Räuchergefässe, Stücken der schwarzen Koralle, Rosenkränze aus diesen oder aus Aloëholz, lederne und metallene Gefässe mit heiligem Semsemwasser gefüllt, Bilderbogen mit den Ansichten der heiligen Stätten, eingewickelte Klösschen mit heiliger Mekka- und Medinaerde, Datteln vom Grabe des Propheten, Zahnstocher und andere Reliquien. (Vgl. Klunzinger, Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere, Stuttgart 1877—79; 2. Aufl., S. 320.) Wir selbst fanden den Dellâl bis nach dem Innern von Afrika hinein verbreitet und erhandelten mit seiner Hülfe von den Funje und Abu Rof am Guleberg jene S. 163 geschilderten Marktproducte. Eine höchst lesenswerthe, an launigen und culturgeschichtlichen Bemerkungen reiche Darstellung der Wirksamkeit persischer Dellâle gewährt uns H. Brugsch in seiner „Reise der königlich preussischen Gesandtschaft nach Persien 1860 und 1861“ (Leipzig 1863), II, 74 fg. In Nordafrika gibt es aber auch Dellâlehs, d. h. weibliche Mäkler. Diese haben

in den Harems Zutritt, verschachern die oft sehr zierlichen Stickereien und andern Handarbeiten der Damen und versehen nebenbei das Geschäft der Katbehs oder professionirten Ehekupplerinnen.

3) zu S. 1. Franken, Effrendj, Singul. Frendji, Frengi, werden in Aegypten im allgemeinen die Inglis oder Engländer, die Fransa oder Franzosen, die Sbaniulin oder Spanier, die Bertukan oder Portugiesen, die Nemsa oder Süddeutschen und Oesterreicher, die Burusianin oder Preussen, Norddeutschen, die Talianin oder Italiener und die Moskob oder Russen genannt. Der Grieche, Rumi, zählt im allgemeinen nicht zu den Franken. Die Osmanen nennt man Turuk (Sing. Turki), die Amerikaner Malekamin. Armenier heisst Armeni.

4) zu S. 2. Der unverdiente Ruf, als Begleiter eines preussischen Prinzensohnes ein hervorragender Arzt zu sein, welche letztere Eigenschaft schon durch mein damaliges jugendliches Alter ausgeschlossen wurde, verschaffte mir Zutritt auch in die Frauengemächer namentlich der Sudanesen. Ich genoss noch mehr Zutrauen als mancher andere reisende Arzt und gewann dadurch in ethnologischer Hinsicht sehr bedeutende Vortheile.

5) zu S. 3. Infolge der Bemühungen eines Sachs, Schweinfurth, Lenz, Falkenstein, Pogge, Hildebrandt und durch eigenen Sammeleifer habe ich ein vorzügliches osteologisches Material über verschiedene afrikanische Stämme zusammengebracht, darunter Specimina von grösster Seltenheit, über welche ich im zweiten Bande meiner „Nigritier" berichten werde. Einige Leichenöffnungen an Schwarzen vollzog ich in Gemeinschaft mit Dr. Th. Bilharz im Spitale Kasr el-Aïn (October 1861) zu Kairo und mit Dr. Alfred Peney (April 1861) im Spitale zu Chartum.

6) zu S. 3. Die Gründe, weshalb ich die Bezeichnung Nigritier in die Wissenschaft eingeführt sehen möchte, habe ich ausführlicher in meinem Aufsatze: „Die Stellung der Funje in der afrikanischen Ethnologie vom geschichtlichen Standpunkte aus betrachtet" (in: Zeitschrift für Ethnologie, 1869, S. 280 fg.), dargelegt.

7) zu S. 3. Die Nigritier. Eine anthropologisch-ethnologische Monographie von R. Hartmann. 1. Theil. Mit 52 lithographischen Tafeln und drei in den Text gedruckten Holzschnitten (Berlin 1876).

8) zu S. 5. Die Musen des Herodotus von Halicarnassus, übersetzt von J. Chr. F. Bähr (Stuttgart 1866), Buch II (Euterpe), Kap. 4.

9) zu S. 6. Die koptische Sprache wird seit etwa tausend

Jahren vom Volke Niederägyptens nicht mehr gesprochen und verstanden, während dies in Oberägypten nach zeitgenössischen Schriftstellern noch bis ins 16. oder 17. Jahrhundert hinein der Fall gewesen zu sein scheint. Selbst heute beten die in den Schulen unterrichteten Kopten in ihrer Sprache. Die Bibel wird in den Kirchen auf koptisch gelesen, jedoch in arabischer Sprache erklärt. Die liturgischen Bücher werden zur Zeit mit arabischen Lettern, wenn auch im koptischen Idiom, geschrieben und gedruckt.

10 zu S. 8. Ueber den „Fetischdienst der alten Aegypter" hat Dr. R. Pietschmann eine sehr interessante Arbeit in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, 1878, veröffentlicht.

11) zu S. 8. Die von mir vorgebrachte Auslegung der Osiris-Sage ist keineswegs neu oder originell, sie ist aber jedenfalls der Denkweise und Naturauffassung der Retu am meisten entsprechend. Osiris versinnlicht das Steigen und die befruchtende Wirkung des alljährlich von den Regengüssen Central- und Ostafrikas geschwellten Nils, wogegen Typhon, des Osiris feindlicher Bruder, die sengenden Wirkungen des Wüstenwindes und die dürren Monate repräsentirt, während welcher letztern der Schöpfeimer und das Schöpfrad arbeiten müssen u. s. w.

12) zu S. 8. Die Retu zwangen nomadisirende, dem eigenen Volke und dem stammverwandten der Bedja angehörende, sowie syro-arabische Stämme, auch Israeliten, zur Sesshaftigkeit und zur Ableistung härtesten Frondienstes.

13) zu S. 9. Vgl. H. Brugsch in der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Neue Folge, XVII, 1 fg. Ferner: Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen (Leipzig 1877), S. 730.

14) zu S. 14. Vgl. Nigritier, Bd. I, Abschn. I, Kap. IV.

15) zu S. 24. Ueber die Verbreitung der Dolmen u. s. w. vgl. Sir John Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit, erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und die jetzigen Wilden. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. Passow (Jena 1874), S. 102 fg.

16) zu S. 26. Hinsichtlich der Fethawie, Redemptores, bemerkt Wetzstein, der gründlichste und gelehrteste Kenner echt arabischen Wesens, dass in den schwersten Fehden der Araber, wo diese sich zu einer förmlichen Schlacht entschliessen müssen, die Hauptaufgaben nicht ihnen selbst, sondern den schwarzen Panzerreitern, athletischen Negersklaven, zufallen. Diese, fast immer im Stamme geboren und, wie die römischen Gladiatoren, nur für den Kampf erzogen, sind die wahren Helden der Zeltlager; sie sind jederzeit

bereit, für den Nutzen und die Ehre ihrer Herren das Leben einzusetzen. Der Araber ist zu klug, als dass er todesmuthig sein sollte, wie das auch eine Menge von Sprichwörtern bezeugt u. s. w. (Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen der berliner Anthropologischen Gesellschaft, 1878, S. 388.)

17) zu S. 26. Unter den Mauren und Maurinnen findet man nicht selten an arabische und jüdische erinnernde Physiognomien. Das rührt her: 1) von der Beimischung einigen wirklich syro-arabischen Blutes; 2) davon, dass viele der in Magreb lebenden Juden zum Islam übergetreten sind und jetzt noch übertreten, dass sie aber in diesem Renegatenzustande sich theils familienweise als „Mauren“ führen oder mit letztern Vermischungen eingehen, die auf Kind und Kindeskind die Spuren der Provenienz hinterlassen; 3) spielen hier zufällige Aehnlichkeiten mit, wie sie überall, selbst gelegentlich innerhalb rein germanischer Familien sich vorfinden.

18) zu S. 27. Die aus einer Vermischung von Berbern, Bedja, Abyssiniern u. s. w. mit Nigritiern hervorgehenden Abkömmlinge erben bei der grossen physischen Verwandtschaft aller dieser afrikanischen Nationen untereinander auch die äusserlichen Merkmale viel dauernder und constanter fort, als wenn Osmanen, reine Araber, Franken u. s. w. mit Nigritiern Vermischungen eingehen, wo es dann oft schon nach wenigen Generationen Rückschläge zum einen oder andern Typus der Aeltern zu geben pflegt.

19) zu S. 34. Vgl. darüber Nigritier an verschiedenen Stellen. Die arabische Sprache verdrängt mit dem Koran und mit den allgemeinen in diesem Idiome schriftlich normirten Ritual- und Moralgesetzen des Islam allmählich die eingeborenen Sprachen. Wo ferner die Osmanen, deren Abkömmlinge und Anhänger sich festgesetzt haben, wird das Arabische als officielle Sprache und als diejenige des öffentlichen Verkehrs auch von oben herab ganz besonders gepflegt und begünstigt. Daneben ist ja das Arabische Hauptidiom vieler Marabouts oder Missionare und der Derwische oder Mönche des Islams.

20) zu S. 34. Baron Pruyssenaere de la Wostyne im Ergänzungsheft zu Petermann's Mittheilungen, Nr. 51, Theil II, S. 7.

21) zu S. 38. Obwol die im Sennar nomadisirenden Djaalin noch ihrem ursprünglichen physischen Bedjacharakter treu geblieben sind, so haben doch die am untern Blauen Nil und am obern Nil wohnenden Angehörigen dieser Nation durch häufige Vermischungen mit Berabra, mit Schilluk,

Funje und andern Nigritiern den erstern eingebüsst. Vgl. Hartmann in: Zeitschrift für Ethnologie, 1879, Heft II.

22) zu S. 40. Crania ethnica; les cranes des races humaines par Quatrefages et Hamy. Mit zahlreichen Holzschnitten und Steindrucken (Paris).

23) zu S. 58. G. Fritsch, Drei Jahre in Südafrika. Reiseskizzen nach Notizen des Tagebuchs zusammengestellt (Breslau 1868), S. 95.

24) zu S. 59. Abbildungen der Zimbaoë oder Zimbabye von K. Mauch in der Zeitschrift für Ethnologie, 1876, Taf. XXII, S. 185 fg., und von Th. Baines, The Gold Regions of South Eastern Africa (London 1877), in letzterm zwei höchst interessante photographische Platten.

25) zu S. 59. Zwei meiner hier in Berlin Medicin studirenden, in Südafrika geborenen Zuhörer, die Herren A. Schultz und A. Krause, versicherten mir wiederholt, grosse individuelle Aehnlichkeiten zwischen gewissen Hagenbeck'schen Nubiern sowie Swazi, Zulu und Suto erkannt zu haben. Vgl. auch Virchow in der Zeitschrift für Ethnologie; Verhandlungen der berliner Anthropologischen Gesellschaft, 1878, S. 402.

26) zu S. 60. Die Fechtweise der Masay wurde auf S. 269 dieses Büchleins erörtert. Ueber diejenige der Zulu vgl. G. Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, ethnographisch und anatomisch beschrieben (Breslau 1882), S. 130.

27) zu S. 61. Nigritier, Bd. 1, Abschnitt I, Kapitel IX.

28) zu S. 61. Die Hottentotten in ihren nähern Beziehungen und in ihren Gegensätzen zu andern afrikanischen Stämmen sind in meinen Nigritiern, I, 489, ausführlicher behandelt worden.

29) zu S. 64. Ueber die Doko habe ich neuere, von mir selbst in Afrika eingesammelte Nachrichten in den Nigritiern, I, 496, veröffentlicht.

30) zu S. 65. E. Marno hat in den Sitzungsberichten der wiener Anthropologischen Gesellschaft, 1875, zu S. 157 zwei in anthropologischer Hinsicht völlig unbrauchbare Caricaturen von Akka abbilden lassen. Recht gut sind dagegen die beiden Figuren in Oberst Chaillé Long-Bey, Central-Africa: Naked truths of naked people (London 1876), S. 264, 267.

31) zu S. 67. O. Lenz, Skizzen aus Westafrika (Berlin 1878), S. 117.

32) zu S. 76. Vgl. Hartmann in der Zeitschrift für Ethnologie, 1869, S. 135 fg.

33) zu S. 154. Ferlini's Fund in den Ruinen von Meroë betraf Kostbarkeiten, die einer der mächtigsten auch auf

den Alterthümern von Ben-Naga dargestellten Candacen angehört haben. Diese zum Theil nach Dessins verfertigten Schmucksachen, wie ihrer noch heut in Sennar und Abyssinien üblich sind, befinden sich zur Zeit im Aegyptischen Museum zu Berlin.

34) zu S. 160. Prof. Worsaa hat einen primitiven, stehenden Webstuhl von den Faröer in seinen: Nordiske Oldsager i det kongelige museum i Kjöbenhaven, S. 159, abbilden lassen.

35) zu S. 164. Köler's Notizen über Bonny (Jena 1843).

36) zu S. 169. Hinsichtlich des von Chartum aus geleiteten durch mich mehrfach gebrandmarkten Sklavenraubes schrieb im Jahre 1862 G. Lejean: „Cette note était imprimée quand l'auteur a eu communication d'un très important travail, paru dans le Zeitschrift fur Erdkunde de Berlin etc. par le Dr. Robert Hartmann. J'applaudis de tout mon cœur à cette expression d'une indignation loyale contre un crime permanent, qui brave, à la fois les lois de l'Europe et celles de l'Egypte elle-même et je regrette seulement que l'auteur ait restreint à 15 pages un sujet qui eût mérité un volume. La chronique du Bahr-el Gazal eût pu lui fournir bien des épisodes qu'il n'a pas connus etc.“ (Annales des voyages, 1862, I, 268.)

37) zu S. 171. L. Magyar über den Handel von Bihe in seinem oft citirten Werke: Reisen in Südafrika in den Jahren 1849—57. Aus dem Ungarischen von Joh. Hunfalvy (Pest und Leipzig 1859), I, 265 fg.

38) zu S. 182. Vgl. Dr. Wangemann, Lebensbilder aus Südafrika (Berlin 1871), S. 12 fg.

39) zu S. 192. Duveyrier, Les Touareg du Nord (Paris 1864), S. 450, 451.

40 zu S. 193. Das Liedchen würde auf Deutsch etwa heissen: Vermaledeit sei Kordufan, wo (in welchem Lande) ein Soldat (des ägyptischen Vicekönigs) den Misallim (den furischen Eunuchen und Feldherrn) erschoss (in der Schlacht von Bara).

41) zu S. 206. Die Religion der Kopten ist die monophysitische oder monothelitische, jakobitische. Oberstes Kirchenhaupt ist der Patriarch (von Alexandrien); unter ihm stehen Bischöfe, Erzpriester, Priester, Diakonen und Mönche. Die Regeln sind sehr streng; häufiges Beten ist Vorschrift und Hypokrisie an der Tagesordnung. Vgl. E. W. Lane, An account of the manners and customs of the modern Egyptians. Verschiedene Ausgaben. 8. Deutsch von J. Th. Zenker (Leipzig).

42) zu S. 208. Ausführlicheres über den merkwürdigen, in Afrika sich hier und da findenden Hundecultus bei Hartmann in der Zeitschrift für Ethnologie, 1870, S. 136—140.

43) zu S. 247. Ueber die Dynastie Salomo's vgl. Nigritier, I, 383.

44) zu S. 247. Ueber die sogenannten abyssinischen Juden oder Falaschas vgl. Nigritier, S. 374.

45) zu S. 284. Vgl. Hartmann, Geographische Verbreitung der im nordöstlichen Afrika wild lebenden Säugethiere. (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, III, 267.)

46) zu S. 313. C. R. Lepsius, Standard Alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems to a uniform orthography in European letters. Edit. II. (London und Berlin 1863.)

Register.

Berichtigung.

Seite 131, Zeile 9 v. u., statt: Malaguettapfeffer *(Amomum granum Paradisi)*, lies: Malaguettapfeffer *(Xilopia aethiopica)*

Autorenregister.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisewerke über Afrika.

Cameron, Verney Lovett. Quer durch Afrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Theile. Mit 156 Holzschnitten, 4 Facsimiletafeln und 1 lithographirten Karte. 8. 1877. Geh. 20 M. Geb. 23 M.

Kremer, Alfred von. Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Mit 1 Karte von Aegypten. 2 Theile. 8. 1863. Geh. 10 M.

Lüttke, Moritz. Aegyptens neue Zeit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts sowie zur Charakteristik des Orients und Islams. 2 Bände. 8. 1873. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 20 Pf.

I. Volk, Volksleben und Dynastie.

II. Staatswesen und Landesverwaltung. Die Europäer in Aegypten. Islam und Christenthum.

Pietsch, Ludwig. Marokko. Briefe von der Deutschen Gesandtschaftsreise nach Fez im Frühjahr 1877. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Prokesch-Osten, Anton Graf, Sohn. Nilfahrt bis zu den zweiten Katarakten. Ein Führer durch Aegypten und Nubien. Mit Karten, Plänen und Abbildungen. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Rohlfs, Gerhard. Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschad-See und zum Golf von Guinea. Mit 2 lithographirten Karten. 2 Theile. 8. 1874—75. Geh. 14 M. Geb. 16 M.

Schweinfurth, Georg. Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im Centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871. Neue umgearbeitete Originalausgabe. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und 2 lithographirten Karten. 8. 1878. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

Schweinfurth, Georg. *Artes Africanae.* Abbildungen und Beschreibungen von Erzeugnissen des Kunstfleisses centralafrikanischer Völker. — Illustrations and Descriptions of Productions of the Industrial Arts of Central African Tribes. Mit 21 lithographirten Tafeln. Fol. 1875. Cart. 24 M.

Soyaux, Hermann. Aus West-Afrika. 1873—76. Erlebnisse und Beobachtungen. 2 Theile. Mit 1 lithographirten Karte. 8. 1879. Geh. 12 M. Geb. in 1 Bande 13 M. 50 Pf.

Speke, John Hanning. Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch. Aus dem Englischen übersetzt. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 2 Karten, 2 Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitten. 2 Theile. 8. 1864. Geh. 18 M. Geb. 20 M. 40.

Stanley, Henry M. Durch den dunkeln Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des Aequatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem Atlantischen Ocean. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von C. Böttger. 2 Bände. Mit Karten und Abbildungen. 8. 1878. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.

Stanley, Henry M. Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. 2 Bände. 8. 1879. Geh. 20 M. Geb. in 1 Bande 22 M. 50 Pf.

Weber, Ernst von. Vier Jahre in Afrika. 1871—75. Mit Abbildungen in Holzschnitt, einem Plane und einer Karte. 2 Theile. 8. 1878. Geh. 20 M. Geb. 23 M.

Buchholz', Reinhold, Reisen in West-Afrika nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen. Nebst einem Lebensabriss des Verstorbenen. Von Carl Heinersdorff. Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. 8. [Unter der Presse.]

